KRIEGS-BLINDEN JAHRBUCH 1952



HERAUSGEGEBEN VOM BUND DER KRIEGSBLINDEN DEUTSCHLANDS E.V.



Wer auf sein Leid tritt,
tritt höher

HÖLDERLIN

KRIEGSBLINDEN-JAHRBUCH 1952

Gesamtgestaltung: Friedrich Wilhelm Hymmen

Urheberrecht bei: Bund der Kriegsblinden Deutschlands e. V., Selbstverlag Wiesbaden, Rheinstraße 73, Telefon 28393. Hauptgeschäftsstelle des Bundes (1. Vorsitzender: Amtsgerichtsrat Dr. Peter Plein): Bonn, Schumannstraße 35. Nachdruck — auch mit Quellenangabe — nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages. Verantwortlich für Anzeigen: Friedrich Klaile, Bund der Kriegsblinden Deutschlands e. V., Selbstverlag, Wiesbaden. Druck: Mainzer Verlagsanstalt und Druckerei Will und Rothe KG., Mainz, Große Bleiche 46—48.

KRIEGSBLINDEN JAHRBUCH

1952

herausgegeben
vom
Bund der Kriegsblinden
Deutschlands e. V.

Bund der Kriegsblinden Deutschlands e. V.
Selbstverlag Wiesbaden



Umschlagentwurf: Prof. Gerhard Ulrich

Weitere graphische Mitarbeiter: Prof. Hans Pape (Holzschnitte, u. a. im Kalendarium), Heinz Ludwig (Federzeichnungen, u. a. Landschaften zu den Verbandsberichten und Seiten 67—69), Günther Büsemeyer (Zeichnungen, u. a. Seiten 57 u. 82), Eduard Busse (zum Bericht über Kreta). Die heiteren Zeichnungen auf Seite 110 sind von Grohé, auf Seite 138 von Resch. Die Vignette unter dem Inhaltsverzeichnis ist von Thomas Zacharias.

Ein Dankwort zum Geleit

Als im Vorjahr das erste Kriegsblinden-Jahrbuch erschien, erwies sich dieser Versuch, in einer breiteren Öffentlichkeit Verständnis für das Schicksal der Kriegsblinden zu erwecken, sehr bald als überraschend erfolgreich. Das ermutigte uns, nun zum zweiten Male ein Kriegsblinden-Jahrbuch herauszugeben, und wir hoffen, daß auch dieses Jahrbuch seinen hohen Zweck erfüllt: Brücken des Verstehens zwischen Sehenden und Kriegsblinden zu schlagen.

Mehr noch als im vorigen Jahrbuch werden Sie in diesem Buch Dokumente und Berichte aus dem Leben der Kriegsblinden finden, und noch mehr als im Vorjahr ist weitaus die Mehrzahl dieser Berichte von Kriegsblinden selbst geschrieben, ein schöner Beweis für die geistige Aufgeschlossenheit und oft auch für den Humor meiner kriegsblinden Kameraden.

Ich möchte an dieser Stelle aber vor allem

ein Wort des Dankes

sagen. Dieser Dank gilt in erster Linie unseren Freunden und Helfern, sowohl denen, die an verantwortlicher Stelle in den Behörden sich unserer Sache immer wieder annehmen oder die als Arbeitgeber einen Kriegsblinden beschäftigen, aber auch all denen, die im stillen und im kleinen einem meiner kriegsblinden Kameraden helfen, mit seinem schweren Leben fertig zu werden, sei es auch nur durch eine Geste oder ein Wort echten Verstehens. Nur dieser Beistand der Sehenden, deren Gemeinschaft wir einst angehört haben und der wir weiter angehören wollen, hat uns ermöglicht, die schweren Hemmnisse in der Gestaltung eines neuen Lebens zu überwinden.

Mein Dank gilt an dieser Stelle auch den treuesten Helfern der Kriegsblinden, unseren Frauen. Sie tragen in Treue und Geduld unser Schicksal mit uns, sie helfen uns über die trübsten Stunden hinweg, sie erfüllen pflegend und betreuend einen Dienst, zu dem sie nur eine starke Kraft des Herzens und der Liebe befähigt.

Dank sei auch all den vielen kriegsblinden Mitarbeitern unseres Bundes gesagt, die uneigennützig und meist unter Opferung ihrer gesamten Freizeit nur den Dienst der Kameradschaft kennen, zu denen der einzelne Kriegsblinde mit seinen Sorgen kommt und nie vergeblich kommt.

Vor allem gelte der Dank aber meinen kriegsblinden Kameraden selbst, die trotz des so maßlos schweren Schicksalsschlags ihrer Erblindung täglich aufs neue dem Dasein abringen, was nur menschenmöglich ist. Diesen Kriegsblinden, die — einer wie der andere — aufrecht, bescheiden und in Würde ihr Schicksal tragen und meistern, ihnen muß einmal dafür gedankt werden, daß ihr Beispiel dem Bund der Kriegsblinden Deutschlands, unserer großen und unverbrüchlichen Schicksalsgemeinschaft, das Ansehen und den Rang gegeben hat, dessen wir uns heute erfreuen dürfen.

Von diesen Beispielen der Schicksalsmeisterung soll auch dieses Buch zeugen, unseren sehenden Mitmenschen als Mahnung und Vorbild.

Amtsgerichtsrat Dr. Peter Plein

1. Vorsitzender des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands e. V.

Was dieses Jahrbuch enthält

Kurze Übersicht über den Inhalt

IV. Kriegsblinde erzählen: Seite

V. Literatur, Kunst und Wissen:

Das Jahrbuch enthält insgesamt 138 Abbildungen





JANUAR

Das Jahr hebt an, wie es vergeht.
Die Kön'ge ziehn, der Steinbock steigt.
Doch immer noch darüber steht
Der Stern, der uns die Krippe zeigt.

Feste und Heiligennamen				Sonnenlauf		NOTIZEN
1	**Di**	**Neujahr**		8.24	16.23	
2	Mi	Namen-Jesu-Fest		8.24	16.24	
3	Do	Genoveva		8.24	16.25	
4	Fr	Titus	☽	8.24	16.26	
5	Sa	Telesphorus		8.23	16.28	
6	**So**	**Hl. 3 Könige / Epiphanias**		8.23	16.29	
7	Mo	Lucian		8.22	16.30	
8	Di	Severinus		8.22	16.31	
9	Mi	Julian		8.21	16.32	
10	Do	Agathon		8.21	16.34	
11	Fr	Hygin		8.20	16.35	
12	Sa	Ernst	○	8.20	16.36	
13	**So**	**1. n. Epiphanias**		8.19	16.38	
14	Mo	Felix		8.19	16.40	
15	Di	Maurus		8.18	16.41	
16	Mi	Marcellus		8.17	16.42	
17	Do	Antonius		8.16	16.44	
18	Fr	Petri Stuhlf. z. Rom		8.16	16.46	
19	Sa	Knut		8.15	16.47	
20	**So**	**2. n. Epiphanias**	☾	8.14	16.48	
21	Mo	Agnes		8.13	16.50	
22	Di	Vinzenz		8.12	16.52	
23	Mi	Mariae Vermählung		8.11	16.53	
24	Do	Timotheus		8.10	16.55	
25	Fr	Pauli Bekehrung		8.08	16.57	
26	Sa	Polykarp	●	8.07	16.59	
27	**So**	**3. n. Epiphanias**		8.06	17.00	
28	Mo	Karl		8.04	17.02	
29	Di	Franz v. Sales		8.03	17.04	
30	Mi	Martina		8.02	17.06	
31	Do	Johann Bosco		8.00	17.08	

FEBRUAR



Der Februar, das ist die Zeit
Der Nörgler und der Narren,
Sie fahren Winters Freud und Leid
Im gleichen Faschingskarren.

NOTIZEN	Sonnenlauf		Feste und Heiligennamen			
	7.58	17.09	1	Fr	Ignatius	
	7.57	17.11	2	Sa	Mariae Lichtmeß	☽
	7.56	17.13	**3**	**So**	**4. n. Epiphanias**	
	7.54	17.14	4	Mo	Andreas Corsini	
	7.52	17.16	5	Di	Agatha	
	7.51	17.18	6	Mi	Dorothea	
	7.50	17.20	7	Do	Romuald	
	7.48	17.22	8	Fr	Joh. v. Matha	
	7.46	17.24	9	Sa	Apollonia	
	7.44	17.25	**10**	**So**	**Septuagesima**	
	7.42	17.27	11	Mo	Desiderius	○
	7.41	17.28	12	Di	Eulalia	
	7.39	17.30	13	Mi	Benignus	
	7.38	17.32	14	Do	Valentin	
	7.35	17.34	15	Fr	Faustinus u. Jovita	
	7.34	17.36	16	Sa	Juliana	
	7.32	17.38	**17**	**So**	**Sexagesima**	
	7.30	17.40	18	Mo	Simeon	☾
	7.28	17.41	19	Di	Gabinus	
	7.26	17.43	20	Mi	Eleutherius	
	7.24	17.45	21	Do	Eleonore	
	7.22	17.47	22	Fr	Petri Stuhlf. z. Ant.	
	7.20	17.48	23	Sa	Petrus Damiani	
	7.18	17.50	**24**	**So**	**Quinquagesima / Estomihi**	
	7.16	17.52	25	Mo	Matthias	
	7.14	17.54	26	Di	Fastnacht	
	7.12	17.56	27	Mi	Aschermittwoch	
	7.10	17.58	28	Do	Leander	
	7.08	17.59	29	Fr	Romanus	



Der im Kriegsblinden-Jahrbuch 1951 gegebene allgemeine Überblick über unsere bayerischen Verhältnisse soll im nachstehenden noch eines der wichtigsten unserer Aufgabengebiete, nämlich die Wiedereingliederung unserer Kameraden in das *Berufsleben*, ergänzen. Es soll an Hand einer 1951 aufgenommenen Statistik ersichtlich gemacht werden. Wie jede Statistik, so kann natürlich auch die unsrige noch keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, um so weniger, als immer noch Umschulungen durchgeführt werden und auch die Erfassung der jetzt in Bayern ansässigen Kriegsblinden noch nicht restlos abgeschlossen ist. Auch durch die Umanerkennung der Renten nach dem Bundesversorgungsgesetz können sich im Personenkreis noch einige Änderungen ergeben. Unsere Statistik erfaßte 1319 Kriegsblinde, die sich wie folgt gliedern:

Stenotypisten sind insgesamt 82, davon untergebracht im öffentlichen Dienst: 54 Kameraden, in Privatbetrieben: 20, noch ohne Anstellung: 7, noch in Umschulung: 1 Kamerad. *Telefonisten* sind insgesamt 89, davon untergebracht im öffentlichen Dienst: 33 Kameraden, in Privatbetrieben: 16, noch ohne Anstellung: 29, noch in Umschulung: 11 Kameraden. *Masseure* sind insgesamt 51 Kameraden, davon untergebracht im Angestelltenverhältnis: 11 Kameraden, in eigener Praxis: 29, noch unterzubringen: 7, noch in Umschulung: 4 Kameraden. Referenten, Sachbearbeiter oder sonst in *gehobener Stellung Tätige* sind insgesamt 31 Kameraden, davon im öffentlichen Dienst: 24 Kameraden, in der freien Wirtschaft: 7. *Bürstenmacher* sind 487 Kameraden, Korbmacher 9, Mattenflechter 4 und Handweber 13 Kameraden. In der *Industrie* sind 48 Kameraden beschäftigt, selbständige Gewerbetreibende sind 62, freiberuflich tätig sind 10, *Landwirte und Kleingütler* 57 Kameraden. Es studieren noch 10, schulpflichtig sind noch 9 Kameraden, für einen neuen Beruf noch nicht umgeschult sind 48.

Berufsunfähig sind 309 Kameraden, davon infolge weiterer schwerer Beschädigungen: 71, infolge fortgeschrittenen Alters oder schlechten Gesundheitszustandes usw.: 238 Kameraden. Als beruflich versorgt gelten deshalb: 67,03 v. H., noch ohne Stellung und in Umschulung: 4,47 v. H., Studierende und Schulpflichtige: 1,44 v. H., noch nicht umgeschult: 0,64 v. H., Berufsunfähige: 23,42 v. H. Die bisherigen Erfahrungen in der berufsfürsorgerischen Betreuung unserer Kameraden lassen erwarten, daß die noch benötigten Arbeitsplätze in absehbarer Zeit vermittelt werden können.
Dem *Alter* nach entfallen die Mitglieder unseres Verbandes auf die Jahrgänge 1871 bis 1880 mit 44 Personen, 1881 bis 1890 mit 144 Personen, 1891 bis 1900 mit 271, 1901 bis 1910 mit 196, 1911 bis 1920 mit 350, 1921 bis 1930 mit 295, 1931 bis 1940 mit 19 Personen.
Nachstehend noch die Anschriften der Obmänner unseres Verbandes: Vorsitzender des Landesverbandes Bayern ist Lorenz *Birngruber*, zur Zeit Söcking üb. Starnberg, Hauptstraße 30; des Bezirks *Oberbayern*: Philipp Schäffer, München 25, Kederbacher Straße 25; des Bezirks *Niederbayern*: Josef Aigner, Landshut, Volksstraße 7; des Bezirks *Oberpfalz*: Emil Eichhorn, Regensburg, Graf-Spee-Straße 6; des Bezirks *Oberfranken*: Josef Lukas, Bayreuth, Hertzstraße 24; des Bezirks *Mittelfranken*: Hans Schott, Nürnberg-O., Mögeldorfer Hauptstraße 62; des Bezirks *Unterfranken*: Josef Friedel, Würzburg, Oberer Bogenweg 29; und des Bezirks *Schwaben*: Christian Wilhelm, Augsburg, Ulrich-Hofmaier-Straße 19.



Die letzten Jahre standen für den Landesverband Berlin im Zeichen härtester Kämpfe um die gesetzliche Regelung der Versorgung für die Kriegsopfer. Ununterbrochene Verhandlungen führten schließlich dazu, daß im Juli 1950 das Berliner Versorgungsgesetz vom Parlament verabschiedet wurde. Es brachte keineswegs die Erfüllung aller Wünsche, aber die Berliner Kameraden sahen doch einen wesentlichen Fortschritt. Schon infolge der insularen Lage Berlins verzögerte sich die Durchführung des Gesetzes, und die Erteilung der Rentenbescheide ging recht langsam vor sich. Mehr als 200 000 Anträge waren zu bearbeiten. Bis zum März 1951 waren rund 50 000 Anträge erledigt. Inzwischen hatte der Bundestag im Dezember 1950 das Bundesversorgungsgesetz verabschiedet, das vom Berliner Abgeordnetenhaus unter dem 5. April 1951 übernommen wurde. Dieser Fortschritt brachte auf der anderen Seite erneut außerordentliche Schwierigkeiten für die Berliner Versorgungsstelle mit sich, denn nunmehr mußten alle bereits erledigten Fälle vom Berliner Gesetz auf das Bundesgesetz neu umgestellt werden.

Nicht nur auf dem Gebiet der Versorgung, sondern auch auf dem Gebiet der Fürsorge bleibt noch unendlich viel zu tun übrig, doch hoffen wir, mit der beabsichtigten Errichtung einer Hauptfürsorgestelle einen erheblichen Schritt vorwärtszukommen. Hemmend stellt sich der beruflichen Versorgung unserer Kameraden die katastrophale Wirtschaftslage Berlins entgegen, leider aber auch außerordentliche Vorurteile und eine oft völlige Unkenntnis der Möglichkeit der Blindenbeschäftigung.

Im November 1950 wurde für unsere Handwerker die Kriegsblindenarbeitsgemeinschaft wieder ins Leben gerufen — aus dem Nichts heraus. Wir erkennen dankbar an, daß wir bei dieser schwierigen Aufbauarbeit von einzelnen Arbeitsgemeinschaften des Bundesgebietes tatkräftig unterstützt wurden. Wir hoffen, den etwa 25 in West-Berlin lebenden, kriegsblinden Handwerkern ausreichend Verdienstmöglichkeit zu schaffen. Leider macht sich infolge der Doppelwährung in Berlin die Konkurrenz des Ostens stark bemerkbar. Die Unterbringung der Industriearbeiter stößt zur Zeit noch infolge des Darniederliegens der Industrie auf kaum zu überwindende Schwierigkeiten.

Auch auf dem Gebiete des Siedlungswesens sind wir nicht untätig gewesen. Durch Kriegseinwirkungen ist ein erheblicher Teil der Eigenheime unserer Kameraden zerstört. Wir sind bemüht, den Wiederaufbau mit allen Mitteln zu fördern. Möglich ist das allerdings nur, wenn zinslose Darlehen in nennenswerter Höhe zur Verfügung gestellt werden.

Von den in West-Berlin wohnenden rund 350 kriegsblinden Männern, Frauen und Kindern gehören zur Zeit 318 dem Landesverband an; die Betreuung erstreckt sich auch auf die Hinterbliebenen der verstorbenen Kameraden. Die Arbeit wird wesentlich erschwert durch die unglückselige Spaltung der Stadt. Daß unsere Kameraden im Ostsektor Berlins von uns nicht so mitbetreut werden können, wie wir es uns selbst wünschen, bedauern wir lebhaft. Immerhin besteht ein reger kameradschaftlicher Kontakt, und wir haben auch mancherlei Hilfe leisten können.

All diese vielfältige Arbeit bis hin zur Mitwirkung bei der Durchführung des Versorgungsgesetzes muß von den Vorstandsmitgliedern ehrenamtlich geleistet werden. Leiter des Landesverbandes ist nach wie vor Kamerad Axel Bischoff, Berlin-Lichterfelde-West, Marschnerstraße 15 (Tel. 73 13 28). Ihm stehen als treue Mitarbeiter zur Seite die Kameraden Willy Lüdecke (als Schriftführer und Stellvertreter des Vorsitzenden), Günter Böttcher (als Kassierer), Hermann Näther und Günther Schirmer (als Beisitzer).



MÄRZ

Die erste Unrast bringt der März,
Die Sonne zwickt, es klopft das Herz,
Der Schnee wird alt und neu das Gras,
Man hofft und weiß noch nicht, auf was.

Feste und Heiligennamen				Sonnenlauf		NOTIZEN
1	Sa	Albinus		7.06	18.00	
2	**So**	**1. Fastensonntag / Invocavit**		7.04	18.01	
3	Mo	Kunigunde	☽	7.01	18.04	
4	Di	Kasimir		6.59	18.06	
5	Mi	Friedrich		6.57	18.08	
6	Do	Perpetua		6.55	18.09	
7	Fr	Thomas v. Aquin		6.52	18.11	
8	Sa	Johannes v. Gott		6.50	18.13	
9	**So**	**2. Fastensonnt. / Reminiscere**		6.48	18.14	
10	Mo	40 Märtyrer		6.46	18.16	
11	Di	Eulogius	◯	6.44	18.18	
12	Mi	Gregor d. Große		6.42	18.20	
13	Do	Euphrasia		6.40	18.21	
14	Fr	Mathilde		6.37	18.22	
15	Sa	Longinus		6.35	18.24	
16	**So**	**3. Fastensonntag / Oculi**		6.33	18.26	
17	Mo	Gertrud		6.30	18.28	
18	Di	Cyrillus v. Jerus.		6.28	18.29	
19	Mi	Mittfasten	☾	6.26	18.31	
20	Do	Joachim		6.24	18.33	
21	Fr	Benedict		6.21	18.34	
22	Sa	Oktavian		6.19	18.36	
23	**So**	**4. Fastensonntag / Lätare**		6.17	18.38	
24	Mo	Gabriel, Erzengel		6.14	18.40	
25	Di	Mariae Verkündigung		6.12	18.41	
26	Mi	Lindger		6.10	18.42	
27	Do	Rupert		6.08	18.44	
28	Fr	Guntram		6.06	18.46	
29	Sa	Eustasius		6.04	18.48	
30	**So**	**Passions-Sonntag / Judica**		6.02	18.49	
31	Mo	Balbina		5.59	18.50	

APRIL



April ist eigentlich ein Weib
Und heilt die Frauenhasser
Abwechselnd, wie der Pfarrer Kneipp
Mit Sonne, Luft und Wasser.

NOTIZEN	Sonnenlauf		Feste und Heiligennamen			
	5.56	18.52	1	Di	Hugo	
	5.54	18.54	2	Mi	Franz v. Paula	☽
	5.52	18.56	3	Do	Richard	
	5.50	18.57	4	Fr	Isidorus	
	5.48	18.59	5	Sa	Vinzenz Ferrer	
	5.46	19.00	**6**	**So**	**Palmsonntag**	
	5.43	19.02	7	Mo	Hermann	
	5.41	19.04	8	Di	Albert	
	5.39	19.06	9	Mi	Maria Cleophä	
	5.36	19.08	**10**	**Do**	**Gründonnerstag**	○
	5.34	19.09	**11**	**Fr**	**Karfreitag**	
	5.32	19.11	12	Sa	Karsamstag	
	5.30	19.12	**13**	**So**	**Ostersonntag**	
	5.28	19.14	**14**	**Mo**	**Ostermontag**	
	5.26	19.16	15	Di	Anastasia	
	5.24	19.17	16	Mi	Drogo	
	5.22	19.18	17	Do	Anicet	☾
	5.20	19.20	18	Fr	Eleutherius	
	5.18	19.22	19	Sa	Werner	
	5.16	19.24	**20**	**So**	**Weiß. Stg. / Quasi modo geniti**	
	5.14	19.25	21	Mo	Anselm	
	5.12	19.27	22	Di	Soter u. Cajus	
	5.10	19.29	23	Mi	Georg	
	5.08	19.30	24	Do	Adalbert	●
	5.06	19.32	25	Fr	Markus Evang.	
	5.04	19.34	26	Sa	Kletus	
	5.02	19.36	**27**	**So**	**2. n. Ost. / Misericord. Domini**	
	5.00	19.37	28	Mo	Vitalis	
	4.58	19.39	29	Di	Petrus, Märtyrer	
	4.56	19.40	30	Mi	Katharina v. Siena	



Auch während des Jahres 1951 hat sich das Antlitz der Freien Hansestadt Bremen weiterhin erheblich verändert. In reger Bautätigkeit wurden sowohl Geschäfts- als auch Wohnviertel wieder aufgerichtet; ferner entstand eine Reihe neuer Straßenzüge. Maßgeblich für die Bedeutung Bremens als „Schlüssel zur Welt“ ist das Leben im Hafen. Selbstverständlich wurde daher der Wiederherstellung und Erweiterung der hafenbetrieblichen Anlagen besondere Aufmerksamkeit gewidmet und die Arbeiten mit äußerster Sorgfalt und nach den modernsten Gesichtspunkten vorangetrieben. Man kann behaupten, daß der Hafen nahezu seine Friedenskapazität wieder erreicht hat. Das kennzeichnet den Hansegeist, der Bremen eigen ist, den Weitblick und die zutreffende Vorausschau seiner führenden Persönlichkeiten.

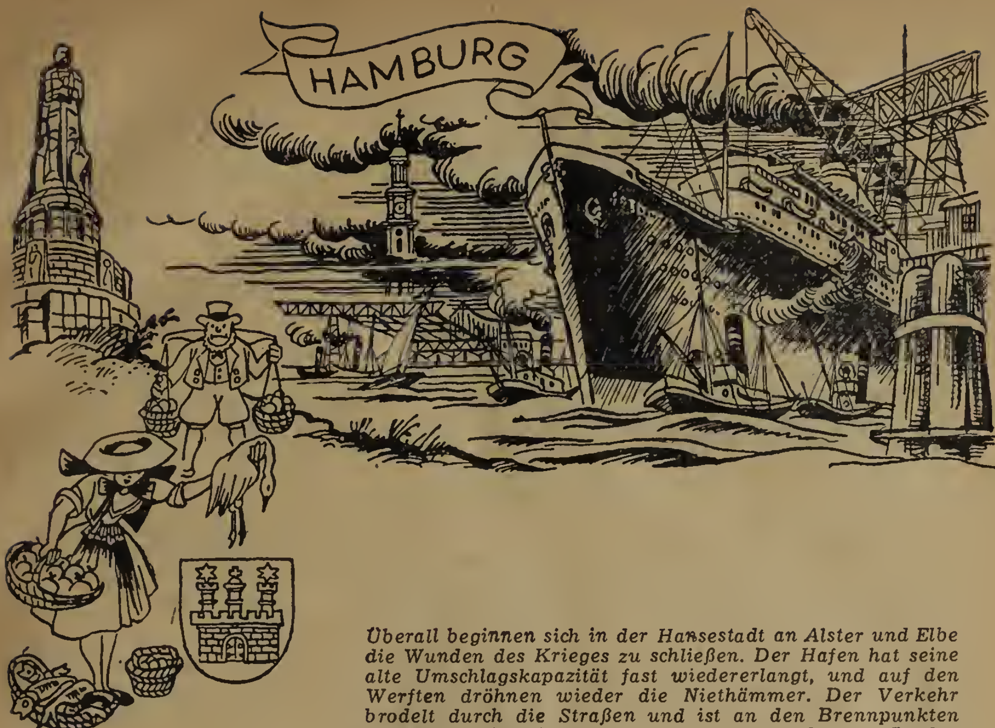
Mit der Wiederaufrichtung Bremens als Hafen- und Industriestadt verband sich für die Kriegsblinden naturgemäß die Möglichkeit weiteren Arbeitseinsatzes. Die Beschäftigtenziffer hat sich weiterhin erhöht, und es sind nicht nur Bremer Kameraden in Arbeit vermittelt worden, sondern auch einige aus den niedersächsischen Randgebieten. Wenn auch im Jahre 1951 die in unserer gemeinnützigen Arbeitsfürsorge zusammengeschlossenen Handwerkerkameraden (Bürstenmacher) nicht annähernd voll beschäftigt werden konnten, weil es der Auftragsmangel nicht zuläßt, so hegen wir doch die Erwartung, daß in Zukunft weitere größere Betriebe dazu übergehen, bei der Vergebung von Aufträgen auf Bürstenwaren unsere gemeinnützige Einrichtung zu berücksichtigen.

Von den im Jahre 1950 vorliegenden etwa 21 Meldungen für den Bau eines Eigenheimes konnten sieben berücksichtigt und der Bau zum Abschluß gebracht werden. Es war für die Erledigung der Bauvorhaben ein Zeitraum von drei Jahren vorgesehen. Infolge der eingetretenen Teuerung herrschte bei den nächsten sieben Kameraden eine durchaus begreifliche Zurückhaltung. Es ist in Bremen wie überall: es müßten für die Verwirklichung des Siedlungsprogramms weitaus günstigere Bedingungen geschaffen werden, so daß z. B. auch solche Kameraden bauen können, die nicht noch zusätzlichen Arbeitsverdienst haben, sondern nur ihre Versorgungsbezüge.

Der bisherige Mitgliederstand im Lande Bremen hat sich mit rund 60 Kameraden auf gleicher Höhe gehalten. Die Abgänge haben sich durch die Zugänge ausgeglichen. Der Prozentsatz der in Arbeit befindlichen Kameraden beträgt 68. Infolge Alters oder zusätzlicher Leiden nicht mehr arbeitseinsatzfähig sind 24 Prozent. Schwer zu vermitteln sind 8 Prozent. Die Zahl von 68 Prozent als in Arbeit befindlichen Kameraden bedarf allerdings einer Korrektur durch den Umstand, daß die als Bürstenmacher tätigen Kameraden doch nur höchst unzureichend beschäftigt sind. Den größten Raum nehmen die Industriearbeiter ein, es folgen dann die Telefonisten und die Stenotypisten, anschließend die Bürstenmacher und schließlich die Akademiker.

Die Hauptfürsorgestelle hat weiterhin wie bisher in den erforderlichen Fällen die modernsten Arbeitsgeräte für Telefonisten und Stenotypisten zur Verfügung gestellt. In Bremen war man schon 1950 beispielgebend mit der Einführung des Diafons vorangegangen, eines Diktiergeräts mit Magnetophon-Schallplatten, das sich für Blinde vorzüglich eignet.

Die Anschrift des Landesverbandes (1. Vorsitzender: Heinr. Kuhlmeier) lautet: Bremen, Leher Heerstraße 22.



Überall beginnen sich in der Hansestadt an Alster und Elbe die Wunden des Krieges zu schließen. Der Hafen hat seine alte Umschlagskapazität fast wiedererlangt, und auf den Werften dröhnen wieder die Niethämmer. Der Verkehr brodelt durch die Straßen und ist an den Brennpunkten geradezu beängstigend, und in dem Strom der schaffenden Menschen finden auch unsere Kriegsblinden allmorgendlich den Weg zu ihrem Arbeitsplatz, treu geleitet von ihren Frauen, einem Berufskollegen oder von ihrem Vierbeiner. Täglich haben 98 Führhunde die schwere Aufgabe, ihren Herrn durch das Gewirr hastender Menschen sicher ans Ziel zu bringen. So schalten sich in die Betriebsamkeit einer Weltstadt auch unsere Kameraden ein und versuchen, an ihrem Arbeitsplatz Vollgültiges zu leisten. Daß sie das vermögen, beweist der mannigfache Einsatz der Kriegsblinden in vielen Sparten des Berufslebens unserer Stadt. Natürlich findet man in der Stadt des Handels auch selbständige Kaufleute, die trotz ihres verlorenen Augenlichts die Führung ihres Geschäftes bewältigen. Beamte und Angestellte gehen in der öffentlichen Verwaltung ihren Pflichten nach, geben im Getriebe eines Großstadtbahnhofs den erstaunten Reisenden freundliche Auskünfte; massieren in den Krankenanstalten ihre Patienten, übertragen aus dem Punktschriftstenogramm Geschäftsbriefe in alle Welt, stellen in großen Telefonzentralen Verbindungen her und sorgen in den Abhörkabinen des Nordwestdeutschen Rundfunks mit für einwandfreie Sendungen. Die Industrie beschäftigt viele Kameraden, und in Röhren- und Zigarettenfabriken beim Packen sowie in Polstereien und Sattlereien der Bundes- und der Hochbahn leistet so mancher Vorbildliches. Im Rahmen einer Arbeitsgemeinschaft vereinigen sich unsere Bürstenmacher und überzeugen ihre Käufer von der Qualität ihrer Ware. Auch in akademischen Berufen fehlen unsere Kriegsblinden nicht, und auf der Universität bereiten sich noch einige auf ihr Examen vor. Aber die Arbeit als schicksalüberwindendes Element fordert auch ihren Tribut, und nach vollbrachtem Tagewerk ist Entspannung und Erholung besonders wichtig. Der Kriegsblinde kann sie nur in seiner Familie und dem ihm vertrauten, gemütlichen Heim finden. Aus dieser Erkenntnis bemüht sich der Landesverband besonders, die Sehnsucht nach einem Eigenheim oder der eigenen Wohnung zu stillen. Das ist trotz des Entgegenkommens des Hamburger Senats nicht leicht, denn die ständig steigenden Baukosten verursachen unerträgliche finanzielle Belastungen. Gerade in einer Großstadt aber braucht der Kriegsblinde ein Zuhause, wo er in Ruhe und Geborgenheit seine Nervenbatterien wieder auffrischen kann.

Alle Sorgen und Nöte des Alltags jedoch versucht schließlich eine weitgehende kulturelle Betreuung zu verscheuchen. Täglich sind unsere Kriegsblinden Gäste der Hamburger Bühnen und Konzertinstitutionen, denen für diese Gastfreundschaft unser ganz besonderer Dank gilt. — Die Wunden unserer Stadt vermag eine kluge Planung wohl zu heilen, doch das Leid und die Schmerzen, die der Krieg den Menschen an Leib und Seele zufügte, können nur gelindert werden durch Freundlichkeit, Verständnis und Entgegenkommen aller unserer sehenden Mitmenschen. In weitem Maß wird uns dieses Verständnis bereits entgegengebracht und wir sind dafür sehr dankbar. Viel bleibt aber noch in Werbung und Aufklärung zu tun übrig.

Die Anschrift des Landesverbandes (1. Vorsitzender Ewald Meyer): Hamburg 39, Georg-Thielen-Gasse 15.



MAI

Der Mai ist noch ein junger Mann,
Doch gibt er wie ein Alter an.
Der Maibaum prunkt, die Fahne fliegt,
Er tut, als ob er schon gesiegt.

Feste und Heiligennamen				Sonnenlauf		NOTIZEN
1	Do	Phil. u. Jakobus		4.54	19.41	
2	Fr	Athanasius	☽	4.52	19.43	
3	Sa	Kreuzauffindung		4.50	19.44	
4	**So**	**3. n. Ostern / Jubilate**		4.48	19.46	
5	Mo	Pius V., Papst		4.47	19.48	
6	Di	Joh. v. d. lat. Pforte		4.45	19.49	
7	Mi	Stanislaus		4.43	19.50	
8	Do	Michaels Erscheinung		4.41	19.52	
9	Fr	Gregor v. Nazianz	○	4.39	19.54	
10	Sa	Antonius		4.38	19.56	
11	**So**	**4. n. Ostern / Cantate**		4.36	19.57	
12	Mo	Pankratius		4.35	19.58	
13	Di	Servatius		4.34	20.00	
14	Mi	Bonifatius		4.32	20.02	
15	Do	Sophia		4.30	20.03	
16	Fr	Joh. v. Nepomuk	☾	4.29	20.04	
17	Sa	Ubaldus		4.28	20.06	
18	**So**	**5. n. Ostern / Rogate**		4.26	20.07	
19	Mo	Petrus Cölestin		4.25	20.09	
20	Di	Bernardin		4.24	20.10	
21	Mi	Felix		4.22	20.12	
22	**Do**	**Himmelfahrt**		4.21	20.13	
23	Fr	Desiderius	●	4.20	20.14	
24	Sa	Johanna		4.18	20.16	
25	**So**	**6. n. Ostern / Exaudi**		4.17	20.17	
26	Mo	Philipp Neri		4.16	20.18	
27	Di	Beda		4.15	20.20	
28	Mi	Wilhelm		4.14	20.21	
29	Do	Maximus		4.13	20.22	
30	Fr	Felix I., Papst		4.13	20.23	
31	Sa	Petronilla	☽	4.12	20.24	

JUNI



Der Juni ist das Blumenboot,
Auf dem der Sommer Hochzeit hält.
Die ersten Beeren werden rot
Und todverliebt ist alle Welt.

NOTIZEN	Sonnenlauf		Feste und Heiligennamen			
	4.11	20.25	**1**	**So**	**Pfingstsonntag**	
	4.10	20.26	**2**	**Mo**	**Pfingstmontag**	
	4.10	20.27	3	Di	Klothilde	
	4.09	20.28	4	Mi	II. Quatember	
	4.08	20.29	5	Do	Bonifatius	
	4.08	20.30	6	Fr	Norbert	
	4.07	20.31	7	Sa	Robert	
	4.06	20.32	**8**	**So**	**1. n. Pfingsten / Trinitatis**	☺
	4.06	20.32	9	Mo	Primus u. Felicianus	
	4.06	20.33	10	Di	Margareta	
	4.06	20.34	11	Mi	Barnabas	
	4.06	20.35	**12**	**Do**	**Fronleichnam**	
	4.05	20.35	13	Fr	Anton v. Padua	
	4.05	20.35	14	Sa	Basilius	☾
	4.05	20.36	**15**	**So**	**2. n. Pfingsten / 1. n. Trinit.**	
	4.05	20.36	16	Mo	Benno	
	4.05	20.37	17	Di	Adolf	
	4.05	20.37	18	Mi	Marcus u. Marcell.	
	4.05	20.38	19	Do	Gervasius u. Protasius	
	4.05	20.38	20	Fr	Herz-Jesu-Fest.	
	4.05	20.38	21	Sa	Aloisius	
	4.05	20.38	**22**	**So**	**3. n. Pfingsten / 2. n. Trinit.**	●
	4.05	20.38	23	Mo	Edeltraut	
	4.05	20.38	24	Di	Joh. d. Täufer	
	4.06	20.38	25	Mi	Prosper	
	4.06	20.38	26	Do	Johannes u. Paulus	
	4.07	20.38	27	Fr	Sieben Schläfer	
	4.07	20.38	28	Sa	Leo II.	
	4.08	20.38	**29**	**So**	**4. n. Pfingsten / 3. n. Trinit.**	
	4.08	20.38	30	Mo	Pauli Gedächtnis	☽



In Frankfurt am Main herrscht reges Leben. Die schrecklichen Zerstörungen des Krieges werden mit bewundernswerter Aktivität überwunden. An dieser Wiederaufbauarbeit haben auch die Kriegsblinden Anteil. Hier in Frankfurt befindet sich die Geschäftsstelle des Landesverbandes Hessen vom Bund der Kriegsblinden Deutschlands. Anschrift: Frankfurt, Stuttgarter Straße 21. Landesverbandsvorsitzender ist Ludwig Eckert, Oberstedten (Taunus), Friedrichstraße 8. Ihm steht als 2. Vorsitzender der Kamerad O. Hessen (Frankfurt-Niederrad) zur Seite sowie als Schatzmeister der Kamerad J. Erb.
In Frankfurt befindet sich auch die größte Bezirksgruppe des Landesverbandes mit ihrem Bezirksleiter Fritz Cyrus, Frankfurt-Ginnheim, Am eisernen Schlag 48. Diese Bezirksgruppe zählt 140 Mitglieder und umfaßt auch Offenbach, Hanau, Bad Nauheim und andere Orte. — Fährt man mit der Eisenbahn zwei Stunden in nördlicher Richtung, so kommt man in die oberhessische Kreisstadt Gießen, wo wir mit 120 Kriegsblinden die zweitstärkste Bezirksgruppe des Landesverbandes vorfinden. Bezirksleiter ist Karl Jäger, Oberwetz (Kr. Wetzlar). Es ist ein sehr ausgedehntes Bezirksgebiet, das von einem Teil des Westerwaldes bis hin zur fruchtbaren Wetterau reicht. Am Rande des Vogelsberges liegt Bad Salzhausen mit dem schönen Kriegsblinden-Kurheim, in dem schon Hunderte von Kameraden Erholung und Freude gefunden haben. — Weiter nordwärts geht die Fahrt durch das gesegnete Lahntal zur alten Universitätsstadt Marburg, im deutschen Blindenwesen durch die Einrichtung der Blindenstudienanstalt besonders bekannt. Viele Kriegsblinde haben hier ihre Reifeprüfung und ihr Studium absolviert. Die Bezirksgruppe umfaßt 96 Mitglieder. Bezirksleiter ist Werner Schleenvoigt, Marburg, Universitätsstraße 17. Hier ist naturgemäß der Prozentsatz kriegsblinder Geistesarbeiter und Studenten besonders groß. — 96 Mitglieder zählt auch die Bezirksgruppe Kassel, die von Walter Rosner, Kassel, Karolinenstraße 14, geleitet wird und die sich über Hofgeismar und Hersfeld bis nach Bebra erstreckt. Kassel hat unter den Kriegsfolgen besonders zu leiden, zählt die meisten Arbeitslosen und wurde zum Notstandsgebiet erklärt. So führt auch die gemeinnützige Arbeitsgemeinschaft der kriegsblinden Handwerker, die für Hessen hier in Kassel ihren Sitz hat, ebenfalls von Walter Rosner geleitet, einen sehr schweren Kampf um den Absatz ihrer Ware. Immerhin konnte der Umsatz von Jahr zu Jahr gesteigert werden. — Wenn in Kassel noch der Winter herrscht, so zieht südlich von Darmstadt schon der Frühling ein. Hier im Bezirk wohnen 57 Kriegsblinde. Ihr Bezirksleiter ist Georg Sauerwein, Darmstadt-Eberstadt, Oberstraße 33. — Auch in der Landeshauptstadt Wiesbaden hat eine Bezirksgruppe des Landesverbandes Hessen ihren Sitz. Sie zählt 39 Mitglieder. Bezirksleiter ist Heinrich Funk, Wiesbaden-Kostheim, Schiersteiner Straße 7. Vor 1945 gehörten zu diesem Bezirk auch Gebiete des jetzigen Landes Rheinland-Pfalz. — Der kleinste Bezirk schließlich hat seinen Sitz in der alten Barock- und Bischofsstadt Fulda und zählt 37 Mitglieder unter Leitung von Theo Kremer, Fulda, Peterstor 15. Der Bezirksbereich erstreckt sich vor allem über das Gebiet der hohen Rhön, einer zwar landschaftlich reizvollen, aber auch sehr kargen Gegend. All diesen Kriegsblinden in Hessen zu helfen, mit ihrem Schicksal in sozialer, aber auch zutiefst in seelischer Hinsicht fertig zu werden, das ist die Aufgabe des Kriegsblindenbundes. Wir hoffen, mit der Lösung dieser Aufgabe auch im vergangenen Jahr einen Schritt weitergekommen zu sein.



Der Landesverband Niedersachsen umfaßt 1000 Kriegsblinde. Das Schwergewicht seiner Arbeit für die Kameraden hat sich im letzten Jahre auf die Berufsfürsorge, die Stellenvermittlung, die Arbeitsbeschaffung für die Handwerker und die Wohnungsfürsorge verlagert.

Die Berufsfürsorge bemüht sich in ausgezeichneter Zusammenarbeit mit dem Landesarbeitsamt und den Hauptfürsorgestellen, einen Teil der zu Handwerkern ausgebildeten Kameraden an geeignete industrielle Arbeitsplätze zu bringen. Durch einen Erlaß des Landesarbeitsamtes Niedersachsen werden bei der Arbeitsvermittlung Vertrauensmänner aus den Reihen des Kriegsblindenbundes zu Rate gezogen, ein Verfahren, das sich bestens bewährt hat. Besonders günstig entwickelte sich die Vermittlung bei Büroberufen (Telefonisten und Stenotypisten).

Die schwierigste Aufgabe besteht darin, die über 300 Handwerker ausreichend mit Arbeit zu versorgen. Die im Jahre 1951 gegründete Niedersächsische Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge ist bestrebt, diese Frage in gründlicher und vorsichtiger Aufbauarbeit zu lösen. Diese Einrichtung arbeitet auf gemeinnütziger Grundlage und steht unter unmittelbarer Leitung des Landesverbandes. Sie richtet ihr Hauptaugenmerk darauf, den Warenabsatz zu erweitern und wendet sich dabei vor allem an die Behörden, die gebeten werden, in größtmöglichem Umfange ihren Bedarf durch Erzeugnisse des Kriegsblindenhandwerks zu decken. Die Niedersächsische Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge unterhält eine Hauptstelle in Hannover und Zweigstellen in Braunschweig und Leer (Ostfr.) Der Neuaufbau war nur möglich mit den Mitteln, die durch eine Sammlung 1950 von der Bevölkerung Niedersachsens zur Verfügung gestellt wurden.

Im Rahmen dieser Arbeit verdient ein besonderer Plan des Landesverbandes erwähnt zu werden: Verständnisvoll unterstützt durch staatliche und kommunale Stellen gelingt es, der Gruppe kriegsblinder Weber, die ausschließlich Ostvertriebene sind, eine geschlossene Siedlung mit einem gemeinsamen Werkraum am Stadtrand von Hannover zu errichten.

Mit dieser Planung ist das vielleicht dringendste Problem in Angriff genommen: von den niedersächsischen Kriegsblinden haben 45 Prozent ihre Heimat im Osten verloren. Viele von ihnen leben noch in unerträglichen Wohnverhältnissen. Der Landesverband und seine Untergliederungen bemühen sich, die Voraussetzungen für den Bau von Eigenheimen zu schaffen. Es gibt schon ausgezeichnete Beispiele hervorragender Unterstützung dieses Bemühens einiger Kreis- und Gemeindeverwaltungen. Unsere Arbeit geht dahin, das Verständnis für diese dringliche Aufgabe auf die breiteste Grundlage im ganzen Lande zu stellen.

Die wichtigsten Anschriften: Landesverbandsleiter ist Albert Bierwerth, Göttingen, Hainholzweg 17; Leiter der Niedersächsischen Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge: Walther Bode, Langenhagen-Hann., Robert-Koch-Straße 12; Leiter der Berufsfürsorge: Alfred Jonas, Hermannsburg/Celle, Turnerstraße 14; Bezirksleiter sind: August Harms, Hannover-Kleefeld, Hoppestraße 5; Hermann Kalweit, Braunschweig, Fasanenstraße 53; Paul Porzig, Salzderhelden, Kr. Einbeck, Einbecker Straße 2; Friedr. Buchholz, Hameln, Goethestraße 14; Karl Schreiber, Lüneburg, Salzstraße 28; Heinz Köppe, Buxtehude, Ernst-August-Straße 1; Aug. Martens, Oldenburg, Bachstraße 21; Kam. Vieth, Lingen (Ems); Hermann Laabs, Wallenhorst 85 (Bez. Osnabrück); Heinrich Kuhlmeier, Bremen-Horn, Leher Heerstraße 22.



JULI

Das Jahr thront in der Mitte,
Die Sense rauscht beim Schnitte,
Der Krug kreist in der Runde,
Gesegnet sei die Stunde!

		Feste und Heiligennamen		Sonnenlauf		NOTIZEN
1	Di	Kostb. Blut d. Herrn		4.10	20.38	
2	Mi	Mariae Heimsuchung		4.10	20.38	
3	Do	Hyacinth		4.11	20.37	
4	Fr	Ulrich		4.12	20.37	
5	Sa	Numerianus		4.13	20.36	
6	**So**	**5. n. Pfingsten / 4. n. Trinit.**		4.13	20.36	
7	Mo	Willibald	○	4.14	20.35	
8	Di	Kilian		4.15	20.35	
9	Mi	Cyrillus		4.16	20.34	
10	Do	Sieben Brüder		4.17	20.33	
11	Fr	Pius I., Papst		4.18	20.32	
12	Sa	Joh. Gualbert		4.19	20.31	
13	**So**	**6. n. Pfingsten / 5. n. Trinit.**		4.20	20.31	
14	Mo	Bonaventura	☾	4.21	20.30	
15	Di	Apostelteilung		4.22	20.29	
16	Mi	Skapulierfest		4.23	20.28	
17	Do	Alexius		4.24	20.27	
18	Fr	Friedericus		4.25	20.26	
19	Sa	Vincenz v. Paul		4.27	20.25	
20	**So**	**7. n. Pfingsten / 6. n. Trinit.**		4.28	20.24	
21	Mo	Praxedis		4.29	20.23	
22	Di	Maria Magdalena	●	4.30	20.22	
23	Mi	Apollinaris		4.32	20.20	
24	Do	Christine		4.34	20.19	
25	Fr	Jakobus		4.35	20.17	
26	Sa	Anna		4.36	20.15	
27	**So**	**8. n. Pfingsten / 7. n. Trinit.**		4.38	20.14	
28	Mo	Innocenz I.		4.39	20.13	
29	Di	Martha		4.41	20.11	
30	Mi	Abdon u. Sennen	☽	4.42	20.10	
31	Do	Ignatius v. Loyola		4.43	20.08	

AUGUST



August — das königliche Fest.
Der Löwe herrscht, der Löwe läßt
Den Menschen und den Tieren
Aus goldenen Schüsseln servieren.

NOTIZEN	Sonnenlauf		Feste und Heiligennamen		
	4.45	20.07	1	Fr	Petri Kettenfeier
	4.46	20.05	2	Sa	Portiunculatag
	4.48	20.04	**3**	**So**	**9. n. Pfingsten / 8. n. Trinit.**
	4.49	20.02	4	Mo	Dominikus
	4.51	20.00	5	Di	Maria Schnee
	4.52	19.58	6	Mi	Verklärung Christi
	4.53	19.56	7	Do	Kajetan
	4.55	19.54	8	Fr	Cyriakus
	4.56	19.53	9	Sa	Romanus
	4.58	19.51	**10**	**So**	**10. n. Pfingsten / 9. n. Trinit.**
	5.00	19.49	11	Mo	Tiburtius
	5.02	19.47	12	Di	Klara
	5.03	19.46	13	Mi	Hippolytus
	5.05	19.44	14	Do	Eusebius
	5.06	19.42	15	Fr	Mariae Himmelfahrt
	5.08	19.40	16	Sa	Rochus
	5.09	19.38	**17**	**So**	**11. n. Pfingsten / 10. n. Trinit.**
	5.11	19.36	18	Mo	Helena
	5.12	19.34	19	Di	Sebaldus
	5.14	19.32	20	Mi	Bernhard
	5.16	19.30	21	Do	Anastasius
	5.18	19.28	22	Fr	Unbefl. Herz Mariae
	5.19	19.26	23	Sa	Phil. Benitius
	5.20	19.24	**24**	**So**	**12. n. Pfingsten / 11. n. Trinit.**
	5.22	19.22	25	Mo	Ludwig
	5.24	19.19	26	Di	Zephyrinus
	5.25	19.17	27	Mi	Rufus
	5.26	19.15	28	Do	Augustinus
	5.28	19.13	29	Fr	Johannis Enthauptung
	5.30	19.11	30	Sa	Rosa
	5.31	19.08	**31**	**So**	**13. n. Pfingsten / 12. n. Trinit.**



Im Gebiet des Landesverbandes Nordrhein haben wir, und das ist bezeichnend für die schweren Kriegsfolgen im Rheinland, allein 28 Frauen und Mädchen, die durch Bombenabwurf ihr Augenlicht verloren haben. 17 von ihnen sind verheiratet oder verwitwet, neun sind berufstätig. Erschütternd sind auch andere Zahlen aus diesem Gebiet: Außer einer großen Anzahl amputierter Kriegsblinder werden hier 43 schwer-hirnverletzte Kriegsblinde gezählt und 28 taube oder schwerhörige. Die Betreuungsarbeit ist dementsprechend vielfältig und schwierig. Im Vordergrund steht zur Zeit die Aufgabe, jedem Kriegsblinden einen seinen Fähigkeiten angemessenen Arbeitsplatz zu vermitteln. Noch warten 97 Kameraden auf ihren beruflichen Einsatz. 499 Kameraden sind bereits beruflich tätig, während 289 wegen vorgeschrittenen Alters oder schwerer gesundheitlicher Schäden keinen Beruf mehr ausüben können. Interessant ist eine Aufstellung über die Berufsverteilung. Danach üben 12 Kriegsblinde akademische Berufe aus, 34 sind Beamte, 41 sind Stenotypisten, 68 sind Telefonisten, weitere 21 als Zahlengeber im Fernsprechdienst der Post, 48 sind Masseure, 121 sind Bürsten-, Matten- und Korbmacher, 62 sind Industriearbeiter, 61 sind selbständig in verschiedenen kaufmännischen Berufen tätig, 12 als Angestellte, 8 als Landwirte, eine weitere Anzahl in seltenen Einzelberufen vom Schuldiener bis zum Organisten, vom Handweber bis zum Lotsenvermittler.

Ein Erlaß des Innenministers des Landes Nordrhein-Westfalen an die Behörden und Kommunalverbände, mit dem der Arbeitseinsatz der Kriegsblinden unterstützt wird, kann uns in unseren Bemühungen jetzt gute Dienste leisten.

Sehr viel schwieriger liegt leider die Lage auf dem Baumarkt. Obwohl gerade für den Kriegsblinden ungemein viel von seinen Wohnverhältnissen abhängt, erlaubten es die zur Verfügung stehenden Gelder aus öffentlichen Mitteln nur in wenigen Ausnahmefällen, den Bau von Eigenheimen zu finanzieren. Für die ausgebombten und heimatvertriebenen Kriegsblinden in dieser Hinsicht besser sorgen zu können, wäre ein dringlicher Wunsch. Einen kleinen Ausgleich können diese Kameraden in den Kurheimen des Kriegsblindenbundes finden. Da die vorhandenen Kurheime für den Bedarf nicht ausreichten, entschlossen sich die Landesverbände Nordrhein, Westfalen und Niedersachsen, ein Hotel auf der Insel Borkum zu erwerben und als Kurheim einzurichten. 157 unserer Kameraden suchten im Laufe des Jahres 1951 mit Begleitung die Kriegsblindenheime auf. — Ein wichtiges Ereignis im Jahre 1951 war die Übernahme der Arbeitsgemeinschaft „St. Georg" durch die Landesverbände Nordrhein und Westfalen. Die neue Gesellschaft heißt „Kriegsblinden-Handwerker-Fürsorge gem. G. m. b. H. Nord-Westfalen" in Dortmund-Marten.

Der Landesverband Nordrhein zählt 10 Bezirke, mit denen die Landesverbandsleitung (Düsseldorf, Irmgardstraße 22, Vorsitzender: Otto Jansen) aufs engste zusammenarbeitet.

Die Anschriften der Bezirksleiter lauten: Willi Meures, Aachen, Eginhardstraße 26; Hans Kraheck, Bonn, Rheinweg 84; Andreas Klapdor, Duisburg, Felsenstraße 79; Max Heinemann, Düsseldorf, Friedensstraße 49; Willi Sänger, Essen-Rellinghausen, Oberstraße 91; Franz Schroer, Geldern, Herzogstraße 14; Lambert Hütten, M.-Gladbach, Hamerweg 19; Christian Hamann, Köln-Dellbrück, Kemperbachstraße 19; Heinrich Häck, Monheim, Parkstraße 7 (Rhein-Wupp.-Kreis); Willi Hemeyer, Wuppertal-Ba., Sanderstr. 22.



Rheinland-Pfalz hat eine andere Hauptstadt erhalten: das goldene Mainz. Allerdings hat es, wie der Großteil der deutschen Städte, seine Aufbausorgen. Wie in der Hauptstadt, so pulsiert auch im Landesverband vorwärtsdrängendes Streben. Die im vergangenen Jahre durchgeführten Bezirksleiterwahlen beließen die bisherigen Vorsitzenden an ihrer Arbeit. So betreut den Bezirk Koblenz-Montabaur: Kamerad Franz Pung, Kirchesch; den Bezirk Trier: Kamerad Rzegotta, Trier; den Bezirk Pfalz: Kamerad Platz, Maikammer; den Bezirk Mainz: Kamerad Presper, Mainz. Die Kameraden Platz und Presper sind Altkameraden. Entsprechend der auf dem Landesverbandstag 1951 vom Landesverbandsvorsitzenden Philipp Nell, Kruft bei Andernach herausgegebenen Richtlinien, der Pflege der Kameradschaft ein Hauptaugenmerk zu schenken, ist den Kreisvertrauensleuten eine besondere Aufgabe erwachsen. Neben den Bezirksversammlungen im Sommer und um Weihnachten führen Kreisvertrauensleute ihre Kreisversammlung durch. So kann die Pflege der Kameradschaft weit mehr gefördert werden, als dies in Bezirksversammlungen möglich ist. Die Kameraden zehren noch wochenlang an diesen Zusammenkünften.

Unser Erholungsheim in Bad Münster am Stein, welches sich eines guten Zuspruchs erfreut, wurde im Winter und Frühjahr erheblichen baulichen Veränderungen unterzogen. So wurde der frühere Speisesaal, der infolge Bombenschadens unbrauchbar geworden war, zur Küche umgebaut und durch den Bau eines neuen Speisesaales mit dem Heim baulich vereinigt. Dadurch sind im Parterre weitere Räume gewonnen worden, die nunmehr als Doppelzimmer der Aufnahme von Kameraden dienen. Auch die Möblierung wurde erheblich verbessert.

War es im Jahre 1949 der Ankauf eines Erholungsheimes durch den Landesverband, so war es 1950 der Bau eines Lagers mit Pack- und Büroräumen, der äußerlich die Entwicklung kennzeichnet. (Siehe Bildbericht im Innern des Jahrbuchs.) Mit einem Kapitalaufwand von ca. 35 000 DM dürfte das Unternehmen einschl. Einrichtungen abgeschlossen sein. Durch Aufstockung über den Pack- und Büroräumen wurde eine Dreizimmerwohnung mit Küche errichtet. Der Bau ist nunmehr fertiggestellt und seiner Bestimmung übergeben. In Rheinland-Pfalz ist die Arbeitsfürsorge keine eigene juristische Person wie in den anderen Bundesländern. Sie ist eine Unterabteilung des Landesverbandes, und die Geschäftsführung der Arbeitsfürsorge sowie die Leitung des Landesverbandes liegen zur Zeit in einer Hand.

Die Beschaffung von Führhunden kann als abgeschlossen angesehen werden. 161 Kameraden sind im Besitze eines Hundes. Für Rheinland-Pfalz sind es die Führhund-Ausbildungsstellen Seeheim in Hessen und Birkesdorf bei Düren, die vom Hauptversorgungsamt in Koblenz mit der Lieferung beauftragt werden. Die im vergangenen Jahre von den Kriegsblinden erhobenen Beanstandungen wurden abgestellt. Wenn es auch möglich war, eine Anzahl Kameraden im vergangenen Jahre beruflich unterzubringen und wenn auch durch behördliche Zuweisung von Wohnungen in Neubauten mancher langgehegte Wunsch in Erfüllung ging, so bleibt dennoch auf diesem Gebiet noch vieles zu tun, und es wird angestrengtester Arbeit der Verbandsleitung bedürfen, um für die Kameraden Ersprießliches zu erreichen. Rheinland-Pfalz ist eines der Länder unserer Bundesrepublik, das mit natürlichem Reichtum am wenigsten gesegnet und obendrein schwerstens verwüstet ist. Es hat aber eine Bevölkerung mit aufgeschlossenen Herzen für die Kriegsblinden, die durch die Tat der Verbandsleitung die Mittel zuführte, die unsere Aufwärtsentwicklung ermöglicht haben.



SEPTEMBER

September ist das späte Glück
Voll Zärtlichkeit und Wehmut.
Das alte Herz sinnt still zurück
Und lächelt in seliger Demut.

Feste und Heiligennamen			Sonnenlauf		NOTIZEN
1	Mo	Aegidius	5.33	19.06	
2	Di	Stephan	5.34	19.04	
3	Mi	Mansuetus	5.36	19.02	
4	Do	Rosalia	5.38	19.00	
5	Fr	Laurentius Justin.	5.39	18.58	
6	Sa	Magnus	5.41	18.56	
7	**So**	**14. n. Pfingsten / 13. n. Trinit.**	5.42	18.53	
8	Mo	Mariae Geburt	5.43	18.51	
9	Di	Georgonius	5.45	18.49	
10	Mi	Nikolaus v. Tolentino	5.47	18.46	
11	Do	Protus	5.48	18.44	
12	Fr	Namen Mariae	5.50	18.42	
13	Sa	Maternus	5.51	18.39	
14	**So**	**15. n. Pfingsten / 14. n. Trinit.**	5.53	18.37	
15	Mo	7 Schmerzen Mariae	5.54	18.35	
16	Di	Kornelius	5.56	18.32	
17	Mi	III. Quatember	5.57	18.30	
18	Do	Thomas v. Villanova	5.59	18.28	
19	Fr	Januarius	6.00	18.26	
20	Sa	Eustachius	6.02	18.24	
21	**So**	**16. n. Pfingsten / 15. n. Trinit.**	6.04	18.22	
22	Mo	Moritz	6.05	18.19	
23	Di	Thekla	6.07	18.17	
24	Mi	Joh. Empfängnis	6.08	18.15	
25	Do	Kleophas	6.10	18.12	
26	Fr	Cyprian	6.12	18.10	
27	Sa	Kosmas u. Damian	6.14	18.08	
28	**So**	**17. n. Pfingsten / 16. n. Trinit.**	6.15	18.06	
29	Mo	Michael	6.17	18.04	
30	Di	Hieronymus	6.18	18.01	

OKTOBER



Ein Junker ist Oktober,
An derbe Späße gewöhnt,
Das Burgundergesicht wie zinnober,
Und sein herrisches Lachen dröhnt.

NOTIZEN	Sonnenlauf		Feste und Heiligennamen			
	6.20	17.58	1	Mi	Remigius	
	6.22	17.56	2	Do	Schutzengelfest	
	6.23	17.54	3	Fr	Candidus	☾
	6.24	17.52	4	Sa	Franz v. Assisi	
	6.26	17.50	5	**So**	**Erntedankfest**	
	6.27	17.48	6	Mo	Bruno	
	6.29	17.46	7	Di	Rosenkranzfest	
	6.31	17.43	8	Mi	Brigitta	
	6.33	17.41	9	Do	Dionysius	
	6.34	17.39	10	Fr	Franz v. Borgia	☾
	6.36	17.37	11	Sa	Mutterschaft Mariae	
	6.38	17.34	12	**So**	**19. n. Pfingsten / 18. n. Trinit.**	
	6.40	17.32	13	Mo	Eduard	
	6.41	17.30	14	Di	Kallistus	
	6.43	17.28	15	Mi	Theresie v. Avila	
	6.45	17.26	16	Do	Gallus	
	6.47	17.24	17	Fr	Hedwig	
	6.48	17.22	18	Sa	Lukas	●
	6.50	17.20	19	**So**	**Kirchweihfest / 19. n. Trinit.**	
	6.52	17.18	20	Mo	Wendelin	
	6.53	17.16	21	Di	Ursula	
	6.55	17.14	22	Mi	Cordula	
	6.57	17.12	23	Do	Joh. v. Capistran	
	6.58	17.10	24	Fr	Raphael	
	7.00	17.08	25	Sa	Crispinus	
	7.02	17.06	26	**So**	**21. n. Pfingst. / 20. n. Trinit.**	☽
	7.03	17.04	27	Mo	Sabina	
	7.05	17.02	28	Di	Simon u. Judas	
	7.07	17.00	29	Mi	Narzissus	
	7.08	16.58	30	Do	Serapion	
	7.10	16.56	31	Fr	**Reformationsfest** / Wolfgang	



Wenn sich in der ehemals preußischen Provinz Schleswig-Holstein in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg 58 Kriegsblinde zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammenschlossen, so konnte deren Betreuung in einer Bezirksgruppe durchgeführt werden. Wie anders wurde dies nach dem Zusammenbruch im Jahre 1945! Mit dem Strom der Ostvertriebenen fanden auch viele Kameraden ihren Weg gen Westen, die oft in den entlegensten Orten untergebracht werden mußten. Dazu kam, daß der unselige Krieg auch unter der bodenständigen Bevölkerung seine Opfer gesucht hatte, so daß sich heute mehr als 300 Kriegsblinde, darunter viele Frauen, in Schleswig-Holstein befinden. Zu den seelischen Depressionen gesellte sich sehr bald die wirtschaftliche Not. Hier galt es zu helfen.

Der 1. Vorsitzende, Bruno Eggers (Neumünster, Holstenstraße 15), war immer zur Stelle, wenn ein Kamerad der Hilfe bedurfte. Als Mitarbeiter im Vorstand stehen ihm die Kameraden Hans Woscheck in Krempe und Heinz Koebcke in Raisdorf bei Kiel zur Seite sowie als Schatzmeister Curt Schröder in Lübeck, Körnerstraße 7, und als Sachverständiger in Handwerkerangelegenheiten Walter Klamann in Bad Oldesloe, Pölitzer Weg 47.

Die Struktur des Landes zwischen den Meeren, die weiten Entfernungen und die verkehrstechnischen Schwierigkeiten lassen den Landesverband der sonst üblichen Gliederung nicht ganz entsprechen. Die Stadt Lübeck bildet mit einigen benachbarten Orten einen Bezirk, der von Theodor Holz in Lübeck-Schlutup, Mecklenburger Straße 137, geleitet wird. Die übrigen Gebietsteile des Landes werden in zwölf Kreisgruppen zusammengefaßt, die von folgenden Kameraden betreut werden: Theodor Brenzel in Pinneberg, Mühlenstraße 46; Siegfr. Buth in Oster-Ohrstedt über Husum; Carl Ebsen in Lunden, Am Gänsemarkt 10; Bruno Eggers in Neumünster, Holstenstraße 15; Joachim Gnutzmann in Rendsburg, Tulipanstraße 9; Walter Klamann in Bad Oldesloe, Pölitzer Weg 47; Erich Leysner in Schleswig, Schubystraße 102a; August Mrowka in Mölln (Lauenburg), Marktstraße 1; Herbert Strauchmann in Kiel, Eichendorffstraße 28; Richard Wagner in Flensburg, Apenrader Straße 142; Walter Willert in Eutin, Ahornstraße; Hans Woscheck in Krempe, Süderstraße 39.

„Up ewig ungedeelt!" — dies alte Schleswig-Holstein-Wort hat sich der Landesverband in übertragenem Sinne zu eigen gemacht. Kameraden aus Ost und West haben eine Einheit geschaffen, die die gesellige Verbundenheit pflegt und darüber hinaus nur noch den Kampf gegen die Not kennt.

In engster Zusammenarbeit mit den zuständigen Dienststellen ist es gelungen, dem größten Teil der Kriegsblinden einen Arbeitsplatz zu vermitteln, der ihnen das Selbstbewußtsein wiedergegeben hat. Bei der Übervölkerung des Landes konnte es nicht ausbleiben, daß die überwiegende Mehrheit der ausgebombten und zugewanderten Kameraden zunächst in Notquartieren untergebracht worden war. Eiserne Energie nahm den Kampf gegen diese für Kriegsblinde doppelt aufreibende Not auf. Zahlreiche Kameraden haben bereits in einer neuen Wohnung wieder einen Hausstand aufbauen können. Mehrere Kriegsblinde sind durch die Hilfe einer gemeinnützigen Siedlungsgenossenschaft in den Besitz eines Eigenheimes oder einer Kleinsiedlung gelangt.

Es besteht Aussicht, auf diesen Wegen weiterhin zu Erfolgen zu kommen, obwohl die Verhältnisse in Schleswig-Holstein bekanntlich in jeder Hinsicht doppelt schwierig liegen. Wenn das Verständnis der Öffentlichkeit weiterhin wach bleibt, wird der Landesverband noch viel bittere Not lindern können.



Der Landesverband Baden im Bund der Kriegsblinden Deutschlands e. V. hat im Jahre 1951 als größte Sorge die Folgen des Bundesversorgungsgesetzes hinnehmen müssen. Wenn die neue Versorgungslage für alle anderen Länder Westdeutschlands unbestreitbar eine Verbesserung brachte, so beklagen die Kriegsblinden Südbadens eine Verschlechterung, die im ungünstigsten Falle eine Verminderung der monatlichen Versorgungsgebührnisse bis 90,— DM beträgt. Durchschnittlich aber kann von einer Verminderung von 15 Prozent der Rente gesprochen werden. In Anbetracht der erhöhten Kosten für die Aufwendung des notwendigen Lebensbedarfes ist die Versorgung der Kriegsblinden gegenüber den Verhältnissen vor dem Kriege als um mindestens 50 Prozent schlechter zu bewerten.

Es ist nunmehr die Notwendigkeit noch dringlicher geworden, in beruflicher Tätigkeit zusätzliche Geldmittel für den Lebensunterhalt zu beschaffen. Unsere Bemühungen, möglichst viele Kriegsblinde aus der handwerklichen Tätigkeit der Bürstenmacherei herauszuziehen und als Telefonisten, Stenotypisten, Masseure unterzubringen, hatten leider nicht den erwarteten Erfolg, da das zur Beratung stehende Schwerbeschädigten-Einstellungsgesetz noch nicht zur Verabschiedung kam. Die Süddeutsche Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft hat einen Rückgang des Umsatzes um 25 Prozent zu beklagen. Grund hierfür ist die immer stärker auftretende Konkurrenz aus anderen Ländern, die oft in unkorrekter Weise unser Unternehmen schädigt. Wir müssen unter allen Umständen anstreben, den Verkauf von Besen- und Bürstenwaren, Fußmatten, Putztüchern usw. stärker zu betreiben, um den 72 Bürstenmachern in Südbaden möglichst viel Arbeit zu geben. Der derzeitige Auftragsbestand ermöglicht leider nur eine zwanzigprozentige Auslastung der Arbeitskapazität. Der Kleinverkauf von Bürstenwaren in den Landgebieten wurde im Jahre 1950 gänzlich eingestellt, weil Konkurrenzen aus anderen Ländern in unfairer Weise unsere Bestrebungen behinderten. Hierbei muß ausdrücklich erwähnt werden, daß die Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaften in den Ländern Westdeutschlands die Abmachung getroffen und auch eingehalten haben, nur in ihren zuständigen Gebieten die Kriegsblindenerzeugnisse zu vertreiben. Privatbetriebe aus anderen Ländern versuchen jedoch immer wieder, ihre Ware in Südbaden abzusetzen. Es wird in Zukunft die Hauptaufgabe der Süddeutschen Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft sein, die Umsätze zu verdoppeln, um nicht nur die notwendigen Geldmittel für die allgemeine Kriegsblindenfürsorge zu erwerben, sondern um vor allen Dingen den kriegsblinden Bürstenmachern Arbeit und Brot zu vermitteln. Wenn man vor Jahren nur vom Segen der Arbeit sprach, der gerade für einen Erblindeten von größtem Wert ist, so sind es leider jetzt auch wirtschaftliche Gründe, die uns zwingen zusätzlich etwas für den notwendigen Lebensunterhalt zu verdienen. Wir erhoffen von der badischen Bevölkerung in Zukunft noch mehr Verständnis für unsere Lage und erwarten, daß unsere gemeinnützige Einrichtung bei der Verteilung von Aufträgen mit Vorrang berücksichtigt wird. Sitz der Süddeutschen Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft gemeinnützige eGmbH. ist Freiburg i. Br., Kirner Straße 11, Telefon 2666.

In Südbaden leben zur Zeit 146 Kriegsblinde. Hiervon haben 49 Kameraden neben der vollständigen Erblindung zusätzlich noch den Verlust von Armen, Beinen oder hochgradige Schwerhörigkeit zu beklagen. Sämtliche Kriegsblinde sind im Bund der Kriegsblinden-Deutschlands e. V., Landesverband Baden, Freiburg (Br.), Kirner Straße 11, zusammengeschlossen. Der 1. Vorsitzende ist Ing. Alfons Schramm.



NOVEMBER

Allerseelen, Abschiedsklage,
Nebel, Kreuze, Seufzen, Lichter —
Die Novembernachmittage
Sind die einsamsten der Dichter.

Feste und Heiligennamen			Sonnenlauf		NOTIZEN
1	Sa	**Allerheiligen**	7.12	16.54	
2	So	**22. S. n. Pfingst. / 21. n. Trinit.** ☺	7.14	16.52	
3	Mo	**Allerseelen**	7.15	16.51	
4	Di	Karl Borromäus	7.17	16.49	
5	Mi	Emmerich	7.18	16.48	
6	Do	Leonhard	7.20	16.46	
7	Fr	Engelbert	7.22	16.45	
8	Sa	4 gekrönte Märtyrer	7.24	16.43	
9	So	**23. n. Pfingsten / 22. n. Trinit.** ☾	7.26	16.42	
10	Mo	Andr. Avellinus / Mart. Luther	7.27	16.40	
11	Di	Martin v. Tours	7.29	16.38	
12	Mi	Martin I., Papst	7.31	16.37	
13	Do	Stanislaus K.	7.32	16.36	
14	Fr	Jucundus	7.34	16.34	
15	Sa	Leopold	7.36	16.32	
16	So	**24. n. Pfingsten / 23. n. Trinit.**	7.38	16.31	
17	Mo	Gregor Thaum. ●	7.40	16.30	
18	Di	Otto, Eugen	7.41	16.28	
19	Mi	**Buß- und Bettag** / Elisabeth	7.42	16.27	
20	Do	Felix v. Valois	7.44	16.26	
21	Fr	Mariae Opferung	7.46	16.25	
22	Sa	Cäcilia	7.48	16.24	
23	So	**25. n. Pfingsten / Totensonntag**	7.49	16.23	
24	Mo	Chrysogonus ☽	7.51	16.22	
25	Di	Katharina	7.52	16.21	
26	Mi	Konrad	7.54	16.20	
27	Do	Virgilius	7.55	16.20	
28	Fr	Sosthenes	7.57	16.19	
29	Sa	Saturnin	7.58	16.18	
30	So	**1. Advent**	8.00	16.18	

DEZEMBER



Aber der Stern kehrt wieder
Und kündet der Heiligen Nacht,
Daß im Wunder der Kerzen und Lieder
Ein Stück Ewigkeit vollbracht.

NOTIZEN	Sonnenlauf		Feste und Heiligennamen			
	8.01	16.16	1	Mo	Eligius	○
	8.02	16.16	2	Di	Bibiana	
	8.03	16.15	3	Mi	Franz Xaver	
	8.05	16.15	4	Do	Barbara	
	8.06	16.14	5	Fr	Sabbas	
	8.08	16.14	6	Sa	Nikolaus, Bischof	
	8.09	16.14	**7**	**So**	**2. Advent**	
	8.10	16.14	8	Mo	Mariae Empfängnis	
	8.11	16.14	9	Di	Leokadia	☾
	8.12	16.14	10	Mi	Melchiades	
	8.13	16.14	11	Do	Damasus	
	8.14	16.14	12	Fr	Epimachus	
	8.15	16.14	13	Sa	Lucia	
	8.16	16.14	**14**	**So**	**3. Advent**	
	8.17	16.14	15	Mo	Eusebius	
	8.18	16.14	16	Di	Adelheid	
	8.19	16.14	17	Mi	IV. Quatember	●
	8.19	16.14	18	Do	Mariae Erwartung	
	8.20	16.14	19	Fr	Nemesius	
	8.20	16.15	20	Sa	Ammon	
	8.21	16.15	**21**	**So**	**4. Advent**	
	8.21	16.16	22	Mo	Florian	
	8.22	16.16	23	Di	Viktoria	☽
	8.22	16.17	24	Mi	Adam u. Eva	
	8.23	16.18	**25**	**Do**	**1. Weihnachtstag**	
	8.23	16.18	**26**	**Fr**	**2. Weihnachtstag**	
	8.23	16.19	27	Sa	Johannes Ev.	
	8.24	16.20	**28**	**So**	**Sonntag n. Weihn.**	
	8.24	16.21	29	Mo	Thomas v. Canterb.	
	8.24	16.22	30	Di	David	
	8.24	16.23	31	Mi	Silvester I.	○



Westfalen, ein Teil des Landes Nordrhein-Westfalen, umfaßt die Regierungsbezirke Arnsberg, Detmold und Münster. Es besteht eine eigene Provinzialverwaltung, ein Landesversorgungsamt und eine Landesversicherungsanstalt in Münster, ebenso eine Hauptfürsorgestelle in Münster und in Detmold. Wegen der Größe, Eigenart und Tradition und aus organisatorischer Zweckmäßigkeit blieb Westfalen selbständiger Landesverband mit 740 kriegsblinden Mitgliedern, darunter 17 kriegsblinden Ohnhändern, 75 Kriegsblinden mit weiteren schweren Verletzungen und 25 kriegsblinden Frauen.

Hauptaufgabe des Landesverbandes ist es, die Kriegsblinden in versorgungsrechtlicher und fürsorgerischer Hinsicht zu betreuen. Diese großen Aufgaben werden durch die tatkräftige Mitarbeit der Bezirksvorsitzenden unterstützt. Besondere Erfolge waren im letzten Jahre in der Berufsunterbringung zu verzeichnen. Im engsten Einvernehmen mit den Hauptfürsorgestellen und den Arbeitsämtern sowie der Oberpostdirektion konnten viele Kameraden einen neuen Arbeitsplatz finden. Die Bezirke Emscher-Lippe, Mark, Ruhrgebiet I und II melden, 90 bis 95 Prozent der Arbeitsuchenden untergebracht zu haben. Ankerwickler, Packer und Bürstenmacher wurden bei der Industrie eingestellt, Stenotypisten und Telefonisten bei den Behörden, den Verwaltungen der Industrie und des Bergbaues. Besonderes Verständnis wurde uns von der Oberpostdirektion Dortmund entgegengebracht, welche neuerdings bemüht ist, Kriegsblinde als Telegrammannehmer auszubilden und einzustellen. Für die Berufsertüchtigung der kriegsblinden Masseure hat der Landesverband einen Fortbildungskursus zur Erlernung der Bindegewebsmassage einberufen. Kriegsblinde, die auf dem Lande wohnen und beruflich schwer vermittelt werden können, sowie solche, die noch weitere schwere Verletzungen davongetragen haben und als Handwerker (wie Bürstenmacher, Korbmacher und Mattenflechter) ausgebildet sind, werden arbeitsmäßig durch die Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge GGmbH., Dortmund-Marten, Bärenbruch 25, betreut, die den Ein- und Verkauf zentral regelt. Die Waren werden in Heimarbeit hergestellt. Einzelne Handwerker führen ihren Beruf auch selbständig aus.

Die Beschaffung von Eigenheimen für unsere Kriegsblinden wird in der Zukunft unsere größte Sorge sein. Von behördlicher Seite muß in der Finanzierung dieser Vorhaben noch manches getan werden. Obschon die Belange der Versorgung, des Berufs und des Eigenheims im Vordergrund stehen, so wird wird in Kreis- und Bezirksversammlungen Kameradschaft gepflegt. Alle Bezirke führten gut ausgestaltete Weihnachtsfeiern durch. Bezirksausflüge ins westfälische Land sowie an den Rhein fanden großen Anklang. Vereinzelt haben sich Kegel- oder Skatklubs gebildet.

Der Landesverband wird geleitet von seinem 1. Vorsitzenden, Heinrich Schütz, Dortmund, Calvinstraße 34 (Tel. 23435). 2. Vorsitzender ist Reg.-Rat Reimar Schaudienst, Detmold, Bandelstraße 4. — Die Anschriften der 11 Bezirksleiter sind: Werner Albert, Bielefeld, Detmolder Straße 16; Rudolf Nolting, Lemgo (Lippe), Detmolder Straße 86; Wilhelm Heister, Gladbeck, Mittelstraße 20; Walter Acquistapace, Soest, Hattroper Weg 8; Werner Fernholz, Iserlohn, Woestestraße 4; Josef Schlüter, Münster, Gutenbergstraße 19; Wilhelm Volkmann, Minden, Rodenbecker Straße 110; Helmut Dorf, Bochum, Dirschauer Straße 5; Wilhelm Schild, Dortmund-Hombruch, Grotenbachstraße 10; Philipp Stremmel, Berleburg, Parkstraße 9; Erich Giesler, Fellinghausen, Post Kreuztal, Heesstraße 1.



Der Landesverband Württemberg-Nordbaden, unter Leitung des Landesvorsitzenden Rudolf Schnaitmann (Sitz der Hauptgeschäftsstelle Stuttgart-W., Hermannstraße 13), bekam durch den Umstand, daß in dem romantischen Schlößchen Stuttgart-Solitude das ehemalige Kriegsblinden-Schulungsheim untergebracht war, schon immer besondere Aufgaben auferlegt. Eine Vielzahl von Kameraden aus allen Teilen Deutschlands, die zur Umschulung auf die Solitude eingewiesen waren, verblieben durch Verheiratung usw. im Schwabenland und haben sich hier eine neue Existenz gegründet. Durch umsichtige Betreuung der Organisation war es möglich, trotz vielseitiger Schwierigkeiten, die Kameraden in geordnete Lebensverhältnisse zu bringen. Es ergab sich hieraus die Tatsache, daß die Mitgliederzahl des Jahres 1945/46 von rund 320 auf rund 680 kriegsblinde Mitglieder angestiegen ist. Das erforderte, neben der Hauptgeschäftsstelle in Stuttgart einzelne Bezirke unter Vorsitz eines gewählten Bezirksobmannes einzurichten.

So bestehen zur Zeit im Landesteil Südwürttemberg mit 152 Mitgliedern drei Bezirke: Schwarzwaldbezirk (Bezirksobmann Altkamerad Hans Haule), Tuttlingen, Schillerstraße 9; oberer Neckarbezirk (Bezirksobmann Friedrich Mezger, Jungkamerad), Tübingen, Am Lustnauer Tor 4; Bodenseebezirk (Bezirksobmann Altkam. Hermann Rieg), Schwendi, Kr. Biberach, Obere Straße 128.

Im Landesteil Nordwürttemberg mit 477 Mitgliedern drei Bezirke: Bezirksgruppe Neckar (unter Leitung des Landesvorsitzenden Rudolf Schnaitmann), Stuttgart-W, Hermannstraße 13; Bezirksgr. Ulm-Heidenheim (Bezirksobmann Altkam. Karl Nägele), Ulm, Pfarrer-Schultes-Weg 20; Bezirksgr. Jagst (Bezirksobmann Altkam. Hans Krämer), Gerabronn, Kr. Crailsheim, Im Trügle 8.

Der Landesteil Nordbaden, der 204 Mitglieder zählt, wurde in vier Bezirke aufgeteilt: Bezirk Karlsruhe (Bezirksobmann und gleichzeitig Stellvertreter des Landesvorsitzenden: Altkamerad Albert Roth), Karlsruhe-Rüppurr, Lebrechtstraße 28; Bezirk Mannheim (Bezirksobmann Hermann Walter, Jungkam.), Mannheim-Rheinau, Herrensand 31; Bezirk Heidelberg (Bezirksobmann Altkam. Karl Oehlschläger), Heidelberg, Handschuhsheimer Landstraße 88; Bezirk Lauda (Bezirksobmann Altkam. Karl Wörner), Walldürn, Kr. Buchen, Keimstraße 8.

Eine der vordringlichsten Aufgaben für die nähere Zukunft ist die Erschließung von Eigenheimen oder angemessenen Wohnungen für unsere Kameraden. Die anhaltende Teuerung von Baustoffen sowie Lohnerhöhungen haben viele Bauvorhaben zum Stehen gebracht, da die Finanzierung nicht durchgeführt werden konnte. Diese Erscheinung dürfte aber sicher keinen örtlichen Charakter tragen.

Ein weiteres Aufgabengebiet ist die Erholungsfürsorge der Kameraden, wobei das am 15. Oktober 1950 eröffnete Kriegsblinden-Kurheim in Wildbad (Schwarzwald) durch seine selten schöne Lage einen wertvollen Beitrag leistet. Ausgedehnte Spazierwege in der würzigen Luft des tannenbedeckten Sommerberges sowie die hervorragenden Naturbäder bringen dem erholung- und genesungsuchenden Kameraden manchen Heilerfolg und damit neue Arbeitskraft und Lebensfreude.

Besonders aktiv ist der Landesverband nicht zuletzt auf dem Gebiet der Handwerkerbetreuung. Hier gilt unser Kampf vor allem der Schmutzkonkurrenz, z. B. solchen Firmen, die sich betrügerischerweise als Blindenbetriebe bezeichnen, ohne es zu sein. Besonders bei der Polizei fanden wir hier wachsendes Verständnis.

Wir Kriegsblinden

Von Amtsgerichtsrat Dr. Peter Plein, 1. Bundesvorsitzender

„Kriegsblind" — ein schicksalsschweres Wort, dessen volle Tragik nur der ermessen kann, der aus der Vollkraft des Lebens, in Pflichterfüllung für Volk und Vaterland, aus der Welt des Lichtes hinabgeschleudert wurde in den tiefen Abgrund verzweiflungsvoller Blindheit. Dieser oft so leicht hingeworfene Schicksalsbegriff setzt sich zusammen aus zwei Worten, die der jetzigen Menschheit und vornehmlich unserem deutschen Volke nach den furchtbaren Erfahrungen der letzten zwei Weltkriege in ihrer grausamen Wirklichkeit besonders eindringlich zum Bewußtsein gebracht wurden: *„Krieg"* und *„blind"* — sie genügen schon jedes für sich allein, ganze Völker und besonders die davon betroffenen Einzelmenschen in unermeßliches Elend und persönliches Leid zu stürzen. Sie schaffen aber, miteinander verbunden, ein Schicksal, dessen Ertragen, ja, dessen Meisterung von allen Sehenden und ja auch von uns selbst früher *als nicht möglich* angesehen wurde.

Ein wertloses Dasein?

Und doch zwang uns das Geschick, auch zu unserem weiteren Leben als Kriegsblinde noch ein mutiges Dennoch und ein lebensfrohes Ja zu sagen, als uns der Krieg vor die Entscheidung stellte, ob wir nicht auch noch aus diesem letzten Rest eines vom sehenden Standpunkt für wertlos angesehenen Daseins etwas machen wollten. Wir begannen damit, als wir in den Lazaretten und in den Kriegsblindenheimen kriegsblinde Kameraden fanden, die schon diese Entscheidung positiv getroffen hatten und gerne bereit waren, Hand in Hand mit uns den Weg in eine blinde, dunkle Zukunft hineinzugehen. So entstand schon im März 1916 *als erste Kriegsopferorganisation* der „Bund



Das Gehör und das Tastgefühl — sie erschließen dem Kriegsblinden die Welt. Eine Zerreißprobe der Nerven ist für ihn das Erlernen der Punktschrift gewesen, aber mit hartnäckiger Geduld wurde es geschafft. Foto: dpa-Bogler



Er lauscht einem Kinderchor, der ein Weihnachtslied singt. Er sieht nicht die Kerzen, nicht die Tannen und auch nicht den Weihnachtsglanz in den Augen der anderen. Eine düstere Einsamkeit scheint um ihn zu sein. Aber man erkennt auch, wie tief innen sich das Erleben sammelt und zum Bilde wird, und wie gerade diesen Kriegsblinden bewegt, was am Fest des Lichtes und des Friedens verkündet wird. Die Weihnachtsfeiern des Kriegsblindenbundes sind für jeden Kameraden Höhepunkte im Jahreslauf.

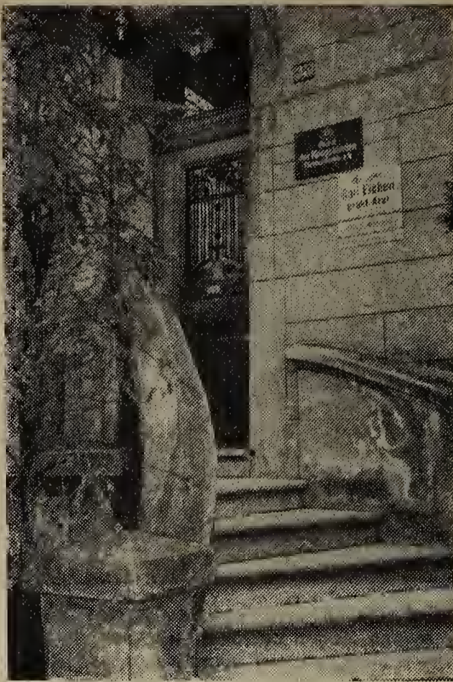
erblindeter Krieger Deutschlands e. V." und wurde für uns Kriegsblinde alle *mehr* als ein Verband, mehr als eine Organisation, eine Interessenvereinigung, ein Kampfbund, eine Gewerkschaft oder dergleichen. Unser Kriegsblindenbund wurde die Schicksalsgemeinschaft der unter der Last wohl mit der schwersten Verwundung des Krieges, dem Verlust des kostbarsten Sinnesorganes, leidenden Menschen.

Das Schicksal der Kriegsblindheit zwang sie wie mit elementarer Naturgewalt zu einer beispiellosen Einheitlichkeit und Geschlossenheit in ihrem Bund, über alle Unterschiede hinweg, des Standes, der Bildung, des Einkommens, der Religion und wie sonst alle die Unterschiede heißen, die andere Menschen mehr oder minder berechtigt nach den verschiedensten Richtungen auseinanderstreben lassen. Der Bund wurde für sie daher, wie es von vielen unserer kriegsblinden Kameraden so schlicht und doch so überzeugend in ihren Einsendungen zu einem Preisausschreiben über diese Frage zum Ausdruck gebracht wurde, zum Licht und zum Halt, zur Familie und zur schönsten Kameradschaft, zur Heimat und zum Vaterhaus, zum Jungborn und zur Kraftquelle, und wie es sonst noch von den Kameraden ausgedrückt wurde. Auch dieses Jahrbuch enthält einige solcher Bekenntnisse.

Der bitterschwere Anfang

Diese Schicksalsgemeinschaft hat nachgewiesenermaßen für die meisten der Kriegsblinden wesentlich zum Neubau ihres Lebens beigetragen. Und wahrlich, vom Standpunkt der Sehenden aus mußten wir Kriegsblinden mit dem Aufbau unseres Lebens *ganz von vorn* wieder anfangen. Ja, noch viel schwieriger: wir mußten in uns und um uns, bei unseren nächsten Angehörigen, bei allen Sehenden, bei all den Behörden, mit denen wir zu tun hatten, erst einen großen Berg von Trümmern und Schutt wegräumen, um erst einmal den stabilen Baugrund für unser weiteres Leben als Lichtlose zu erhalten. Wieviel Vorurteile mußten beseitigt, wieviel Hemmnisse und Schwiergkeiten überwunden werden, um überhaupt erst die Anfangsschritte mutig und tapfer in das vor uns liegende Leben als Blinde zu wagen!

Wir mußten neu lesen und schreiben lernen, um die für uns als Späterblindete viel schwerer zu erfassende und zu beherrschende neue Schrift der sechs erhabenen Punkte zu erfühlen und uns sinngemäß anzueignen. Die uns verbliebenen Sinne, die bei uns genau wie bei allen Sehenden durch die beherrschenden Sinneseindrücke des Auges überschattet und



Der Aufgang zum Haus des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands in Bonn, das unsere Bundesgeschäftsstelle beherbergt. Anschrift: Bonn, Schumannstraße 35
Foto: Engels

verkümmert waren, mußten ganz von vorn durch anstrengendste Übung wieder der Bedeutung zugeführt werden, die sie von Natur wohl hatten, aber durch Nichtgebrauch einbüßten. Tast- und Geruchssinn, Gehör und Geschmack und vor allem die *Kombination* der aus diesen einzelnen Organen unserem Verstand übermittelten Eindrücke mußten geschult und geschärft werden, um uns wieder — in Verbindung mit einem guten Gedächtnis und einer lebhaften Erinnerung — die Bilder des täglichen Lebens so zu vermitteln, daß wir nicht mehr und mehr aus der Welt der Sehenden *ausgeschlossen* wurden, sondern den Anschluß mit unserer sehenden Umwelt behielten.

Nur kriegsblinde Mitarbeiter

Hier galt es für uns Kriegsblinde, *verstehende Freunde* als Helfer und Förderer in diesem Kampf um den Aufbau eines neuen Lebens zu gewinnen, um mit Freude und mit Mut auch das Leben als Kriegsblinder zu gestalten und zu erfüllen. War es da verwunderlich, daß wir dieses Verstehen und diese Bereitschaft zur Hilfe in erster Linie bei denen fanden, die mit uns das *gleiche* Schicksal tragen und die sich auf Grund ihrer Fähigkeiten als Mitarbeiter und führende Kameraden in der Schicksalsgemeinschaft betätigten und es allüberall trotz ihrer eigenen Blindheit in restloser Selbstaufopferung ehrenamtlich tun, mit einem durch keine Bitterkeit und durch keine Verleumdung zu brechenden Kameradschaftswillen.

Selbstverständlich müssen und wollen auch sie sich bei dieser Arbeit schärfste sachliche Kritik gefallen lassen, denn nur diese kann dazu beitragen, daß sie zu immer weiteren Leistungen angespornt, immer schönere und erfolgreichere Arbeit vollbringen, besonders wenn sie in der Kritik und in den Anregungen das unbegrenzte Vertrauen und die kameradschaftliche Hilfsbereitschaft aller derer erkennen können, für die zu arbeiten ihr oberstes Ziel ist.

Mit seinen Bezirken und Landesverbänden hat der Kriegsblindenbund die organisatorische Gestaltung gefunden, die dazu dient, jeden einzelnen Kriegsblinden und dazu auch noch die Witwen der verstorbenen Kriegsblinden aufs persönlichste zu erfassen und in allen Lebenslagen zu betreuen, und dabei steht die *seelische Betreuung* gegenüber der materiellen weitaus im Vordergrund. Unsere Schicksalsgemeinschaft kann gerade seit ihrer wiedererstandenen einheitlichen Tätigkeit, also ab Oktober 1949, auf eine besonders erfolgreiche Betreuung zurückblicken. In kürzester Zeit ist es gelungen, wieder den schönen Geist treuester Kameradschaft und schicksalsverbundener Zusammengehörigkeit über Länder- und Zonengrenzen hinweg zwischen den nun schon alt gewordenen kriegsblinden Kameraden des ersten Weltkrieges und den jungen kriegsblinden Kameraden des zweiten Weltkrieges zu erwecken, die im Bundesgebiet innerhalb unseres Kriegsblindenbundes im Verhältnis von $^{1}/_{4}$ zu $^{3}/_{4}$ zueinander stehen.



EIN JUNGES BLATT

Ich halt' ein junges Blatt in meiner Hand
und fahre leise über seinen Rand,
daß ich mir tastend seine Form ergründe.
Und mich erinnert's an des Hauptes Rund,
wie ich's ertastet: Stirne, Wangen, Mund,
dein liebes Antlitz, als ob's vor mir stünde.

BODO SCHÜTZ



Die Kameraden der Ostzone

Obgleich die kriegsblinden Kameraden der russisch besetzten Zone und des Ostsektors von Berlin organisatorisch leider noch nicht zu uns gehören können, hat die Schicksalsgemeinschaft der deutschen Kriegsblinden, soweit es über-

haupt möglich war, die Verbindung und die *Betreuung* dieser vielleicht mehr als 3000 zählenden Kriegsblinden aufgenommen, um auch ihnen das Gefühl zu vermitteln, daß sie von ihrer Schicksalsgemeinschaft nicht vergessen wurden, und um auch ihnen durch diese Schicksalsgemeinschaft Kräfte zur Meisterung ihres schweren Loses zufließen zu lassen.

Die jetzt schon im Bund der Kriegsblinden Deutschlands e. V. restlos vereinigten rund 7000 Kriegsblinden des Bundesgebietes und Westberlins sehnen in heißer kameradschaftlicher Liebe den Tag herbei, wo *alle* kriegsblinden Kameraden unseres deutschen Volkes, durch keine Besatzungsgrenzen getrennt und durch keine Besatzungsmächte gehindert, in Freiheit und Einheit ohne Furcht und Angst in ihrer Schicksalsgemeinschaft wieder vereinigt sind und in dem gerade von den Kriegsblinden so *heißersehnten Frieden* für unser deutsches Volk mit den ihnen noch verbliebenen Kräften zum Wohle ihres geliebten Vaterlandes mitarbeiten können,

allen Sehenden zum anspornenden Beispiel und zur tiefsten Beschämung, wenn sie den Mut und die Hoffnung trotz des ihnen verbliebenen kostbaren Besitzes, des Augenlichtes, verlieren sollten.

Und was können Kriegsblinde schaffen?

Gar so einfach ist es nicht – aber: Respekt vor diesen Leistungen!

„Das ist ja großartig, was die Kriegsblinden alles können", so werden Sie, verehrter Leser, beim Durchblättern dieses Buches denken, „das ist ja also gar kein so großes Problem! Die sind ja so tüchtig und lebensfroh — da spielt ja die Erblindung kaum noch eine Rolle! Man sieht es ja an all diesen Beispielen!"

Schön wär's ja, aber leider, leider — gar so einfach ist das nicht. Wenn man hier in Berichten und Bildern sieht, wie die Kriegsblinden ihr Leben meistern und wie sie im Berufsleben stehen, als Beamte oder Feinmechaniker, als Pfarrer oder als Handwerker, als Künstler oder als Industriearbeiter, so sieht das eben

von außen her

ganz einfach aus. Gewiß, man zollt den Kriegsblinden gern ein wenig Bewunderung für ihr Geschick und ihren ungebrochenen Lebensmut, aber rasch kommt man dann zu der falschen Schlußfolgerung, daß eigentlich doch nur alles „Gewöhnung" sei und daß ja im Grunde offenbar der Verlust des Augenlichtes den Menschen gar so hart nicht trifft.

Nun, jedem Kriegsblinden ist eine solche Einstellung immer noch lieber als das immerwährende, so wohlwollende Bedauern, das von oben herab gespendet wird aus dem Bewußtsein des eigenen Reichtums an Gesundheit und Kraft. Jeder Kriegsblinde nimmt lieber einige Härten in Kauf, menschlich und beruflich, als daß er aus der frohen und tätigen Gemeinschaft der anderen ausgeschlossen wird, ob durch Mißtrauen oder Mitleid ausgeschlossen, bleibt sich im Grunde gleich. Lieber also nimmt der Kriegsblinde eine Einstellung der Sehenden in Kauf, mit der so getan wird, als ob die Erblindung ja eigentlich nur eine Lappalie wäre.

Eine Lappalie? Bitte versuchen Sie doch einmal, ganz ernst und eindringlich in Ihren Gedanken sich in die Lebensbedingungen eines Kriegsblinden einzufühlen. Versuchen Sie also,

einmal von innen her,

einen Kriegsblinden zu begleiten. Wenn Sie selbst zum Beispiel in der Morgenfrühe noch halb schlaftrunken und dahinträumend Ihren Weg zur Arbeitsstätte gehen, so kostet der gleiche Weg den Kriegsblinden bereits äußerste Konzentration: horchend, tastend, ständig in einer Art von Alarmbereitschaft, um rasch reagieren zu können, so kostet ihn der Weg selbst dann Anstrengung, wenn er am Arm seiner Frau geht. Kein erfrischender, verklärender Morgensonnenschimmer ermuntert ihn, nicht die ersten Krokusse in den Vorgärten und auch nicht der heitere Blick jenes vorübereilenden hübschen Mädchens, dem zu begegnen



Eine „Steno-Maschine" für Blindenschrift, wie sie vor allem von kriegsblinden Stenotypisten und Telefonisten benutzt wird. Die 6 Tasten entsprechen den 6 Punkten der Blindenschrift. Vorn die Leertaste. Die Tasten können gleichzeitig gedrückt werden und prägen die Punkte in einen langen Papierstreifen. Viele Kriegsblinde erreichen ein Schreibtempo von über 200 Silben je Minute.

Ihnen vielleicht gestern noch solch Vergnügen gemacht hat. Das sei nicht gesagt, um ein Bedauern hervorzurufen, sondern um zu zeigen,

was es den Kriegsblinden kostet,

seinen Alltag zu bestehen. Es ist nicht so selbstverständlich, wie es aussieht, wenn man einen Kriegsblinden mitten im Leben der Sehenden sieht. Ob er nun über die Straße geht oder ob er an seinem Arbeitstisch sitzt, er muß ständig mit äußerster Anspannung all das mit Behelfsmitteln aufzunehmen versuchen, was Ihnen gleichsam kostenlos mit Hilfe eines kurzen Blicks zufällt. Der Kriegsblinde weiß nicht sofort, wer etwa das Zimmer betreten hat, er erkennt es oft rasch am Schritt, an einem winzigen Nebengeräusch, aber um allein dieses Selbstverständliche festzustellen, verbraucht er ein hohes Maß an Konzentration. Oder: ein Kriegsblinder füllt im Lauf seiner Dienstgeschäfte ein Formular aus. „Fein, daß er das kann!" denken Sie. Aber denken Sie auch daran, daß der Kriegsblinde dabei jeden Anschlag auf der Schreibmaschine genau abzählt? Er kennt oft



„Zurücktreten, bitte! Der Schnellzug aus Frankfurt fährt jetzt ein!" Die Stimme aus dem Lautsprecher, die uns Auskunft gibt und die zur Vorsicht mahnt, gehört hier dem 40jährigen Kriegsblinden Strohkirch. Auf dem Tisch liegt sein Kursbuch, mit eigener Hand in Blindenschrift geschrieben.

von einer ganzen Serie von Formularen auswendig alle Abstände, während Sie selbst munter drauflos tippen können, mit Hilfe der Augen immer aufs neue die Maschine einstellend.

Gewiß, die Hauptsache ist natürlich, daß auch der Kriegsblinde seine Formulare mustergültig ausfüllen kann — und er kann es! Kein Kriegsblinder wird sich seiner schwierigen Arbeitstechnik *mehr* rühmen als seines Resultates oder gar des Arbeitsresultates der Kollegen. Für ihn gilt es ja nur, gleichwertige Arbeit zu leisten. Aber man sollte unter den Sehenden deshalb nicht vergessen, welchen Kraftaufwand diese Leistung erfordert. Kein Kriegsblinder wünscht deshalb eine Bevorzugung in seinem Betrieb, seine Leistung soll genau so scharf bewertet werden wie die Leistung der Sehenden, aber er ist dankbar, wenn man dies eine nicht vergißt:

der Weg dahin ist schwer!

Bitte, denken Sie daran, wenn Sie dieses Buch durchblättern und wenn Sie an dieser Stelle jetzt hören werden, was zu leisten Kriegsblinde imstande sind. Und denken Sie dabei auch daran, was die Arbeit für den Kriegsblinden bedeutet: nicht die verhaßte Mühsal des Tages, sondern die beglückende Bestätigung dafür, daß sein so dunkles Leben nicht unnütz ist; Arbeit ist für den Kriegsblinden nicht hauptsächlich ein Mittel gegen finanzielle Not, sondern ein Mittel gegen seelische Not, ein Heilmittel. Hier kann er vor sich und der Welt beweisen, daß er noch „dazugehört", daß er keine Ruine ist, sondern ein Mensch wie andere mit Geist und Aktivität.

Das klingt vielleicht heute wie eine abgedroschene Phrase, aber wieviel Kämpfe hat es gekostet, bis man den Kriegsblinden in die Gemeinschaft aller aufnahm! Das war 1916, als die ersten Kriegsblinden sich zu einem Bund zusammenschlossen, keineswegs selbstverständlich. Man glaubte damals, daß die Kriegsblinden mit dem Augenlicht auch im Grunde die Lebensfähigkeit verloren hätten, und es schien undenkbar, Kriegsblinde etwa gar im Wettbewerb mit Sehenden und mitten im Berufsleben sich vorzustellen — allenfalls dachte man an irgendeine Tätigkeit zum Zeitvertreib. Auf keinen Fall aber konnte man sich von den Vorstellungen der damaligen Blindenpflege lösen, die nur ein paar wenige primitive Berufe für Blinde kannte, und das noch ohne das handwerkliche oder kaufmännische Niveau, wie wir es aus der Gegenwart kennen.

Die Kriegsblinden, die 1916 oder 1918 in den Lazaretten lagen, fanden also alles andere als einen sorgsam bereiteten Weg vor sich. Sie mußten selber die Initiative ergreifen. Nur wenige, sehr wenige verständnisvolle Helfer waren da. Vorherrschend war das Mißtrauen: *„Was können denn Kriegsblinde schon schaffen!"* Auch die Behörden teilten dieses Mißtrauen, und es kostete sehr bittere Kämpfe, bis die ersten Breschen geschlagen waren.

Das sind Beweise!

Noch längst nicht ist dieses Mißtrauen heute beseitigt, das notwendigerweise mit einer peinigenden Art von Mitleid Hand in Hand geht, etwa mit dem Gedanken: „Es sind halt arme Teufel!" Aber immer aufs neue wird dieses Mißtrauen ad absurdum geführt durch die schlichte, berufliche Leistung von Kriegsblinden. Nein, sie sind *nicht durchweg Bürstenmacher*, wie man oft noch annimmt!

Wir finden Beamte im Justizdienst (vom Inspektor bis zum Landgerichtsrat) und in der Verwaltung (bis hin zum Ministerialrat). Wir finden den Landtagsabgeordneten neben dem Studienrat, den Pfarrer neben dem rüstig tätigen Bauern, den Handwerker in den verschiedensten Berufszweigen (Weber, Schneider, Schreiner, Drechsler, Töpfer, Polsterer, ja sogar den Fleischer), den Künstler (vor allem in der Musik, sogar als Opernsänger auf der Bühne!), den selbständigen Kaufmann und Fabrikanten, den Arbeiter in der Industrie bis hin zum Feinmechaniker — ja, wo soll man mit dem Aufzählen aufhören!



Eine knifflige Arbeit! Die Kupferstäbe der Elektromotoren für die Triebwagen der Bundesbahn zu richten, erfordert viel Sorgfalt. Unser Kamerad Wilfried Schwarz hat feinfühlige Fingerspitzen, mit denen er die winzigste Unregelmäßigkeit rascher und zuverlässiger findet als ein Sehender. Das Geld in seiner Lohntüte ist ehrlich verdient.

Fotos (2): dpa-Wieselmann

Versuchen wir einmal, etwas Ordnung in die Aufstellung zu bringen! Die günstigsten Berufe für Kriegsblinde sind natürlich solche, für deren Handhabung man das Augenlicht nicht *unbedingt* benötigt. Ein idealer Beruf in dieser Hinsicht ist z. B. der des Kontrolleurs in einem Rundfunksender: hier hat der Kriegsblinde vor allem zu *hören* und die Sendungen zu überwachen. Aber solche Arbeitsplätze sind naturgemäß selten. Günstiger liegen die Voraussetzungen schon beim Beruf des Masseurs, der ebenfalls den Sehsinn am wenigsten braucht. Die Skala der Berufe reicht aber hin bis zu solchen Berufen, die *nicht* ohne Hilfe der Augen bewältigt werden können. Hier — vor allem bei allen geistigen Berufen — muß sich der Kriegsblinde das Augenlicht eines anderen Menschen gleichsam leihen, es müssen ihm Briefe, Akten oder Bücher vorgelesen werden. Wohlgemerkt: diese Vorlesekräfte sind rein technische Hilfsmittel, fast mit der Brille für einen Kurzsichtigen zu vergleichen. Auf keinen Fall haben sie schöpferischen Anteil an der Arbeitsleistung des Kriegsblinden.

Nach jahrelangen Versuchen, Enttäuschungen und Erfahrungen haben sich die folgenden

sechs Standardberufe

als besonders günstig herausgestellt. Wenn man die Statistiken zur Hand nimmt, so findet man immer noch als Beruf mit der weitesten Verbreitung den des *Bürstenmachers* — leider, so möchte man angesichts der so schwierigen Absatzlage sagen. Es war unverantwortlich, daß man während und nach dem zweiten Weltkrieg angesichts einer vorübergehenden Konjunktur Tausende von Kriegsblinden zu Bürstenmachern ausgebildet hat, die nach 1948 bald mehr oder weniger arbeitslos waren. Ein großer Teil von ihnen konnte jedoch, nicht zuletzt durch den Einsatz des Kriegsblindenbundes, inzwischen in andere Berufe übergeführt werden.

Der Bürstenmacherberuf

ist an sich für Kriegsblinde in vieler Hinsicht recht glücklich. Es ist keineswegs eine stumpfe, mechanische Arbeit, wie man leicht denken mag, im Gegenteil, es hängt sehr viel von der Aufmerksamkeit und vom Geschick des Bürstenmachers ab, wenn die fertige Ware wirklich von guter Qualität sein soll. Es handelt sich also



D e r „D u d e n" — vorn der Band, wie ihn Sehende benutzen, dahinter derselbe Duden in Blindenschrift — 22 Bände! Die Punktschrift nimmt ja nicht nur einen vielfach größeren Raum ein als die Schwarzschrift, sie benötigt auch kartonartiges, steifes Papier. Dennoch gibt es in den großen Blindenbüchereien, z. B. in Marburg oder in der Zentral-Bibliothek Hamburg, alle erdenklichen Werke der Wissenschaft und Dichtung.
Foto: Blindenhochschulbücherei Marburg

hier um ein echtes Handwerk, und mancher Kriegsblinde hat auch seine Gesellenprüfung als Bürstenmacher abgelegt. Psychologisch sehr günstig ist ferner, daß die Arbeit nicht so eintönig ist wie manche Industriearbeit, weil ja die verschiedensten Sorten von Bürsten und Besen im bunten Wechsel hergestellt werden: Handfeger, Stubenbesen, Kleiderbürsten, Schrubber und vieles mehr. Ferner hat dieser Beruf den Vorteil, daß der Kriegsblinde am Feierabend seine Tagesleistung vor sich auf dem Tisch liegen hat, er kann greifen und betasten, was er geschaffen hat. Und vor allem: er bleibt bei der Arbeit zu Hause, das heißt er ist nicht darauf angewiesen, täglich den oft mühsamen Weg zu einem Betrieb zu machen. Wichtiger noch: der Kriegsblinde auf dem entlegenen *Dorf*, dem alle anderen Arbeitsmöglichkeiten schon verkehrsmäßig versagt sind, kann allein als Bürstenmacher tätig sein. Und so gelten die Bemühungen des Bundes der Kriegsblinden jetzt vor allem dem Ziel, diesen Kameraden in *ländlichen Gebieten* möglichst eine Vollbeschäftigung als Bürstenmacher zu ermöglichen, dagegen den in städtischen oder industrialisierten Gebieten wohnenden Bürstenmachern *andere* Berufe aufzuschließen. Noch sind es rund 2400 kriegsblinde Bürstenmacher, die nur zum kleineren Teil selbständig sind; meist sind sie einer Arbeitsgemeinschaft angeschlossen, die den Einkauf und den Verkauf übernimmt. Aber der Absatz ist nicht ausreichend, und dazu kommt eine skrupellose Konkurrenz von Betrieben, die sich zu Unrecht als Blindenbetriebe bezeichnen. So sind viele, viele Bürstenmacher praktisch arbeitslos.

Die Telefonisten

sind dagegen sehr viel glücklicher dran. Der Telefonistenberuf, der ja von einem Blinden völlig selbständig auszuführen ist, ist seit wenigen Jahren mit Recht der *beliebteste* Beruf geworden. Zwar erfordert er allerlei Nervenkraft, denn stundenlang den oft umfangreichen Fernsprechverkehr zu bewältigen — das heißt schon was! Aber es hat sich gezeigt, daß die Arbeitsplatzbeschaffung in diesem Berufszweig noch am ehesten zu bewerkstelligen ist, und daß — Begabung und gute Ausbildung vorausgesetzt — auch die Behörden und Betriebe allen Anlaß haben, mit diesen kriegsblinden Mitarbeitern voll zufrieden zu sein. Am Vermittlungsgerät werden an Stelle der aufleuchtenden Glühlampen kleine, vorschnellende Taststifte eingesetzt. Ein gutes Gedächtnis muß der Telefonist allerdings haben — manche kennen ihr halbes Telefonbuch buchstäblich auswendig! — und selbstverständlich muß er mindestens eine Schreibmaschine bedienen können; in den meisten Fällen aber wird er auch die Punktschrift beherrschen. Merkwürdigerweise hat sich der kriegsblinde Telefonist nicht in allen deutschen Ländern gleichmäßig durchgesetzt. Es gibt Großstädte, in denen über dreißig kriegsblinde Telefonisten mit größtem Erfolg tätig sind, während wiederum in anderen Städten es noch nicht gelungen ist, den Damm der Verständnislosigkeit zu durchbrechen. Aber der Bund der Kriegsblinden Deutschlands wird durch seine kundigen und geschickten Mitarbeiter auch hier sich auf die Dauer durchsetzen.

Die Stenotypisten

haben sich zweifellos einen schwereren Beruf erwählt, weil ihnen das Fehlen des Augenlichts ständig große Aufmerksamkeit abverlangt. In vielen Fällen schreiben diese Kriegsblinden in den Büros von Behörden oder Betrieben den Text gleich in die Maschine, ohne ihn zuvor im Stenogramm aufzunehmen. Diese Maschinenschreiber bedienen sich einer gewöhnlichen Schreibmaschine, die mit dem Zehnfingersystem gehandhabt wird. Auf einigen wenigen Tasten befinden sich kleine, punktartige Erhöhungen, die den Fingern immer wieder die richtige Grundposition anzeigen. (Wohl *jeder* Kriegsblinde verfügt übrigens über eine Schreibmaschine dieser Art, und er kann seine Privatkorrespondenz selbst erledigen.)

Erstaunlicher ist die Leistung der eigentlichen Stenotypisten. Sie nehmen wie ihre sehenden Kolleginnen das Diktat auf, und zwar mit einem kleinen Gerät, das nicht größer als eine

Zigarrenkiste ist und sechs Tasten hat: für jeden der sechs Punkte, aus denen sich die Blindenschrift (Brailleschrift) zusammensetzt. Mit Hilfe dieser Maschine werden in einen Papierstreifen die Punktschriftzeichen geprägt, und zwar unter Verwendung einer Vielzahl von Kürzungen (ein oder zwei Buchstaben genügen zur Kennzeichnung ganzer Wörter), und so ist eine erhebliche Schreibgeschwindigkeit zu erzielen. 180 Silben pro Minute gelten dabei noch nicht als ausgezeichnet! Es sind schon Reden mit 280 Silben in der Minute von Kriegsblinden aufgenommen und fehlerlos übertragen worden. In vielen Büros weiß man die kriegsblinden Stenotypisten wegen ihrer großen Zuverlässigkeit hoch zu schätzen und gibt ihnen Aufstiegsmöglichkeiten.

Neuerdings findet die Arbeitsweise der Stenotypisten eine erhebliche Erleichterung. Während sie bisher auf die Verwendung der Punktschrift angewiesen waren (die abzulesen zwar mit bewundernswerter Schnelligkeit gelingt, aber doch sehr viel Kraftaufwand erfordert), wird seit kurzem ein *Diktiergerät* eingeführt, das den diktierten Text von einer Schallplatte zu beliebiger Zeit im Kopfhörer wiedergibt, und das mit äußerst praktischen Stopp- und Wiederholungseinrichtungen versehen ist. Mit diesem Gerät („Dimaphon") hat man sehr gute Erfahrungen gemacht.

Die Masseure

sind insofern glücklicher dran als die Stenotypisten, als sie nicht im gleichen Maße das Augenlicht durch Hilfsmittel ersetzen müssen. Es ist der *Tastsinn*, der ihnen die wichtigste Voraussetzung für ihre Tätigkeit gibt. Die kriegsblinden Masseure haben durchweg eine staatliche Prüfung hinter sich und sind nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch sorgfältig ausgebildet. Wie junge Medizinstudenten mußten sie Anatomie usw. pauken, und sie können mit lateinischen Namen um sich werfen, daß dem Laien angst und bange wird. Der Beruf des Masseurs wäre dann vielleicht der idealste Blindenberuf, wenn — ja, wenn die Öffentlichkeit ihnen auch nur die Hälfte des Vertrauens schenken würde, das sie verdienen. Es gibt noch immer Riesenkrankenhäuser, die mit den seltsamsten Vorwänden die Einstellung auch nur eines einzigen kriegsblinden Masseurs ablehnen — natürlich, ohne sich von den Fähigkeiten eines Bewerbers zu überzeugen —, während andere Krankenhäuser so ausgezeichnete Erfahrungen gemacht haben, daß sie noch einen *zweiten* kriegsblinden Masseur einstellten. Der so fein entwickelte Tastsinn des Kriegsblinden, dazu das Fehlen jeder optischen Ablenkung, steigert gerade beim Massieren die Leistungsfähigkeit, so daß bedeutende Mediziner den kriegsblinden Masseur höher schätzen als den sehenden. Auch in der Bedienung aller üblichen Geräte (Kurzwelle, Ultraschall usw.) ist der erblindete Masseur seinen sehenden Kollegen nicht unterlegen.

Schade, daß es so viele arbeitslose kriegsblinde Masseure gibt! Gewiß kann man etwa in einer Kleinstadt vielleicht sechs Telefonisten, aber nicht sechs Masseure unterbringen, jedoch immerhin *einen*. Gegen diesen einen wendet sich aber dann oft eine solche Übermacht an Verständnislosigkeit und Unwissen, daß er verzagt.

Der Industriearbeiter

schließlich gewinnt erst seit zwei Jahren zunehmend als neuer Berufszweig unter Kriegsblinden Verbreitung. Mancher Kamerad, der als Bürstenmacher nur für wenige Stunden in der Woche Arbeit hatte, steht jetzt in einer Fabrikhalle. Vor allem sind es Kontroll- und Sortierarbeiten, die oft mit hochempfindlichen Präzisionsinstrumenten durchgeführt werden



Eine Ermutigung für im Verwaltungsdienst tätige Kriegsblinde ist das Beispiel ihres Kameraden Dr. Rhode, der als Ministerialrat im Bundesministerium für Arbeit auf dem Gebiet der Kriegsopferversorgung tätig ist. Dr. Rhode, geb. 1894, verlor im ersten Weltkrieg beide Augen und den linken Unterschenkel. Seit 1921 gehörte er dem Reichsarbeitsministerium an, wo er bis 1930 Fragen des internationalen Arbeitsrechts und bis 1945 Fragen der Versorgung und Fürsorge (Blindenreferat) bearbeitete. Foto: Engels

und für die ein feines Tastgefühl wesentlicher ist als das Sehvermögen. Vielfach bewährt haben sich Kriegsblinde auch als Ankerwickler, ebenso als Mechaniker, die Wasseruhren oder Fernsprechgeräte auseinander nehmen. Die Arbeit in der Industrie verlangt zwar von einem Blinden viel Aufmerksamkeit, zumal es ja sein Wille ist, *gute* Arbeit zu leisten, aber da es sich meist um Serienarbeit handelt, also um stets gleiche oder doch ähnliche Handgriffe und Aufgaben, verlangt sie auch weit weniger Nervenkraft als manch anderer Berufszweig. Doch gibt es auch unter den in der Industrie Beschäftigten viele Kameraden, die an Schleif- oder Fräsmaschinen tätig sind oder die mit anderen Geräten feinste Präzisionsarbeit zu leisten haben. Die hohe Konzentrationsfähigkeit des Kriegsblinden — vielleicht der einzige *Vorteil* beim Verlust eines Sinnesorgans — befähigt sie zu erstaunlichen Leistungen, und so darf es nicht wundernehmen, daß Kriegsblinde selbst als Erfinder Erfolge haben. Allein im Jahre 1951 wurden mindestens drei *Patente* von Kriegsblinden anerkannt.

Die „Seherfahrung"

Diese Entwicklung kommt einer geradezu revolutionären Umwälzung in der Geschichte des gesamten deutschen Blindenwesens gleich. Wie ist das zu erklären? Doch in der Hauptsache dadurch, daß bis 1914 vornehmlich die Fähigkeiten von Blindgeborenen oder Früherblindeten die Grundlage aller Bemühungen bildeten. Die Kriegsblinden hingegen, und das darf nie vergessen werden, haben durchweg *bereits als sehende Menschen* im Beruf und mitten im Dasein gestanden! Sie haben eine Augenerfahrung, eine Seherfahrung, die ihnen allen noch nach Jahrzehnten höchst gegenwärtig ist. Sie können sich leicht vorstellen, was sie tun oder was zu tun ist, sie haben ständig sehr wertvolle Erinnerungen zur Verfügung, die ihnen gerade im Berufsleben helfen. Sie wissen vor allem, was sie mit ihrem Geist und ihrer Tatkraft erreichen können, und sie konnten sich daher nicht mit einem sozialen oder beruflichen Dasein bescheiden, das weit unter dem Dasein lag, das sie einst besessen hatten.

Das waren die ersten Ursachen, die den Kriegsblinden trotz aller Widerstände wieder hineinführten in die Gemeinschaft der Sehenden. So wurde er zum Schrittmacher auch für die soziale und berufliche Daseinsberechtigung der Zivilblinden.

Der Kriegsblinde wehrt sich dagegen, nach seiner Erblindung plötzlich ein Mensch zweiter Klasse zu werden. Er strebt den gleichen sozialen Stand an, den er früher gehabt hat, und einen beruflichen Wirkungskreis von gleichem Rang. Dazu aber *braucht er Ihre Hilfe.* Überlegen Sie einmal, wie leicht Sie selbst das gleiche Schicksal hätte treffen können! Würden *Sie* als Kriegsblinder mit der inneren Einstellung einverstanden sein, die Sie jetzt — als gottlob Sehender — haben? Das ist die Frage, die dieses Jahrbuch an Sie stellt.

Friedr. Wilh. Hymmen



Der Krieg hat diesen Württemberger aufs schlimmste mitgenommen, aber unterkriegen läßt er sich nicht, auch wenn das Augenlicht und eine Hand verloren sind. Er fertigt vorzügliche Bürstenwaren an, immer wieder die Lippen zu Hilfe nehmend.
Rund 2400 Kriegsblinde sind als Bürstenmacher und Mattenflechter beschäftigt. Den Einkauf und Verkauf besorgt für sie die Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft jedes Landes. Die Absatzschwierigkeiten sind jedoch so groß, daß Bürstenmacher meist nur für wenige Stunden in der Woche Arbeit haben. Darum sollte es für jedermann eine Ehrensache sein, Bürsten und Besen nur bei der Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge zu kaufen.



Der kriegsblinde Stenotypist nimmt das Diktat auf seiner Stenomaschine auf, die in lange Papierstreifen die Punkte der Blindenschrift einprägt. Außer der Fixigkeit des Anschlags besteht die Kunst des Stenotypisten in der Beherrschung einer Unzahl von Kürzungen, bei denen oft ein einziger Buchstabe ein langes Wort ausdrückt. Unser Bild zeigt den Kriegsblinden Karl Jäger, der seit Jahren in der Verkaufsabteilung der Leitzwerke tätig ist, links bei der Aufnahme eines Diktats, rechts beim Übertragen in die normale Schreibmaschine (Abfühlen des Stenostreifens). Karl Jäger ist Vorsitzender des Bezirks Gießen unseres Bundes.

Kriegsblinde über ihren Schicksalsweg:

Letzter Tag in Flandern

Oft hatte ich mit einem Fernglas von einer Pappel aus hinübergeschaut in das weite flandrische Flachland, wie es sich hell im Sonnenglanz vor mir ausbreitete: ein liebliches Idyll, leicht und beschwingt in der frohen Weite der Weideplätze, mit Windmühlen, die ihre Flügel in der kräftigen Brise lustig drehen — eine Harmonie in Grün und Braun. Dazwischen das sanfte Wogen der Kornfelder mit ihrem leisen Raunen und Rauschen, das Spiel der Morgensonne über dem zitternden Farbenwechsel der sich neigenden Ähren. Darüber die Weite des Himmels mit einer seltsam durchscheinenden Luft — die Seele wird gelöst über sich selbst emporgehoben.

Heute aber lag der Himmel mit grauen Wetterwolken wie eine schwere lastende Kugel über der aufgeweichten Ebene. Sträucher und kleine Gehölze, vom Winde zerzaust und von Granaten zerfetzt, ragten vereinsamt, weltverloren zwischen Trichtern und Gräben. Dunkel und gespenstig tauchten Ruinen aus dem Nebel empor. Der flandrische Regen war beklemmend, die Traurigkeit des wolkenverhangenen, uferlosen Horizonts wollte mich ersticken. Und die Nächte unter den Zeltplanen erschienen lang und erdrückend...

Da, auf einmal ein jäher Pfiff: Sperrfeuer wurde angefordert. Es war in den frühen Morgenstunden des 10. August 1917. Als erster bin ich an meinem Geschütz und jage eine Granate nach der anderen hindurch. Ein berauschendes Kraftgefühl überkommt mich — — Dann, im nächsten Augenblick eine gewaltige Detonation, eine aufblitzende Feuergarbe! Und wie vom elektrischen Strom getroffen werde ich jäh zu Boden geschleudert...

Das war die Schicksalsstunde, in der ich Abschied nahm von meiner Jugend. Als ob ich es vorausgeahnt, daß es die letzten Eindrücke waren, die ich in mich aufnehmen würde, haben meine Augen in den letzten Tagen die Außenwelt noch einmal mit Inbrunst in mich hineingetrunken, bis sie dann endgültig für mich versank.

Was ich im Augenblick meiner Verwundung erlebte, vermag ich nicht in sich abgerundet zu sagen. Es sind vielerlei Gedanken und Gefühle,

Erlebnisse und Empfindungen, die in diesem Moment zu einem Ganzen zusammenschossen.

Der junge Kriegsfreiwillige von 1914 und 15 mit seiner frohen Begeisterung und seinem hellen Idealismus sah im Kampf die freiwillige Hingabe und das Opfer. Aber im Laufe der nächsten Monate und Jahre standen wir dem Kriege und dem Leben nüchterner, realistischer gegenüber. Merkwürdigerweise haben wir im Felde nie ernsthafte Gespräche über den Tod geführt, sondern sind mit leichten Worten über dies Letzte hinweggeglitten. Gerade weil das Erleben des Todes in der nächsten Umwelt tagtäglich so furchtbar auf uns eindrang, versuchten wir instinktiv, Abstand davon zu gewinnen. Über den Sinn des Lebens oder des Todes hatte ich also nur flüchtig nachgedacht — in dem täglichen Tun und Schaffen als Soldat sah ich meine Aufgabe erfüllt.

In dem Augenblick, wo ich von der Detonation niedergeworfen wurde, erwachte in mir nicht eine Bereitschaft zum Sterben — im Gegenteil: höchste Abwehr! Dieser Wille zur Selbstbehauptung entsprang nicht einer Todesangst. Nicht aus Furcht vor dem Dunkel schreckte ich zurück; dafür hatten die Kriegsjahre mich gehärtet, um ohne Sentimentalität den letzten Schritt ganz bewußt tun zu können.

Dadurch, daß mein Augenlicht sofort vernichtet war, das rechte Trommelfell zerriß und das linke stark beschädigt wurde, war ich plötzlich von der Außenwelt vollständig abgeschnitten. Nur ein starkes Summen und Brummen sauste in meinem Kopf, und das Losgerissensein von der Umwelt wirkte sich in mir aus als dumpfe Leere und angstvolles Bangen.

Wie wenn sich alle Schlünde der Hölle öffneten, drangen auf mich Hunderte von Armen ein, die mich eisern zusammenpreßten. Fratzengestalten grinsten mich an, und dunkle Blitze zuckten durch mein Gemüt. Ich sah wie in einen unheimlichen Abgrund des Grauens hinein. Das Gesicht brannte wie lohendes Feuer und war gleichsam wie versteinert; die Haut empfand ich als glühendes Pergament. Eigentlich erlebte ich zum ersten Male in meinem Leben die furchtbare Wirklichkeit einer dämonischen dunklen Unterwelt. Aber gleichzeitig fühlte ich die Hand eines übermächtigen Wesens auf mir ruhen, das da sagte: „Du bist mein!" Doch ich empfand es nicht als Tröstung. Als schwerste Anklage gegen mein bisheriges Wesen und Sein durchlief es meine Nerven. Nur ein Gedanke beherrschte mich ganz: Nur nicht sterben müssen, um nicht in diesem Wahnsinn zu versinken! Alle physischen Kräfte in mir bäumten sich auf gegen ein solches Schicksal.

In Bruchteilen von Sekunden schossen die dunklen Bilder meiner Jugend an mir vorbei. Ich wollte — das nahm ich mir blitzartig vor — anders von nun an mein Leben gestalten; auslöschen wollte ich, was bisher gewesen. Seltsam — es war mir in dieser Minute, als ob hinter mir mehrere Leben verborgen lagen, die ich schon durchwandert hatte. Doch sichtbar war von dem allem nichts. Nur schattenhaft war es umzeichnet.



Was hier geschieht, könnte wohl keiner unserer Leser erraten: kriegsblinden Auskunftsbeamten der Bundesbahn wird der neue Fahrplan diktiert, den sie sorgfältig in Blindenschrift übertragen. Häufig geschieht das Anfertigen der Punktschriftfahrpläne auch bis spät in die Nacht daheim — die Frau diktiert dann den Text. Jeder Reisende kann sich auf die Angaben des kriegsblinden Auskunftsbeamten verlassen. Foto: Bundesbahn

Ich wollte nicht sterben! Nicht nur, weil solche Gedanken in mir auftauchten — ich wußte im selben Augenblick, daß „leben" eigentlich etwas anderes bedeutet als hier diesen plötzlichen Abbruch. Die zwanzig Jahre, die ich bisher gelebt hatte, hatten nichts in mir gebildet und gestaltet, was in diesem Moment hätte von Bestand sein können. Alles verging und zerflog wie Blätter im Herbstwind.

Mehr vermag ich über diese ersten Eindrücke nicht zu sagen; denn ein wahnsinniger Schmerz nahm Besitz von meinem ganzen Körper und löschte jedes Bewußtsein aus. Was äußerlich mit mir geschah, wußte ich nicht. Nach Jahren sagte mir der Sanitäter meiner Batterie, niemals während seiner jahrelangen Tätigkeit im Felde habe ein Verwundeter solche Qualen gelitten, wie ich bei dieser Verbrennung.

Plötzlich aber überkam mich eine unbeschreibliche Ruhe und Stille. Die Morphiumspritzen taten ihre Wirkung und, wie im Kosmos aufgelöst, versanken meine Sinne in tiefste Bewußtlosigkeit.

Cetegus

Kriegsblinde über ihren Schicksalsweg:

Im Lazarett

Nun liege ich schon mehrere Wochen. Jeder Tag rollt wie der andere ab. Morgens um zehn Uhr ist Visite, der Arzt tritt an mein Bett heran und löst den Verband. Ich meine immer, es müsse eine Frau sein, so zart und behutsam fährt seine Hand über Stirn und Schläfe. Er schaut in meine Augen, und tagtäglich kommt dieselbe Frage: „Können Sie noch gar nichts sehen?" In seiner Stimme ist ein feines Beben... Hat dieser große, stattliche Mann, der schon soviel Leid erlebt hat, noch nicht eine Schutzwand gelegt zwischen sich und den Kranken?

Während nun die Schwester einen neuen Verband um meinen Kopf legt, geht der Oberarzt weiter von Bett zu Bett. Dann liege ich wieder in meiner Einsamkeit. Nur schwach dringt es in mein Bewußtsein, daß die anderen Kameraden im Saale sich nicht um mich bekümmern. Liegt es an der Schwäche meines Gehörs, daß ich kaum Stimmen und Schritte vernehme? Es ist so seltsam still — einsamste Stille . . .

Vor einigen Wochen sind meine Eltern hier gewesen, das berichtet mir eines Tages Schwester Ilse. „Ihre Mutter hat hier am Kopfende gesessen; Sie haben es gar nicht bemerkt. Gesprochen hat sie fast gar nichts. Sie hat nur Ihre Hand gehalten und immer, immer geweint." Später erzählte der Kamerad vom Nebenbett, wie er sie vom Fußboden aufgehoben, als sie ohnmächtig niederglitt. Der Vater saß völlig niedergebrochen und stumm auf seinem Stuhl. Nach einer Stunde verließen beide das Krankenhaus.

Ich hätte weinen mögen, aber es fehlten die Tränen zur Erleichterung. Mir war es im Kopf wie in schwülen Sommertagen, wenn es nicht regnen will. Eine dumpfe Apathie hielt mich gefangen, nur von Zeit zu Zeit durchflammt von der Ungeduld, wann endlich dieser von aller Welt abgeschlossene Zustand ein Ende hätte und wieder Licht und Helle um mich sein würden.

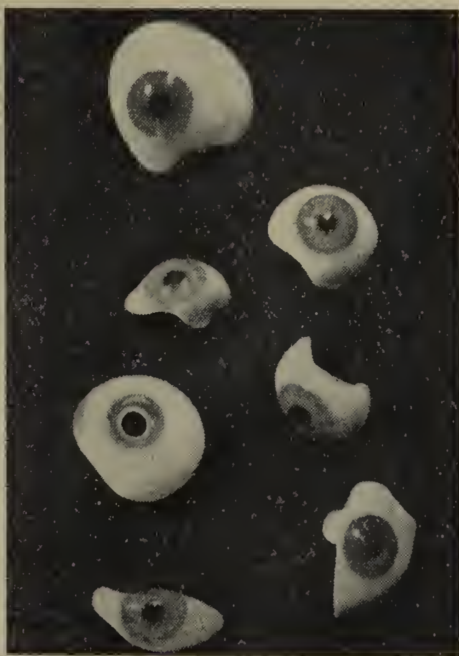
„Schwester," fragte ich einmal, „wann darf ich eigentlich aufstehen?" Am nächsten Morgen sollte ich darauf die Antwort bekommen. Die Verbände wurden abgenommen, und wieder stand der Oberarzt da. Er nahm meine Hand, seine Stimme war bewegt, aber sicher.

„Ich möchte Ihnen ein Billett geben für den ‚Evangelimann'. Dann können Sie einmal mit der Schwester ins Theater gehen."

„Kann ich dann auch alles wieder sehen?" fragte ich drängend. — Der Arzt schwieg und gab mir keine Antwort. Doch ließ er meine Hand nicht wieder los — ich fühlte die ruhige Wärme seines Blutes —, so blieb er wohl mehrere Minuten an meinem Bett sitzen und bat dann erst die Schwester, mir den Verband wieder umzulegen. Darauf ging er rasch hinaus.

Aber immer noch nicht verstand ich den eigentlichen Sinn seines Schweigens. Ich *wollte* ihn nicht verstehen! Erst als ich fühlte, wie warme Tränen mir auf die Stirn tropften, erfaßte ich plötzlich mein unabwendbares Schicksal. Bis jetzt hatte ich in keiner Sekunde daran gedacht. Mein Unterbewußtsein wehrte sich aber wohl schon seit Wochen gegen diese Einsicht.

Schwester Ilse legte mir den Verband nicht um. Sie, die stille, zurückhaltende Norddeutsche, verlor zum ersten Male die Fassung. Sie warf sich über mein Bett und schluchzte. So erschüttert war ich darüber, daß ich sie trösten mußte.



So vielseitig die Verwundungen der Kriegsblinden sind, so vielseitig sind die Formen der gläsernen Augenprothesen. Künstliche Augen, aus Glas geblasen, gleichen in erstaunlicher Vollkommenheit dem menschlichen Auge. Aber — sehen kann man mit ihnen nicht . . Foto: ABC-Press

In den ersten Minuten lebte in mir ein ungeheurer Wille, der sich gegen das Schicksal wehrte. Dann aber wurde mein ganzer Körper von Weinkrämpfen geschüttelt. Doch sie brachten keine Entspannung, weil das Auge leer von Tränen blieb. Es entstanden nur Fieberwellen, die den Krampf noch verstärkten. Als ich mich langsam wieder sammelte, hatte die Schwester das Zimmer verlassen, und zum ersten Male fuhr meine unverbundene linke Hand tastend über das Gesicht. Ich fühlte, wie noch alles verschwollen und verkrustet war, und dann — ja dann merkte ich unter Schauern, Erschütterung und Grauen, daß die Augenhöhlen leer waren. Nun half mir kein Versteckspiel mehr, nun wußte ich es ganz genau: den „Evangelimann" wirst du nicht mehr sehen...

Acht Tage später brachte mir ein Herr eine Blindenfibel und wollte mir das Lesen beibringen. Da wurde ich starr im Innern und nach außen. Mit einer mir selbst unfaßbaren Leidenschaft wehrte ich dies Ansinnen von mir ab.



Mindestens einmal im Monat steigert unser Kamerad Jonny Gorny seine Trainingsläufe bis zu 30 Runden, das sind 12 Kilometer. Seine Bestzeit: 48 Minuten! Jonny, einst der beliebte Mittelstürmer vom Fußballverein Union Recklinghausen, verlor im Osten durch eine Tretmine Augen und Hände — aber dem Sport blieb er dennoch treu.

Ich wollte nicht blind sein! In diesem Mann fühlte ich die ganze Atmosphäre einer Welt, die ich haßte. Ich wollte noch mein Leben selbst gestalten, mich nicht der unerbittlichen Notwendigkeit ergeben, daß ich nun auf einmal in einen anderen Lebensrhythmus eingespannt war. Die winzigen Punkte der Blindenschrift höhnten mich an — ich nahm das Buch und warf es mit aller Gewalt in eine Ecke hinein.

Nach unendlich langen Monaten, in denen sich die Stunden zu Tagen dehnten, durfte ich zum ersten Male aufstehen. Doch hatte ich zuvor diesen Augenblick heiß herbeigesehnt, der mir endlich Bewegungsfreiheit und Selbständigkeit bringen sollte, so wurde ich nun aufs bitterste enttäuscht. Jetzt erst, da ich nicht mehr ans Bett gefesselt war, wurde mir die ganze Hoffnungslosigkeit meiner Lage klar bewußt.

Ich tastete mich an den Betten entlang, die Blutleere des Kopfes nahm mir vollkommen das Gleichgewichtsgefühl, der Boden unter mir schien nachzugeben, und jeder Schritt fiel irgendwie in ein Nichts. Vergeblich versuchte ich, mit aller Anstrengung das Dunkel zu durchbrechen, um einen bestimmten Zielpunkt zu erfassen. Doch rings um mich breitete sich diese merkwürdige Leere aus, die ich bisher nicht gekannt hatte.

Weil ich keine Wände sah, dehnte sich meine Umwelt auf unheimliche Weise ins Uferlose. Auch die Zeit stand still, und ich erlebte mich, nur mich selbst, als einen mikroskopisch kleinen Punkt in einem gewaltigen Universum. Wie mühsam und beschämend war es, wieder wie ein Kind zu sein, das sich mit jedem Schritt seine Umwelt erst erarbeiten und aneignen muß. Oft erkannte ich nicht die einfachsten Gegenstände, weil ich sie nur teilweise betasten konnte. Feindselig und fremd erschienen mir alle toten Dinge des Raumes mit ihren scharfen Ecken und Kanten, nur dazu geschaffen, mich zu peinigen.

Doch langsam, ganz langsam erkämpfte ich mir eine neue Vertrautheit mit meiner nächsten Umgebung, und die Entdeckerfreude gab mir allmählich Sicherheit. Man ließ mich in Ruhe, und das war gut so. Bald tastete ich mich am liebsten in den Keller, in die Maschinenräume, um dort, fern von allen Menschen, tief unter dem Getriebe des Lazaretts, mich in meiner Einsamkeit zu vergraben. Den Weg zurück fand ich freilich nicht, und so saß ich oft dort auf einer Treppenstufe, in meiner selbstgewählten Verbannung, bis um die Mittagszeit die Schwestern auf die Suche nach mir gingen. In meiner Hilflosigkeit und Verlassenheit fühlte ich plötzlich eine freundliche Hand, die mich wieder nach oben führte, in den Bereich des Taglärms und der lauten Kameradenstimmen.

Gegen Abend aber kamen meine schönen Stunden im Lazarett, wenn mich der Sanitäts-



Auch Erich Diedrich ist einer von den 210 kriegsblinden Ohnhändern, die im Bundesgebiet leben. „Von meiner Frau kredenzt schmeckt mir der Kaffee doppelt gut", so meint er lächelnd und ohne jede Bitterkeit, „wir sind ein Herz und eine Seele, und die kleinen Hilfeleistungen des Tages sind längst zu Selbstverständlichkeiten geworden, die uns nicht mehr belasten." Und Frau Marianne stimmt zu: „Glauben Sie ja nicht, daß ich meinen Mann wie ein Kind behandele. Er ist trotz allem der Herr im Hause." Foto: Kathrin Grebe

unteroffizier abholte und stumm in sein behagliches Zimmer führte, dessen Geruch nach Karbol, Spiritus und Alkohol mir bald vertraut und heimisch wurde. Er stammte aus Mecklenburg, und was mir besonders an ihm wohltat, war seine Wortkargheit. Denn das viele Reden und Trösten konnte ich nicht vertragen. In breitestem Dialekt rangen sich seine Worte mühsam, stoßweise hervor. Aber einen ausgezeichneten Grog braute er, während er mich wie ein Kind auf sein Sofa bettete und mich mit unendlicher Güte zudeckte.

„Wolf", sagte er in seiner bedächtigen Art, „Kopf hoch! Du wirst sehen, es wird schon werden!" Dann trat für längere Zeit Stille ein, während er im Zimmer auf und ab ging und den Grog überwachte. Er wußte, daß die Zeit der beste Arzt sei. Dies Selbstverständliche in seinem Lebensgang, die Kraft und Stärke seiner ländlichen Natur, die Ruhe und Sicherheit, gefestigt durch eine lange Erfahrung, wirkten unbewußt auf mein inneres Leben. Seinen unbeholfenen Trost: „Du bist noch jung! Dein Leben liegt noch vor dir!" vermochte ich zwar nicht zu erfassen; es waren vorläufig nur leere Worte für mich. Aber daß ein Mensch so dachte und so lebte, war ein Same, der in mein Gemüt fiel, um viel später seine Früchte zu tragen.

Wolf Lucius



Woellke, der Olympiasieger von 1936 im Kugelstoßen — im Bilde links — hat selbst bekannt, daß er seinen Sieg nicht zuletzt der Arbeit unseres Kameraden Schiffmann (rechts) verdankt. Woellkes Olympiasieg war Schiffmanns schönster Erfolg.

Richard Schiffmann erzählt

Vom Fußballjungen zum Olympia-Chefmasseur – als Kriegsblinder

Oft wurde ich gefragt, warum ich — als früherer Anwaltsvorsteher — Sportmasseur geworden bin. Nun, wenn man meine seit frühester Jugend betriebene sportliche Betätigung kennt, wird meine Berufswahl verständlich. Mit 10 Jahren hatte mich bereits der Fußball gepackt, als ich 1899 meinen damaligen Lehrer beim ersten Städtekampf Berlin — Hamburg als Repräsentativen bewundern konnte. Leider verboten meine Eltern das Fußballspielen. Meine Mutter ahnte — wir waren 5 Jungens — den Verschleiß an Stiefeln. Doch meine Liebe zum Fußballsport kannte keine Grenzen und so „bolzte" ich mit meinen älteren Brüdern und Freunden heimlich — unheimlich auf der Straße. Wenn meine Mutter sich nach uns „umsah" und wir rechtzeitig durch den aufgestellten Posten gewarnt worden waren, täuschten wir den Schiedsrichter und Linienrichter vor. Kam meine Schwester, wurde sie mit einem Sechser bestochen. Die Stiefel wurden stets in einem geheimen Versteck gesäubert, aber die Gefahr, zu sauber nach Hause zu kommen, mußte auch beachtet werden.

Eines Sonntags hatten wir einen Fußballkampf in Schöneberg vereinbart. Wir schwindelten unsern Eltern vor, wir hätten vom Turnverein in Friedrichsfelde ein Turnfest. Damit unsere Eltern nicht auf die Idee kamen, etwa mitzukommen, zogen wir schon morgens los. Mein Vater kam aber nun doch auf den unglücklichen Einfall, uns nach Friedrichsfelde nachzukommen. Natürlich hatte er dort von einem Turnfest nichts gesehen. Am Abend, als wir heimkamen, gab es „Dresche". Ich als der jüngste kam glücklicherweise zuletzt an die Reihe und der Vater hatte sich mit seinen Kräften schon bei den größeren reichlich verausgabt.

Vater fragte mich: „Willst du nun endlich das Fußballspielen lassen?"

Und ich antwortete fest: „Nein, niemals!"

Ich war immerhin schon 16 Jahre alt, und meine feste Haltung mußte ihm wohl so imponiert haben, daß wir am nächsten Tage endlich die Erlaubnis erhielten. Nun war der Weg frei und ich gründete den Fußballklub „Hubertus", die heutigen Schöneberger „Kickers". Es

traten aber neue Schwierigkeiten auf, denn die Beschaffung des Inventars bereitete Sorgen. Der Pump bei einer Tante mißlang, so daß ich das Geld durch Kegelaufstellen verdienen wollte, ein Vorhaben, das aber durch den Ankauf gebrauchter Spielgeräte nicht zur Ausführung gelangen mußte.

Vor 1914: Repräsentativer

Der Spielbetrieb konnte nun jeden Sonntag vonstatten gehen, und mein Vater war als Linienrichter dabei. Nach sechsjähriger Mitgliedschaft, während der ich als 1. Vorsitzender, Spielführer, Jugendleiter und Verbandsbeamter tätig war, trat ich dem Sportklub Charlottenburg, dem Ort meiner Arbeitsstätte, bei. Losgelöst von allen Ämtern wollte ich mich so in Form bringen, um die Farben der Reichshauptstadt zu vertreten. Da aber der Spielführer als Torwächter ein glatter Versager war (wir verloren gegen Minerva 11:0), mußte ich bald wieder daran glauben. Nicht unerwähnt möchte ich dabei lassen, daß der beste Stürmer ausgetreten war und mein jüngerer Bruder dafür eintrat. Nur mit dieser Veränderung schlugen wir Minerva im Spiel der zweiten Serie mit 1:0.

Es war für mich eine große Freude, wie die Mannschaft meinen Instruktionen folgte und zu einer echten Kameradschaft gelangt war.

Den Posten des Obmanns der Fußball-Abteilung, des Verbandsvertreters und Verbandsbeamten im Kricket-Ausschuß mußte ich wieder übernehmen. Trotzdem gelang es mir, Berlin im *Städtekampf gegen Wien* als linker Läufer repräsentativ zu vertreten.

Den Sprung in die Nationalmannschaft vereitelte der erste Weltkrieg durch meine Erblindung. Für einen neuen Beruf konnte ich mich zunächst nicht recht entschließen. Plötzlich kam mir der Gedanke, im Hinblick auf meine sport-



Richard Schiffmann betreute die besten deutschen Fußballmannschaften wie Schalke 04 und 1. FC Nürnberg. Hier gibt er den Beinen eines Spielers vom BSV 92 (Berlin) den letzten Schliff. Schiffmann kennt die Muskeln all seiner Pfleglinge und kann nicht getäuscht werden.

liche Vergangenheit, Sportmasseur zu werden. Aber der Entschluß war einfacher, als eine Ausbildungsstelle zu erhalten. Professor Silex gelang es endlich, doch weder der Arzt noch der Masseur des Orthopädischen Instituts bemühten sich ausreichend um uns, so daß wir „aufgeben" mußten. Noch schlimmer erging es mir in der Sammelstelle des Landwehr-Offizierskasinos, wo der erste Masseur dem Arzt gegenüber meine Ausbildung mit den Worten ablehnte:

„Ein Blinder kann nie Masseur werden!"

Endlich erbarmte sich Dr. Kirchberg, und mit sechs weiteren Leidensgenossen absolvierte ich den staatlichen Lehrgang. Im April 1919 konnte ich meine Prüfung mit *„Sehr gut"* bestehen.

Anfänge als Masseur

Dies machte der bekannte Sportlehrer Girulatis, der noch heute die Berliner Fußballschule leitet, in der Fußball-Zeitschrift mit folgenden Worten bekannt: „Es liegt nun an uns, Schiffmann nicht durch Almosen, sondern durch Arbeit zu unterstützen!" Anläßlich eines Lazarettbesuches in Flandern fragte mich Girulatis nach einem Wunsch, worauf ich erwiderte: „Den hätte ich schon, aber den können Sie mir nicht erfüllen." Es war mein Lieblingsgericht — — Kartoffelpuffer.

„Aber gewiß, mein lieber Schiffmann, die bringe ich Ihnen sogar warm her", war die Antwort, „ich bin nämlich Koch beim Stab, und die vier Kilometer Entfernung machen gar nichts." Und Girulatis brachte sie, wie versprochen.

Über Dr. Diem wurde ich von der Preuß. Polizeischule für Leibesübungen engagiert. Daneben betreute ich die Rennmannschaften der Männer und Frauen des Sportklubs Charlottenburg und die 1. Fußballmannschaft der Berliner „Viktoria", des damaligen Meisters. Mit diesem machte ich meine bisher schönste Sportreise nach Schweden und Norwegen im August 1919. Es war herrlich, nach den Hungerjahren wieder in den Genuß von Butter, Schokolade oder Schlagsahne zu gelangen. Mangels Fett benutzten die Spieler die Butter zum Einfetten der Fußballstiefel. Unterricht und Vorträge über Massage in der Polizei- und in der Hochschule brachten auch *geistige Arbeit*. Sonntags war natürlich immer der aufregendste Tag, denn fieberhaft lag oder stand ich hinter dem Fußballnetz und ersehnte den Sieg meiner Mannschaft. Gegebenenfalls war ich bei Verletzungen sofort zur Stelle. Ein Sportfreund (später einer meiner Söhne) machte die Reportage. Am Klang bemerkte ich meistens allein, welcher meiner Spieler den Ball gestoßen hatte. Nach Jahren — beim BSV 92 betreute ich 16 Jahre hintereinander die 1. Fußballmannschaft — waren mir die Muskeln aller Spieler sehr vertraut. Der Versuch, mich zu täuschen, indem sich ein *schon massierter* Spieler noch einmal auf die Bank legte, war stets erfolglos.

Meine sachgemäße und hingebungsvolle Arbeit wurde allseitig erkannt, so daß mir die Pflege der Berliner Stadtmannschaften im Fußball und in der Leichtathletik übertragen wurde. Die Berufung zur Pflege der *Nationalmannschaften* folgte. Die Verantwortlichen des 1. FC *Nürnberg* entdeckten mich anläßlich des Fußball-Länderkampfes gegen Österreich in Dresden.

Erlebnisse mit dem 1. FC Nürnberg

Als ich sie 1924 im Vorrundenspiel um die deutsche Meisterschaft gegen „Alemania" in Berlin massierte, kam ich in eine unangenehme Situation. Die Zuschauer hatten nämlich eine drohende Haltung gegen die Nürnberger eingenommen und wollten nach Spielschluß unsere *Kabine stürmen.* Ich fühlte mich schon unter den Verletzten... als Berliner! Aber „Brocken" wie Stuhlfaut und Kalb wurden leicht mit der Menge fertig. Im Endspiel gegen den Hamburger Sportverein siegten die Nürnberger 2:0. Zum Bankett erschien ich etwas verspätet (der Autobus hatte mich mitzunehmen vergessen), ich nahm am Ende der Tafel Platz und stellte mich meinem Nachbarn vor. Dieser reagierte aber nicht, und als ich ihn etwas fragte, bekam ich keine Antwort. Zum Glück bemerkte es der 2. Vorsitzende des Clubs und nahm einen Platzwechsel vor, denn mein Nach-



Am Spielfeldrand hockend, um bei Verletzungen rasch zur Hand zu sein, läßt sich der kriegsblinde Masseur von seinem Sohn das Geschehen auf dem Sportplatz schildern. Aber oft braucht Richard Schiffmann nicht die Worte der Reportage, er hört am Klang, wer den Ball gestoßen hat. (Bild von der Deutschen Fußballmeisterschaft 1951 im Olympiastadion.) Fotos (4): Schirner

bar war ausgerechnet der taubstumme Platzmeister des deutschen Meisters. Von den Nürnbergern wurde ich für ihre Spiele in Berlin zum Leibmasseur auf Lebenszeit ernannt. Anläßlich meines zehnjährigen Jubiläums bei den Nürnbergern schrieb die Fußball-Woche: „Hat es doch wenigstens ein Berliner geschafft, sich zehn Jahre die Sympathien der Bayern zu erhalten!" Diese Freundschaft bekam aber doch einen Riß, als *Schalke* den Klub erstmalig um die Deutsche *schlug* und ich ganz objektiv diesen Sieg als verdient bezeichnete. Bei einer Begegnung meiner BSV-Mannschaft mit „Schalke 04" in Gelsenkirchen im Pokalspiel erzählte ich den Schalkern mein Mißgeschick mit den Nürnbergern, worauf mich diese für alle von ihnen in Berlin auszutragenden Spiele als ständigen Betreuer verpflichteten. Infolgedessen konnte ich „Schalke" allein fünf Jahre hintereinander im Endspiel um die deutsche Meisterschaft betreuen. Die Nürnberger befanden sich immer im geschlagenen Felde.

Vom Turnen bis zum Tennis

Durch die Betreuung des Schöneberger TC nahm ich auch an allen Meisterschaften der deutschen Turnerschaft teil. Desgleichen bei allen Meisterschaften der Akademiker. Die Leichtathleten der Technischen Hochschule Charlottenburg waren auch in meiner Obhut. 1930 in Darmstadt, 1935 in Budapest, 1937 in Paris und 1939 in Wien betreute ich die deutsche akademische Nationalmannschaft bei den Weltmeisterschaften. Mit den Fußballern konnte ich in Paris und in Wien die *Weltmeisterschaft* erringen.

Aber nicht nur im Fußball, sondern auch in der Leichtathletik, im Schwimmen, Tennis, Boxen, Hockey und Handball hatte ich „meine Hände im Spiel". Rudi Harbig, Ritter von Halt, Dr. Peltzer, Fredy Müller, Nurmi, Szabo, Wasserballkönig Rademacher, die früheren Tennisspitzenspieler Froitzheim und Prenn, der blonde Tiger Neusel, Gustav Eder, Kuddel Weiß, „Bolle" Mehlitz, Cucherer, der gewandteste Handballer, die Rennfahrer Willy Lorenz und Oskar Tietz, um nur einige Namen zu nennen — all diesen gab ich den letzten Schliff. Zu den *Olympischen Spielen* in Berlin vertraute mir der deutsche Sport die Teilnehmer an den *technischen Übungen* der Leichtathletik sowie die Hockeyspieler an. Die Schwimmer Japans konnte ich wegen Überlastung nicht annehmen. Drei meiner Pfleglinge, nämlich: Stöck, Hein und „Teddy" Woellke, errangen die Goldmedaille.

Woellkes Olympia-Sieg

Selten war ich so stolz wie auf den Sieg Woellkes, den ich ganz besonders körperlich und seelisch vorbereiten konnte. Es war mein



Der deutsche Meister von 1950 im 400-m-Lauf, Huppertz, Träger des Silbernen Lorbeerblattes, wird von unserem Kameraden Schiffmann „fit" gemacht, der die bedeutendsten Sportler von Nurmi bis Sepp Bradl betreut hat.

schönster Erfolg, denn Woellkes Sieg war mein *Sieg*.

Eine Woche vor Beginn der Olympiade bat mich Woellke, mit ihm bis zu den entscheidenden Stunden im Stadion zusammen zu sein, da ich die nötige Ruhe und Sicherheit hätte, um jedes Auftreten einer Nervosität zu verhindern. Als ich Woellke 1934 anläßlich des Länderkampfes gegen Finnland zum ersten Male unter die Finger bekam, war einer seiner Oberschenkel hart wie Eichenholz. Es war vier Tage vor Beginn des Kampfes und ich fragte ihn, ob er Zeit hätte, denn allein an diesem Oberschenkel brauchte ich eine Stunde für die Massage, um die Muskeln zu lockern. Zwei Stunden benötigte ich dann, um den 208 Pfund schweren „Teddy" durchzuarbeiten. Das hatte ihm so imponiert, daß ich sogleich *sein* Mann geworden war. Mein Einfluß auf Woellke war, nicht zuletzt durch meine — wie man sagt — „magnetische" Kraft, derart stark geworden, daß er bei einem Auswahlkampf in Wünsdorf den Rekord im Kugelstoßen von 16,04 Meter einstellte (zur Olympiade stieß er 16,20 Meter, sein Rekord betrug 16,60 Meter). Und das geschah so: Nach zwei mißlungenen Stößen sagte Woellke zu mir: „Ach, Anschek" — mein Spitzname — „es ist ja alles Scheibe!"

Ich erwiderte: „Willst du noch mehr? Herrlicher Sonnenschein, warmes Wetter und Musik!" (Es spielte die Militärkapelle.) Und ich setzte hinzu: „Wenn du nicht sofort den Rekord von Hirschfeld tötest, dann kriegst du einen Tritt von mir in den A . . . !"

Es dauerte nicht lange und der Lautsprecher verkündete die 16,04 Meter, worauf mir die Athleten, die das Gespräch mit angehört hatten, die Hand drückten.

Fast zuviel riskiert

Einmal setzte ich sogar meinen Beruf aufs Spiel. Frl. von Bredow vom Sportklub „Brandenburg" (Berlin) glaubte, ihren deutschen Meistertitel im Hochsprung zu verlieren. Sie war vor dem Endkampf sehr nervös und klagte über Herzschmerzen. Ich nahm sie vor dem Antritt in meine Obhut, massierte auch ihr Herz und entließ sie mit den Worten: „So, wenn Sie nun nicht wieder deutsche Meisterin werden, gebe ich meinen Beruf auf. Im Falle eines Stichkampfes müssen Sie mich rufen lassen, dann massiere ich noch einmal das Sprungbein." Um zu wissen, ob ich vielleicht meinen Koffer packen konnte, ließ ich mich in den Innenraum bringen.

Frl. v. Bredow stöhnte: „Ach, Herr Schiffmann, es ist zu spät!"

„Wieso?"

„Ich habe soeben meinen dritten Sprung gerissen." — „Na, und die Konkurrentin?" — „Die springt jetzt zum dritten Male."

„Na, wenn du nicht rübergekommen bist, schafft die es auch nicht!" Und schon fiel die Latte.

Der Stichkampf war fällig, und so war ich instinktiv richtig zur Stelle und massierte sofort das Sprungbein. Mein Schützling sprang als erste und kam glatt über die Latte, die Konkurrentin riß. Ich durfte also weiter Sportmasseur bleiben.

Nurmi, Peltzer, Harbig

Solche und ähnliche Fälle erlebte ich häufig in meiner langjährigen Tätigkeit. Wie verschieden aber doch die Menschen sind! Der Finne *Paovo Nurmi* atmete tief und ruhig, wenn er zwischen den Rennen auf der Massagebank lag. Er sprach kein Wort und hatte die weichsten Muskeln, die mir je unter die Hände gekommen sind. Auch Dr. *Peltzer* liebte während der Massage keine Unterhaltung. Er konzentrierte sich auf den Kampf. Er war Rheumatiker und gab mir zur Massage eine Tube Rheumasan. *Rudolf Harbig* hingegen war quicklebendig, sprach von diesem und jenem, um sich abzulenken.

Nach den Olympischen Spielen in Berlin hatte der „Norddeutsche Lloyd" die deutsche Leichtathletikmannschaft zu einer Dampferfahrt für mehrere Tage nach Helgoland eingeladen. Wir badeten täglich und ich massierte am Strand die Hochspringerin Ratjen, um ihre Beinmuskulatur zu studieren. Mein Erstaunen war sehr

groß, ich bemerkte, daß die Beine, die ich massierte, Männerbeine waren. Wenig später wurde sie als Zwitter entlarvt.

Zur Belohnung in die Oper

Wenn meine Schützlinge Bestleistungen aufgestellt hatten, lud ich sie ins Opernhaus ein, gleichsam als Prämie. Die Oper konnten sie selbst wählen. So geschah es, daß ich beispielsweise „Madame Butterfly" nicht weniger als sechzehnmal hörte. Nur einer ließ mich einmal auf besondere Weise im Stich: Rudi Gehmert, Teilnehmer im Hochsprung bei den Olympischen Spielen in Berlin, war in glänzender Form und verbesserte mehrere Male seine Bestleistung. Als Belohnung wählte er „Götterdämmerung". Die Karten besorgte ich mit gemischten Gefühlen. Am Tage der Aufführung rief mich Gehmert an: „Anschek, sei mir nicht böse. Ich habe soeben gelesen, die Oper dauert fünfeinhalb Stunden. Ich möchte deshalb verzichten." Auch mir fiel ein Stein vom Herzen. Das war vor fünfzehn Jahren in Berlin.

Nach meiner Evakuierung flüchtete ich von Schlesien nach Braunlage in das Kriegsblindenheim. Wegen Überfüllung (Kamerad Friedel hatte vorsorglich im Berghotel Stöberhai 33 Betten beschlagnahmen lassen) wurde ich dorthin verlagert. Hier gründeten wir, 11 Kameraden und 22 Familienangehörige, eine Gemeinschaft unter der bewährten Leitung des Kameraden Kalweit aus Elbing. Im Oktober 1945 wurden wir dann nach Wieda im Südharz umquartiert, wo ich mich noch heute aufhalte. Trotz meiner reichen Erfahrungen, Beziehungen und ungeminderten Kraft war es mir bisher nicht vergönnt, anderwärts unterzukommen. Einige Großveranstaltungen im Fußball sahen mich in Hannover in alter Frische am Werk. Bei den deutschen Leichtathletik-Meisterschaften 1946 in Frankfurt a. M., 1947 in Köln, 1948 in Nürnberg, 1949 in Bremen und 1950 in Stuttgart war ich auf eigene Rechnung tätig. Als ich hörte, daß eine Ölfirma sechs Masseure zur unentgeltlichen Massage den Teilnehmern zur Verfügung stellte, riskierte ich es dennoch, nach Stuttgart zu fahren. Der große Wurf gelang, denn ich war trotzdem der am meisten beschäftigte Masseur.

Die goldene Ehrennadel

In Anerkennung meiner Verdienste wurde mir vom Deutschen Leichtathletik-Verband durch den Leiter, Herrn Dr. Danz, den ich früher als 800-Meter-Läufer bei den Deutschen Meisterschaften ständig massierte, die *goldene Ehrennadel* überreicht. Meine Depression hinsichtlich der Gratis-Masseure beschwichtigte Dr. Danz mit den Worten: „Na, zu Ihnen kommen sie ja doch alle!" Die neuen deutschen Meister Huppertz, der für die beste Leistung auch das Silberne Lorbeerblatt des Bundespräsidenten Prof. Heuss erhielt, Steines, Bodenhagen, Hogreve, Storch und den alten, neuen deutschen Meister Zeperneck und viele Zweit- und Drittplacierte gehörten zu meinen Pflegebefohlenen.

Neuerdings geht wieder der Film „Das große Spiel" über die Leinwand. Gern erinnere ich mich meiner Tätigkeit während der Dreharbeiten. Ich hatte die Schauspieler, an ihrer Spitze René Deltgen, körperlich fit zu machen. Gern hätte ich die Rolle des Masseurs im Film selbst gespielt. Aber ohne Lizenz ging dies nicht, und so mußte ich wohl oder übel dem Masseur Anweisungen geben.

Der Dank der Ski-Flieger

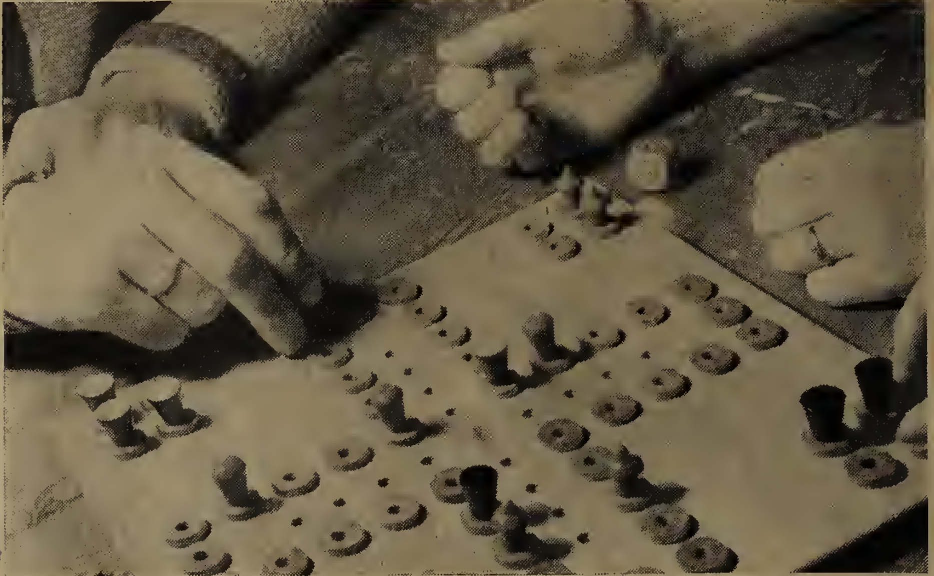
Im Februar 1951 machte ich auch die Internationale *Skiflugwoche* in Oberstdorf mit und betreute die besten Skispringer der Welt. Mein besonderes Sorgenkind war *Sepp Weiler*, der wenige Wochen zuvor eine Gehirnerschütterung erlitten hatte und der auch in Oberstdorf wieder stürzte. Es gelang mir, ihn durch pflegliche Massagebehandlung und nicht zuletzt auch durch psychische Betreuung in Kondition zu bringen, so daß er mit dem letzten Sprung 128 Meter schaffte. Er schrieb mir später ein paar Dankeszeilen, in denen es hieß: „Du hast mich wieder hundertprozentig hinbekommen!"

Auch der Weltrekordspringer *Tauno Luiro*, ein Finne, gehörte zu meinen Pfleglingen, ein

Naturphänomen mit einer unerhörten Bauchmuskulatur. Er stemmt 90 kg und hat bei 1,64 m Größe ein Gewicht von 58 kg. Die Finnen, in deren Heimat ja die Massage eine große Rolle spielt, äußerten über meine Tätigkeit sich mehrfach mit großer Anerkennung: „Wir haben vor einer derartigen *Leistung eines Kriegsblinden* eine ganz besondere Achtung."

Daß ich 61 Jahre alt bin, kann ich selbst kaum glauben. Die sportliche Kulisse hat sich nicht geändert. Nur die Namen der Athleten sind andere . . . — Ich habe nicht die Absicht, mich vom Sport zurückzuziehen und hoffe, nachdem der deutsche Sport wieder internationale Kämpfe bestreiten darf, in den bevorstehenden Länderkämpfen dabei zu sein.

Richard Schiffmann



An allen Geselligkeiten nimmt der Kriegsblinde teil wie einst, als er noch sehen konnte. Er tanzt — manche Kriegsblinde errangen bereits Siege bei Tanzturnieren —, er spielt Skat (die Karten sind durch erhöhte Punkte markiert), er kegelt, und er spielt, wie unser Bild zeigt, auch „Mensch ärgere dich nicht". Die Figuren tragen verschieden geformte, durch Abtasten leicht unterscheidbare Köpfe. Auch die Würfelaugen sind erhaben aufgesetzt. Nach ähnlichem Prinzip gibt es Mühle, Dame, Schach und andere Spiele. *Foto: dpa-Bogler*

Vaterfreuden eines Kriegsblinden

Eine liebe Frau, ein trautes Heim — das kann auch einem Kriegsblinden das Leben lebenswert machen. Ich besitze beides und noch mehr: zwei stramme, gesunde Buben. Manfred heißt der Stammhalter, Wolfgang sein würdiger Vertreter. Stolz klopft mein Vaterherz, wenn ich von den beiden erzählen darf. Manfred schaut schon neunzehn Monate in die Welt, Wolfgang erst acht Wochen.

Mit Vaterschmerzen fing es an. Ein vierwöchiges Strohwitwerdasein ging der Stammhaltergeburt voraus. Schließlich konnte man doch beruhigt sagen: Vater und Kind wohlauf!

In den ersten Wochen brachte ich kaum den Mut auf, das kleine Wesen aus dem Bettchen zu nehmen. Freilich verbrachte ich viel Zeit damit, die rosigen Wänglein zu streicheln, das niedliche Stupsnäschen zu fassen und die kleinen Händchen in meinen Händen verschwinden zu lassen. Voll befriedigte mich zunächst die Betätigung als Flaschenhalter, und ich wußte auch bald das unbedingt notwendige „Bäuerchen" nach jeder Mahlzeit musterhaft vorzubereiten. Sogar mit dem Windelwaschen habe ich es einmal ernstlich versucht, aber nur einmal, um dann mit Würde einzusehen, daß ein Vater zu anderem ausersehen ist.

Als der Filius einige Monate zählte, nahm ich ihn am liebsten auf den Arm und ging mit ihm im Zimmer auf und ab, mich im Takt der Musik bewegend. Sicherlich schimpfte die Mutti oft, aber dann brachte ich vor, der Kleine habe Bauchweh, legte ihn aufs Bäuchlein und klopfte ihm sanft das Hinterteilchen. Das gefiel dem Kollegen Stammhalter, und triumphierend hob er das blonde Köpfchen und blinzelte mit seinen dunklen Äuglein in jeden Winkel. Das Wiegen im Takt der Musik sollte in dem Kleinen die Liebe zur Musik wecken und ihm etwas von dem Temperament des Vaters mitgeben. Heute kann man fast mit Bestimmtheit sagen, daß diese Babyverwahrungspolitik Früchte getragen hat, was man nicht von jeder Politik sagen kann. Manfred ist heute sehr radiointeressiert, springt und singt begeistert zu jeglicher Musik und wenn ich das Lied singe: „Ich nenne alle Frauen Baby", läßt er alles stehen und liegen, eilt auf mich zu, dreht mir den Rücken zu, hebt die Ärmchen, ich greife darunter, und dann legen wir beide einen Tanz hin, daß das Mobiliar wackelt.

Die Frage, wem er nun gleiche, bereitete mir, der ich ihn selbst ja nicht sehen konnte, viel Ärgernis. Die Ansichten der Verwandt-, Bekannt- und Nachbarschaft waren zu widersprechend. Allen Ähnlichkeitsbezeugungen fügte ich später meine eigene Meinung hinzu, die hieß:

„Wenn man ihn auf den Bauch legt, sollte man meinen, er gleiche der ganzen Verwandtschaft."

Mit jedem Monat, den Manfred älter wurde, stiegen die Vaterfreuden. Auch den kleinsten Fortschritt nahm ich mit Genugtuung zur Kenntnis. Gern unterzog ich mich abends der schönen Aufgabe, ihn ins Bettchen zu bringen. Das Gute-Nacht-Küßchen gab er schon mit neun Monaten freiwillig. Kaum zählte er elf Monate, da teilte mir meine Frau freudig mit, daß er die ersten Schritte allein gelaufen sei. Übrigens muß sie täglich, wenn sie mich vom Zuge abholt, berichten, wie es den Kindern während meiner Abwesenheit ergangen ist. Seit der Ältere läuft, kann ich zu Hause kaum der Ruhe frönen. Recht interessant wird es erst, wenn ich mit ihm allein bin. Ich spitze dann dauernd die Ohren und verfolgte sein Getue, um im geeigneten Augenblick einschreiten zu können. Schwierig wird es, wenn ich ihn suche und er keinen Ton von sich gibt. Griff er bis vor einem halben Jahr noch bei jeder Gelegenheit nach meiner dunklen Brille, so interessiert sie ihn jetzt gar nicht mehr. Manchmal, wenn ich keine Brille trage, streift er Mutter und Vater abwech-



Die Kriegsblinden sind gute, ja, begeisterte Väter. Allerdings sind die Mütter von dieser Vaterliebe nicht immer so entzückt, weil der Mann sich naturgemäß auf eine recht „handgreifliche" Weise mit dem Kind beschäftigen will. Aber das Flaschehalten wird ihm gern erlaubt. Foto: Rosalinde Nelles

selnd mit eigenartigen Blicken, als ob er sagen wollte: „Da stimmt doch etwas nicht.“

Viel Freude gibt es, wenn er mich mit Mutti vom Bahnhof abholt. An der Sperre hält ihn niemand. Er muß bis an die Bahnsteigtreppe und schaut solange hinauf, bis Papa sichtbar wird. Gnade der armen Mutter, wenn der Ersehnte einmal nicht mit dem Zug kommt. Nur mit größter Mühe gelingt es ihr, den Sohn von der Treppe zu entfernen. Anfangs flog er mir immer jauchzend in die ausgebreiteten Arme, heute hat sich darin schon etwas geändert. Oft bleibt er einige Schritte vor mir stehen, ruft herausfordernd „Papa“, und dann höre ich ihn eilig von dannen trippeln. Sitzt er schließlich auf meinem Arm, so ruft er vorübergehenden Leuten und Kindern „Hallo“ oder „Huhu“ zu.

Öfter gehe ich mit ihm spazieren, mit dem Stock an der Bordsteinkante Richtung haltend. Auch Kollege Stammhalter hat einen Stock, der seiner Größe entspricht, und er versucht, meine Bewegungen nachzuahmen, verdrängt mich manchmal von der Bordsteinkante und möchte die Führung übernehmen. Wenn er sehr verspielt ist, kommen wir beide gar nicht recht vom Fleck.

Seit langem bringt er mir, wenn ich aus dem Dienst komme, auf meine Bitte die Pantoffeln und stellt auch die ausgezogenen Schuhe an ihren Bestimmungsplatz. Er ist schon ein echter Junge. Von den Schandtaten zu berichten und von dem Schaden, den er uns schon zugefügt hat, ist daher überflüssig. Sonst ist er aber recht folgsam und hängt sehr an seinem Papa. Ist er unartig, brauche ich ihn nur anzurufen, den Kopf in seine Richtung zu wenden und ein böses Gesicht zu machen, dann ist er mäuschenstill. Er gibt gern und sollte es die schönste Leckerei sein. Einmal aß er Schokolade und ich sagte: „Laß Papa beißen!“ Dauernd hielt er mir daraufhin die Schokolade an den Mund. Man kann sich vorstellen, wie es um meine Mundpartie ausgesehen haben muß.

Gottlob ist er auf sein Brüderchen nicht eifersüchtig. Weinen hören kann er den Kleinsten schon gar nicht, und er stimmt dann meist mit ein. Gerade jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, tönt mir wieder ein zweistimmiges Konzert in den Ohren. Da kann man fürwahr nicht mehr von Vaterfreuden sprechen. Was den kleinen Wolfgang anbelangt, kommen hier vorerst nur meine Flaschenhalterqualitäten wieder zur Geltung. Zur Zeit trinkt und schläft er nur. Witzbolde behaupten zuweilen, daß er darin wohl dem Vater sehr ähnele.

Nach alledem kann man wohl sagen, daß das Vatersein für einen Kriegsblinden schön ist, besonders wenn die Sprößlinge laufen können und beginnen, alles nachzusprechen.

Zum Schluß möchte ich der sehnlichen Hoffnung Ausdruck geben, daß meine Buben so werden mögen, wie der Vater sein soll.

Gabriel Mertens

Kriegsblinde über ihren Schicksalsweg:

Kameraden helfen einander

Als ich zu mir kam, war es dunkel. Um mich hörte ich einige Männer- und Frauenstimmen. Ich fragte nach Licht, doch weiß ich die Antwort nicht mehr. Man brachte mich in ein Zimmer und hielt Nachtwache bei mir. Ich empfand das aber nicht; ich wachte nicht und schlief nicht, ich dachte nicht und fühlte nicht. Es war wie ein seltsamer Rausch, der mich einige Tage in seinem Bann hielt. Dann aber regte sich das Leben wieder.

„Herr Doktor, was ist mit mir? Warum sehe ich nicht?“

„Sie müssen ruhig bleiben! Warten Sie vier, sechs Wochen; es wird schon gut werden.“

Es vergingen vier und sechs Wochen, aber die Dunkelheit blieb. Eines Tages klopfte es an die Tür. „Sie bekommen Besuch“, sagte die Schwester, „ein blinder Kamerad aus dem ersten Kriege. Kommen Sie bitte, Herr Görlitz!“ Und sie führte den Kameraden an mein Bett.

Wir sprachen über allgemeine Dinge, über Krieg und Politik und schließlich auch von ihm. Er habe zwar Schwerin noch nie gesehen, meinte er, lege aber trotzdem den 15 Minuten langen Weg von seiner Wohnung zum Lazarett ohne Begleitung und ohne Führhund zurück; er hacke zu Hause Holz, versorge die Kaninchen, könne lesen und schreiben und sei sogar Angestellter. Eilfertige Menschen hätten ihn schon mehrfach denunziert: er müsse noch sehen und verstelle sich nur. Doch die beiden Glasaugen haben jeder Denunziation von vornherein jede Spitze genommen.

Ich staunte, ich wußte das alles noch nicht. Ich hatte mir Blinde immer nur in einer Anstalt vorgestellt. Als aber Herr Görlitz fragte, ob ich nicht jetzt schon lesen und schreiben lernen wolle, geriet ich in Opposition. Ich wolle nicht lesen und nicht schreiben lernen, *sehen* wolle ich wieder.

Als Herr Görlitz gegangen war, kam die Krise: „Schwester, warum haben Sie mir diesen Mann geschickt? Was soll die Punktschrift? Ich will wieder sehend werden!“



„Zu neuer Fahrt“ Holzschnitt von Hans Pape

Im Laufe der Nacht begann ich wieder ruhiger zu werden, und als mir der Arzt am andern Morgen die Hand auf die Schulter legte und meinte: „Ich glaube, Sie werden sich damit abfinden müssen!" hatte ich bereits mit den ersten Punktschriftversuchen begonnen. Kamerad Görlitz stellte mir eine Lichtbogenmaschine zur Verfügung, und zu Weihnachten überbrachte er mir als Geschenk der Organisation eine Uhr. Ich war glücklich. Was hatte die Uhr nicht alles für mich bedeutet, als ich noch irgendwo über Land und Meer bei Nacht und Nebel dahinflog! Wie hatte ich die Minuten und Sekunden gezählt, die Ewigkeiten schienen und Ewigkeit sein konnten, und ich empfand ein Gefühl tiefster Dankbarkeit gegenüber dem Kriegsblindenbund.

Und dann kam die Umschulung. Mit reicher Erfahrung und gutem Rat standen uns die Kameraden der Organisation zur Seite. Immer enger knüpfte man die Verbindungen. Man nahm an den Versammlungen teil, erholte sich in den Heimen der Organisation und war schließlich ein Stück derselben. Der kameradschaftliche Geist unserer Schicksalsgemeinschaft hatte auch uns ergriffen, und wir brauchten ihn, als wir wieder den Schritt ins Leben wagten; denn die Welt ist nach außen zwar voll Mitleid, in Wirklichkeit aber stoßen wir immer wieder auf eine erschreckende Verständnislosigkeit. Allgemeines Verständnis zu wecken, ist darum eine der großen Aufgaben unserer Organisation, und sie konnte auf diesem Gebiete auch schon manchen Erfolg verzeichnen.

Und dort, wo das Verstehen der Geschwister und oft auch der Eltern ein Ende hat, weil sie unsere furchtbare Enge nicht mitfühlen können, dort beginnt das eigentliche Band unserer Schicksalsgemeinschaft. Sie ist uns in vielem wie zu einer Mutter geworden, die des Kindes Gehversuche helfend überwacht, seine Fähigkeiten fördert, den Weg ins Leben ebnet und uns gerne und vorbehaltlos jederzeit hilfreich und beratend zur Seite steht. Und wie der erwachsene Sohn immer wieder gerne zur Mutter zurückkehrt, um sich in der Atmosphäre des



Auch der 1. Vorsitzende des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands, Amtsgerichtsrat Dr. Peter Plein, ist Kriegsblinder. Schon in den Jahren 1929 bis 1936 war er Bundesvorsitzender.

Elternhauses zu erholen, so treffen wir in unserer Schicksalsgemeinschaft zusammen, um im Kameradenkreise den Ärger der letzten Wochen zu vergessen und neue Kraft für die Zukunft zu schöpfen.

Wendel Deschner

Kameraden helfen

Ein anderer Kriegsblinder schreibt:

Im Juni 1944 wurde ich im Panzernahkampf so schwer verwundet, daß ich an den Folgen erblindete. Mit dieser Augenverwundung geriet ich einige Tage später in *russische Kriegsgefangenschaft*. Von nun an galt der Wahlspruch: „Hilf dir selber, so hilft dir Gott". Denn gerade wir Verwundeten hatten Hilfe und Kameradschaft bitter nötig. Alle Strapazen, wie lange Märsche bei brennender Sonne ohne Wasser, die Behandlung im Lazarett, ohne Medikamente und Verbandstoff sowie die Verschleppung im GPU-Wagen bei bitterer Kälte nach dem hohen Norden — das alles mußten wir, ohne zu klagen, hinnehmen. Unser Lager lag im Verbannungsgebiet und hier sollte ich vier Jahre verbringen.

Aber auch hier gab es für uns Verwundete keine Ruhe. Vernehmungen und Untersuchungen am laufenden Bande, auch Invaliden wurden zur Arbeit eingesetzt. Wie nötig wäre es hier gewesen, wenn in guter Kameradschaft und fester Verbundenheit alle zusammengestanden hätten, um das Los der Gefangenen und ganz besonders der Invaliden zu erleichtern!

Nach vier Jahren kam dann der langersehnte Tag, der uns die Freiheit und die Rückkehr zu unseren Lieben brachte. Ich kam in eine neue Heimat, da ich meine wirkliche Heimat, das schöne Ostpreußen, verloren habe. Alles war mir fremd und ich mußte von Dienststelle zu Dienststelle, von Organisation zu Organisation, doch nirgends erhielt ich eine befriedigende Antwort.

Eines Tages geschah es dann, daß mir im Nachbarstädtchen ein Kriegsblinder, der dem Bund der Kriegsblinden Deutschlands angehörte, über den Weg lief. Damit war die erste Bekanntschaft mit dem Bund geschlossen. Hier in diesem Verband nun begann eine regelrechte Aufklärung der Rentenangelegenheiten, Ausbildung und Arbeitsunterbringung. Nicht aber nur die materiellen Vorteile für den Kriegsblinden fand man hier, sondern auch Leidensgenossen mit gutem Herzen und echter Kameradschaft. Wenn wir bei monatlichen Versammlungen zusammenkommen, so ist es immer eine große Freude. Wir können dann offen miteinander unsere Gedanken austauschen. Es ist dann bei diesen Zusammenkünften stets wie in einer großen Familie, und Neid und Mißgunst gibt es nicht.

Ein Kriegsblinder, nach vierjähriger Gefangenschaft in Rußland moralisch, seelisch und körperlich heruntergekommen, der jeden Halt verloren hatte, fand in diesem Bund wieder zu sich selbst zurück, bekam wieder Freude am Leben und fühlt sich wieder als vollwertiges Mitglied in der Gesellschaft. Ich habe meine Heimat verloren, mein Augenlicht eingebüßt, habe aber eine Schicksalsgemeinschaft unter guten Kameraden wiedergefunden.

Otto Hornberger



Die schwere Last

Herrgott! Warum, so muß ich immer wieder fragen,
gabst du mir soviel Not und Leid zu tragen,
warum nahmst du mir Heimat und Augenlicht,
warum gingst du mit mir so hart ins Gericht?
Warum kann ich nicht mehr alleine geh'n,
nicht mehr meine Frau, meinen Jungen seh'n,
nicht mehr die Sonne, der Sterne Geflimmer?
Warum dunkel das Auge, dunkel für immer?
Warum wurde ich aus der Heimat vertrieben,
von dort, wo die Gräber der Eltern liegen,
von dort, wo ich mit Fleiß und Geschick
den Grundstein legte zu Wohlstand und Glück,
von dort, wo schon vor siebenhundert Jahren
meine frühen Vorfahren ansässig waren?
Warum legst du zum Leid noch das Grübeln hinzu,
daß ich bei Tag und Nacht nicht finde Ruh'?
Sag, Herrgott, hat es dennoch Sinn, dieses Leben,
das du mir einst durch meine Mutter gegeben?
Ich spüre die Antwort: ein hallendes Ja!
Mich zu bewähren bin ich ja da.

Leo Dobberstein

Meister Klink arbeitet weiter

Ein Kriegsblinder auf dem Schneidertisch

In meiner Heimatstadt lebt ein Mann, der ob seiner stattlichen äußeren Erscheinung eine gewisse Volkstümlichkeit besitzt. Er ist 1,90 m groß, und wenn die Fama recht hat, wiegt er nicht weniger als 240 Pfund. Neulich meinte treuherzig eine Dame: „Sie haben es aber auch nicht leicht, Herr Müller! Kein Kleidungsstück können Sie sich von der Stange kaufen."

„Da haben Sie leider recht," meinte der Dicke gutmütig, „aber was sagen Sie erst, wenn ich Ihnen verrate, daß ich meine beiden letzten Anzüge von einem kriegsblinden Schneidermeister anfertigen ließ?"

„Das ist doch nicht die Möglichkeit! Gerade ein Schneider muß doch sehen, was unter seinen Händen entsteht. Nehmen wir nur mal an, er habe einen gestreiften Stoff zu verarbeiten! Nein, Herr Müller, das glauben wir Ihnen denn doch nicht!"

„Und doch ist es genau so, wie ich Ihnen sage. Adolf Klink heißt der einzigartige Mann und in dem kleinen Dorf Schönaich bei Stuttgart ist er wohnhaft. Übrigens — ich kann Ihnen den Mann nur empfehlen, er macht seine Sache tadellos."

Ein paar Tage später bin ich bei Adolf Klink zu Besuch. Es gehört schon Vertrauen dazu, ihm einen Herrenanzug oder Damenkostüm in Arbeit zu geben. Das weiß auch Adolf Klink, und er bittet mich, ihm einmal bei der Arbeit zuzusehen.



Als Sehender hatte Schneidermeister Adolf Klink einst eine eigene Werkstatt mit mehreren Gesellen im Ost-Sudetenland. Jetzt wohnt er in Schönaich bei Stuttgart. Er hat es gewagt und hat es geschafft — nach dem vollständigen Verlust seines Augenlichtes ist er wieder selbständig tätig und fertigt hervorragende Maßanzüge an.

Foto: Hassold (Stuttgart)

„Ich stehe seit 25 Jahren in meinem Beruf", so berichtet er, während er ein zurechtgeschnittenes Stück graubraunes Papier auseinanderfaltet und es mit behutsam zu Werke gehenden Fingern auf einer Stoffbahn zurechtlegt. „Ich habe also mein Handwerk von der Pike auf gelernt. Ehe mich das Schicksal nach dem Zusammenbruch zusammen mit meiner Familie hierher ins Schwabenland verschlug, hatte ich eine eigene Werkstätte mit mehreren Gesellen im Ostsudetenland. Da niemand, auch ich nicht, daran glaubte, daß ich nach dem vollständigen Verlust meines Augenlichtes jemals wieder würde in meinem Beruf arbeiten können, bin ich im letzten Kriegsjahr in der Blindenschule in Breslau zum Betriebstelefonisten umgeschult worden. Als es aber ernst mit der Aufnahme einer Arbeit wurde, habe ich es dann doch vorgezogen, meinem alten Beruf die Treue zu hal-

ten, obwohl mir vollkommen klar war, daß dies wahrhaftig nicht leicht sein konnte. Sie kennen ja die Vorurteile der Menschen! Aber ich habe es geschafft! Ich habe meinen kleinen Kundenkreis, und daß alle meine Kunden immer wieder zu mir kommen, beweist mir, daß sich meine Arbeit sehen lassen kann. Ich bin auch jederzeit auf dem laufenden über die Mode. Bei jeder Fachversammlung im Kreis können Sie mich finden."

Ich sehe, wie Meister Klink mit der linken Hand bedachtsam am Rande des Papierbogens entlang fährt, wie er die Finger spreizt, mal mehr, mal weniger, und den „Grundschnitt" immer wieder von neuem zurechtrückt. Endlich scheint er zufrieden zu sein. Er nimmt, ohne lange zu suchen, eine Stecknadel auf und steckt sie an der Stelle fest, an der sein linker Zeigefinger bereits mehrere Sekunden geruht hat. Jetzt sehe ich, daß schon eine stattliche Reihe von Stecknadeln über die gesamte karierte Stoffbahn hinweg in Abständen eingesteckt ist.

Immer interessierter beobachte ich das Tun seiner flinken Finger, aber auch immer verwunderter. Wenn ich nicht wirklich wüßte, daß Meister Klinks Augen gänzlich erloschen sind, könnte ich kaum glauben, daß hier ein Kriegsblinder arbeitet. Wie mag nur sein Arbeitssystem sein?

Er muß meinen fragenden Blick gefühlt haben. „Was ich hier mit meinen Händen festhalte, ist ein ‚Grundschnitt'. Ich habe deren noch einige Hunderte aus früheren Jahren zur Hand. Der Grundschnitt für jeden einzelnen Teil eines Kleidungsstückes ist das Maß, von dem ich ausgehen muß, eine Art Schablone. Je nach der Figur des Kunden muß ich einiges dazugeben oder auch fortnehmen. Das Zuviel oder Zuwenig hat man im ‚Griff' — Sie verstehen, was ich meine. Und die Stecknadeln, die Sie hier im Stoff verstreut sehen, hat meine Frau eingesteckt. Sie zeigen mir, wie die Musterung beschaffen ist, wie die Streifen verlaufen, wie die Karos gezeichnet sind."

„Ihre Frau hilft also mit?"

„Gewiß tut sie das, aber nur so am Rande. Sie hat die Maße aufzuschreiben, während ich anmesse, sie steckt, wie Sie sehen, die Musterung ab, sie schneidet nachher die Teilstücke aus, nachdem ich diese aufgezeichnet habe. Später besorgt sie das Zusammennähen auf der Maschine, wohlgemerkt nur auf der Maschine, und schließlich noch das Nähen der Knopflöcher und das Befestigen der Knöpfe. Alles andere mache ich selbst: das Einheften der Versteifung, die Anprobe, das Korrigieren von Längen und Weiten, das Pikieren, das Ärmeleinheften, das Kragenaufsetzen, das Futtereinheften, die Kanten- und Taschenbearbeitung und was es da noch alles gibt. Selbst das Fassonbügeln ist meine Sache. Wozu hat man's denn gelernt!"

„Dazu haben Sie aber doch gewiß eine Reihe besonderer Hilfsmittel zur Hand?"

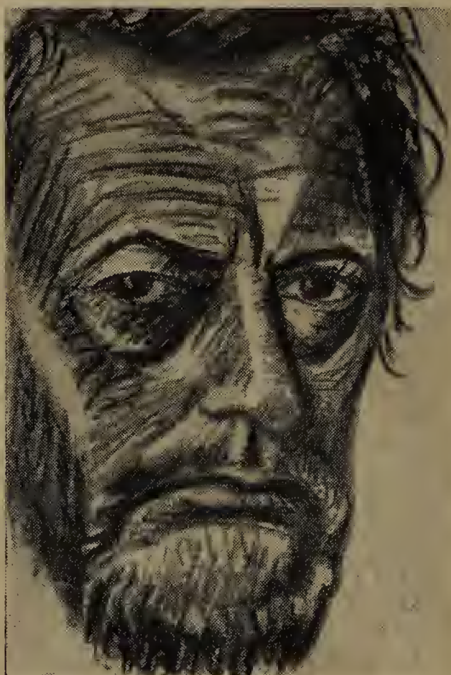
„Hilfsmittel? Ich wüßte nicht. Mein einziges zusätzliches Hilfsmittel, wenn ich so sagen darf, ist das Mehr an Stecknadeln. Und dann natürlich meine Hand oder, besser gesagt, das Gefühl, mit dem meine Hand zu Werke geht. Denn nur dieses Gefühl kann ja meinem inneren Auge eine Vorstellung von dem geben, was geschehen muß, um einem Anzug die Paßform zu geben. Aber sonst? Nun ja — meine Erfahrung, meine Geduld und nicht zuletzt mein Selbstvertrauen, aber braucht das nicht jeder Schneidermeister?"

Hermann Fischer

Das Barlachhaus in Güstrow - heute

Durch die hohen Kiefern des Heidberges — eine gute Wegstunde von Güstrow, etwa 30 Kilometer südlich von Rostock, entfernt — fallen schräg noch die Morgensonnenstrahlen. Der Tau hat dem Wald einen zauberhaften Schleier übergeworfen, in dem sich das Licht in tausendfältiger Verwandlung fängt. Der Wanderer, der in der Frühe die Chaussee hinaufsteigt, zu dem kleinen Haus im Wald, geht durch diese sehr herbe Luft unter den Bäumen überm See wie durch eine Vorbereitung auf die klare Welt der einfachen Linien, die Barlachs Gestalten begrenzen.

Wenn man das Grundstück betritt, muß man den Kopf beugen. Eine Eisenstange über der niedrigen Pforte hält die beiden Pfosten zusammen. Dann schreitet man auf das Haus zu, das von dem hohen Bau des Ateliers mit seiner großen Fensterfront beherrscht wird. Friedrich Schult, ein Freund Barlachs, verwaltet hier den Nachlaß und hat das Haus, das durch den Einmarsch der Russen arg mitgenommen wurde, wieder instandgesetzt. Ebenso bemühte er sich mit Erfolg um die Sammlung verstreuter Arbeiten Barlachs, so daß jetzt wieder soviel beisammen ist, daß man einen vollständigen Einblick in das Gesamtwerk des Künstlers gewinnt und hier ein Barlachmuseum und eine Gedenkstätte eröffnet werden konnten. 1945 hatte die Rote Armee im Atelier eine Autoreparaturwerkstatt eingerichtet und die unteren Räume des Hauses waren Pferdeställe. Einzelne Bronzefiguren wurden mit Gewehrkolben zerschlagen, andere in den Wald hinausgeworfen, und Manuskriptblätter aus Barlachs schriftstellerischer Tätigkeit fand Friedrich Schult noch Jahre danach irgendwo im Wald.



Ernst Barlach
(Selbstbildnis, Kohle, 1928)

Zunächst geht man ins Atelier — und ist bei Barlach zu Hause. Der Raum wird beherrscht von einer großen Bronze, „Der Bettler". Die angezogenen Beine des auf Krücken Stehenden wurden durch „Kriegseinwirkungen" abgebrochen. Es blieben die unter die Arme greifenden Stützen und das gelöst und ergeben nach oben gewandte Gesicht. Gegenüber steht eine Gruppe: eine zuversichtlich nach oben blikkende, aufrecht stehende Frau, der gebückt und zaghaft ein Mann entgegenkommt. Das ganze Atelier ist belebt von suchenden, von gläubigen, verzweifelt einsamen, schwebenden und in sich versunkenen Gestalten. Es ist erfüllt von den Gedanken dieses einsamen Mannes, der an dem Leid seiner Zeit trug und sich durch diese Schöpfungen von ihm befreite. Wenn man längere Zeit in der Stille des Raumes neben den Figuren verweilt und bei ihnen zu Gast ist, beginnen sie plötzlich zu leben und zu reden. In den Nischen und auf den Regalen, auf den Sockeln, die aus den dunklen Tüchern ihrer Einsamkeit heraushorchenden Mütter, die auf verborgene Stimmen Hörenden des „Frieses der Lauschenden", der „Flötenbläser", die „Lesenden Mönche" und all die anderen Figuren mit flehenden Händen, vereinsamten Gesichtern, dem eigenartig gelösten Schweben in den einfachen Linien von Mund, geschlossenen Augenlidern, Stirn, Wangenknochen und Nase. Am Kamin steht das Holzrelief eines schwebenden Mannes mit der Inschrift „Freiheit, die ich meine". Vor ihm bleibt man mit besonderem Bedacht stehen, hier in der sowjetischen Zone. Ein Mensch schuf es als eigene Befreiung unter ähnlichen Umständen vor nicht allzulanger Zeit...

Dieses gelöste Schweben war für Barlach ein besonderes Thema, dem er immer wieder nachging, am vollkommensten in dem Engel, der als Gefallenendenkmal im Halbdunkel des Seitenschiffs des Güstrower Doms aufgehängt war. Heute hängt der Engel nicht mehr im Dom. Seitdem man ihn als „entartete Kunst" verschrie, ist er verschwunden. In Berlin während des Krieges eingeschmolzen — meinen die einen. Doch der Kirchwart vom Dom, ein Hüter alter

kostbarer Schätze, glaubt, daß er noch irgendwo verborgen sei, und daß man ihn einmal wiederfinden werde.

In einem Vorraum zum Atelier steht ein Schreibtisch. Auf ihm liegt eine rote Baskenkappe, einiges Handwerkszeug in liebevoller Erinnerung aufbewahrt, und eins der 114 Exemplare des Holzschnittzyklus „Die Wandlungen Gottes". Diese Blätter sind ein Höhepunkt der graphischen Kunst Barlachs, und es ist wie eine stille Feier, wenn man sie, an seinem Arbeitstische stehend, anschaut.

Kriegsblinde über ihren Schicksalsweg:

Ein zweites Leben begann

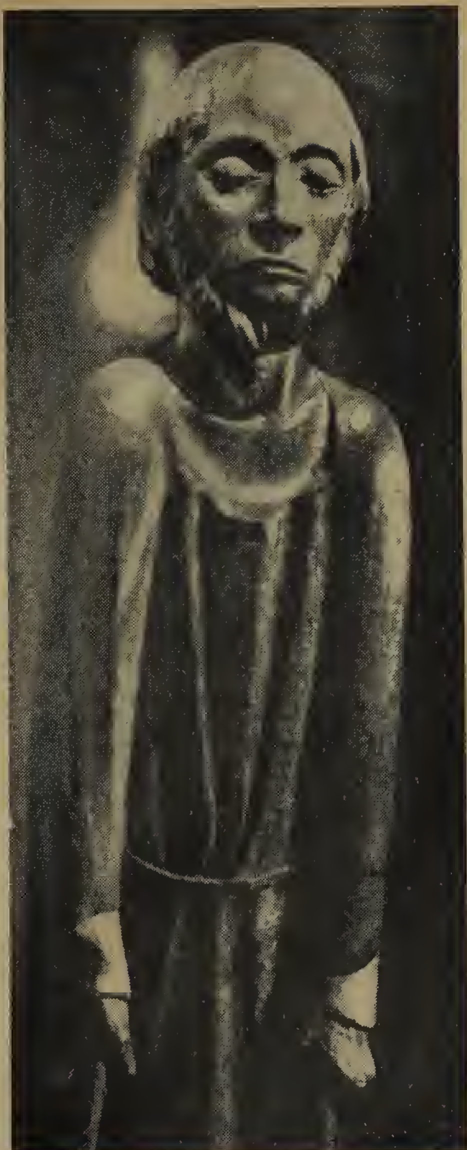
Was waren das für Augenblicke, als wir uns noch in sportlichem Wettkampf maßen, mit den Skiern über firnglänzende Schneefelder unsere Spur zogen! Vom Sprungturm in das silberglänzende Wasser tauchten, nach beschwerlichem Aufstieg auf dem Gipfel der Berge standen und unter uns ein Wolkenmeer dräute! Oder wenn wir das Surren eines starken Motors spürten und am Steuer eines Wagens durch die schöne, deutsche Landschaft fuhren! Erinnerungen . . .

Nicht vergessen wollen wir auch die Zeit, da unsere Blicke in die schöner Mädchen- und Frauenaugen tauchten und uns ein eigenartiges Gefühl durchrieselte . . .

Plötzlich war all dies vorbei und das zweite, neue Leben begann. Als Dreißigjähriger drückte man die Schulbank, um die Punktschrift zu erlernen.

Als ich den feldgrauen Rock anzog, spürte ich wie gemeinsame Aufgaben verbinden können. Ein wirkliches Kameradschaftsgefühl formte sich an der Front, wo man das Aufeinanderangewiesensein stündlich spürt. Die harte Hand des Schicksals packte mich, als ich durch eine Handgranatenexplosion mein Augenlicht verlor.

Diesen Augenblick empfinde ich als den Beginn eines *zweiten Lebens*, das ich am besten mit einem Märchen vergleichen möchte: durch einen tiefen, dunklen Brunnen steigt man in eine neue Welt. Alle kriegsversehrten Kameraden haben durch den Verlust ihrer Glieder schwer zu leiden und sind in vielen Lebensäußerungen gehemmt, bleiben aber in der ihnen gewohnten, altbekannten Welt. Ein Blick genügt ihnen, um sich zu orientieren, Hindernisse zu erkennen und den richtigen Weg zu gehen. Anders bei uns Kriegsblinden, wir müssen *völlig von vorn* anfangen und uns wie ein Kind eine neue Welt bauen. Wir müssen lesen und schreiben lernen, und durch Schulung unseres Gehörs und Tastsinnes gelingt es uns nach geraumer Zeit, uns in bekanntem Raum zu bewegen, und in den meisten Fällen müssen wir



Ernst Barlach:
„Der Blinde"

Lauschend, aufs äußerste angespannt, um die Umwelt ohne das Augenlicht in sich aufzunehmen, aber doch im tiefsten gelöst und nach innen lebend, diese Spannung hat Barlach meisterhaft erfühlt und zum Ausdruck gebracht. Neben der Trauer klingt nicht weniger stark die Vitalität und der Wille zur Selbstbehauptung.

uns auch einen neuen Beruf schaffen. Wenn wir auch zu den Kriegskameraden, die andere Beschädigungen erlitten haben, ein herzliches Gefühl der Kameradschaft verspüren, so ist doch die Verbundenheit mit unseren blinden Kameraden viel enger, weil wir fühlen, daß sie uns in all unseren Gedanken verstehen. In den kriegsblinden Kameraden des ersten Weltkrieges haben wir Vorbilder, wie wir dieses neue, zweite Leben gestalten können. Sie bauten eine Straße, die Berge von Unverstand durchstieß und Täler von Gedankenlosigkeit überbrückte, und die wir Jungen in Zukunft weiterführen wollen.

Franz König



„*Der Sänger*"
Bildwerk von Ernst Barlach
(Klinker, Katharinenkirche zu Lübeck)

Eine Charakterprobe

Immer wieder bewegt mich ein Erlebnis aus der ersten Zeit meiner Erblindung. Unser Schicksal wird ja nicht von uns Kriegsblinden allein getragen, es wird geteilt von unseren Müttern und Frauen, nicht allein, um uns über die vielen, gewohnten Hemmnisse des Alltags hinwegzubringen, sondern um unser Ja zum Leben wachzuhalten.

Um wahrzunehmen, was in der bewegten Außenwelt vor sich geht und um mit dieser Welt auch innerlich fertigzuwerden, bedarf der Kriegsblinde eines Mittlers: der Frau — ob sie ihm nun als Mutter oder als Ehefrau wie ein guter Kamerad zur Seite steht. Meist wird es die Ehefrau sein, und da muß unbedingtes Vertrauen und selbstvergessene, gegenseitige Liebe, es muß eine hohe innere Bereitschaft beiden, Mann und Frau, zu eigen sein.

Als ich nach meiner Verwundung aus dem Feindesland nach Deutschland zur weiteren Behandlung verlegt wurde, hatte ich ein trauriges Erlebnis. Ein verstümmelter Kamerad, der mit mir angekommen war, wurde von seiner Frau besucht. Er hatte außer seinem Augenlicht noch beide Hände verloren. Im Schwesternbrief an die Ehefrau hatte man ihr dies verschwiegen. Als die Frau vor seinem Bette stand, wunderte sie sich wahrscheinlich darüber, daß ihr der Mann keine Hand zur Begrüßung entgegenstreckte. Gewaltsam zog sie die Bettdecke zurück und entdeckte nun, daß er gar keine Hände mehr hatte. Eine ungeheure Charakterprobe hatte die Frau zu bestehen.

Sie hat sie nicht bestanden!

In Weinen ausbrechend warf sie ihm vor, daß sie einen gesunden Mann geheiratet habe und nun nicht mehr mit ihm leben könne. Empörung bemächtigte sich der Zimmerkameraden und der Schwester. Die herzlose Frau mußte flüchten, sonst hätte sie körperlichen Schaden hinnehmen müssen.

Schwere Gedanken bewegten nun meine Seele. Auch ich war vor einem Jahre, kurz nach meiner Hochzeit, wieder an die Front gerufen

worden. Ob meine Frau diese Charakterprobe bestehen würde? Ich wollte ihr von vornherein die Freiheit anbieten, daß keine trüben Gedanken bei unserem ersten Wiedersehen zwischen uns aufkommen sollten. Beim Besuch meiner jungen Frau in einem Heimatlazarett tat ich es auch, und es war meine größte Freude und ein milder Trost, der alles erlittene Leid vergessen ließ, als sich meine Frau tapfer zu mir bekannte und die alten Tanten, die sie bedauern wollten, zurückwies.

Heute schweigen diese Tanten, weil sie längst — wenn auch mit Staunen — begriffen haben, daß wir sehr glückliche Eheleute sind. Allerdings, ein bißchen gestaunt haben wir beide anfangs auch, weil vieles in unserem so verwandelten neuen Leben sich so selbstverständlich einspielte. Meine Erblindung ist für den inneren Zusammenhalt unserer Ehe seit langem kein Problem mehr — wir beide fühlen eben, daß wir zusammengehören.

Emil Magerl

Blindenpflege vor 150 Jahren

Lehrmittel, Handwerk und Umschulung um 1800

Es war mehr die Lust an dem schönen Buch als der Bildungsdrang, der mich in dem uralten Lexikon blättern ließ. Was konnte dies Buch aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts schon an Wissenswertem enthalten? Alle öffentlichen Einrichtungen haben sich ja seitdem gewandelt, und die Technik hat solche Fortschritte gemacht, daß kein technischer Artikel aus jener Zeit heute noch lesbar ist. Indem ich so ziellos blätterte, fiel mir das französische Wort „quinze-vingt" in die Augen.

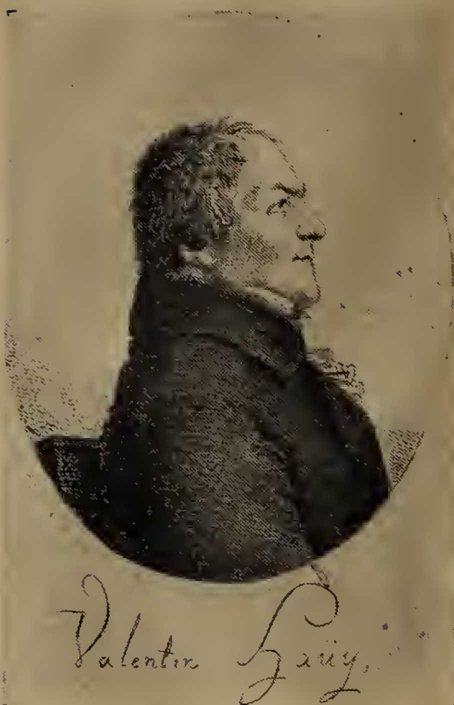
Quinze-vingt heißt zu deutsch 15 mal 20, und ich las, daß dies die Bezeichnung für die *älteste Blindenanstalt in Europa* ist: „Maison de Quinze-vingts". König Ludwig der Heilige von Frankreich hatte sie im Jahre 1260, also vor 700 Jahren, für 15 mal 20, also für 300 Blinde gestiftet, und zwar wie man sagt, für *Kriegsblinde.* Der König hatte sechs Jahre lang mit wechselndem Erfolge gegen die Mohammedaner in Ägypten gefochten. Wegen der so häufig dort auftretenden Augenentzündung nannten schon die Griechen Ägypten die „Heimat der Blinden". Das fromme Heer Ludwigs hat erfahren müssen, wie zutreffend diese Bezeichnung war. Aber nicht nur durch die asiatische Augenentzündung haben damals viele Soldaten ihre Sehkraft verloren, sondern auch durch die Grausamkeit der Mohammedaner, die manchen gefangenen Christen aus religiösem Fanatismus blendeten. (Allerdings: neuere Forschungen lassen es als Legende erscheinen, daß das Heim für Kriegsblinde bestimmt war. Ludwig stiftete das Heim für verarmte Pariser Blinde, nicht für adlige Ritter.)

Wer war Valentin Haüy?

Aber mein Lexikon wollte seinen Lesern nicht nur historische Kenntnisse vermitteln, sondern sie über den damals neuesten Stand des Blindenwesens orientieren. Zu seiner Zeit, also erst mehr als 500 Jahre nach der Stiftung Ludwigs des Heiligen, hat ein Mann namens *Valentin Haüy* den ersten Versuch gemacht, eine *Lehranstalt* für junge Blinde zu errichten. Es war im Jahre 1784, nach der Begegnung mit einer erblindeten Wiener Organistin, die nach der Methode des bedeutenden Mannheimer Blindenlehrers Weißenburg ausgebildet war.

Haüy, übrigens Bruder eines berühmten Mineralogen, hatte gesehen, wie gewandte Schaubudenbesitzer auf Jahrmärkten Blinde, oft in lächerlichem Aufputz, in ihrer Hilflosigkeit zeigten, um die Spottlust roher Landleute anzuregen. Da beschloß er, jugendliche Blinde durch eine geeignete Ausbildung in die Lage zu versetzen, sich ihren Lebensunterhalt auf würdige Weise zu verdienen. Die Grundsätze, von denen Haüy ausging, waren schon vor ihm von hervorragenden, meist deutschen Blinden und ihren Helfern aufgestellt worden; sie betrafen die Blindenausbildung in Musik, Handarbeiten und in den Wissenschaften. Haüy setzte sie mit Hilfe der „Gesellschaft für Menschenfreunde" zunächst für elf Blinde in die Tat um. Der rasche Erfolg erregte Aufsehen, aber die Französische Revolution störte einen ruhigen Entwicklungsgang. Haüys Schule wurde zwar 1791 zur Staatsanstalt erhoben, dann aber zeitweise mit der Taubstummenanstalt verbunden (eine damals in Europa sehr verbreitete Methode, gegen die sich dann vor 100 Jahren der Württemberger Stadtpfarrer Jäger gewandt hat), schließlich wurde Haüys Schule 1801 mit jenem Hospital der „Quinze-vingts" vereinigt. Hier lebten aber jetzt solche Blinde, die als Bettler recht heruntergekommen waren und die auf die jungen Schüler einen höchst üblen Einfluß ausübten. Haüy war über diese Entwicklung sehr unglücklich, so daß er eine Privatanstalt gründete. Die Moral dieser Alten war durch ihr Schicksal und ihre Beschäftigungslosigkeit so zuchtlos, daß die

Erziehung der Jugendlichen kaum möglich war. In der Privatschule ging die Arbeit zwar vorwärts, aber Haüy war doch recht vergrämt und folgte 1806 einem Ruf des Zaren Alexander nach



Valentin Haüy begründete 1784 in Paris die erste europäische Lehranstalt für Blinde.

Petersburg, wo er eine hervorragende Blindenanstalt gründete.

Die musikalische Ausbildung der Blinden war damals einfach, aber versprach nur wenig Erfolg, weil die meisten Blinden ihre Kunst später im Umherziehen ausübten, wozu sie Führer nötig hatten. Blindenführhunde, wie wir sie kennen, gab es damals noch nicht, wenn auch die ersten, anscheinend systematischen Abrichtungsversuche zwischen 1750 bis 1780 gerade in diesem Hospital „Quinze-vingts" angestellt wurden. Die blinden Musiker mußten sich also meistens Führer mieten, von denen sie oft um ihre Einnahmen betrogen wurden. Haüy wollte daher erreichen, daß diejenigen Gemeinden, die neben dem Lehrer einen Organisten besoldeten, für dies Amt vorzugsweise Blinde verwendeten. Mein Lexikon weiß zu berichten, daß es vor 150 Jahren schon in Berlin, Braunschweig und anderen Städten blinde „Orgelschläger" gab; in Amsterdam sogar an allen vier Hauptkirchen.

Gestickte Landkarten

Zur Erlernung der Wissenschaften gab es damals schon besondere Buchstaben und Zahlen, teils aus Metall und teils aus Holz, ebenso eine abtastbare Stachelschrift. Die Blinden schrieben die gewöhnlichen Buchstaben. Über jeden Bogen, so führte es Haüy ein, wurde ein Gestell gelegt, bei dem die Zeilenabstände durch etwas erhöht gespannte Drähte gekennzeichnet waren. Dieses und andere Hilfsgeräte hatte Haüy von jener blinden Wiener Organistin, Therese von Paradis, kennengelernt, z. B. auch *gestickte Landkarten:* die Gebirge, Flüsse, Städte waren auf verschiedene Art gestickt und entsprechend mühsam abtastbar. Haüys Durchreise durch *Berlin* wurde hier 1806 die erste deutsche Blindenanstalt gegründet, und zwar mit Unterstützung des Königs. Zum Direktor wurde

Dr. August Zeune ernannt, bis dahin Professor am Gymnasium zum Grauen Kloster, der jene Blinden-Unterrichtsmittel erheblich verbesserte. Z. B. führte er statt der komplizierten Pariser Schreibgeräte mit Klappen, Riegeln und Drahtgittern solche aus Pappe und mit Schnüren ein. Statt des schwerfälligen Rechnens mit Metallziffern auf Rechenbrettern förderte er das Kopfrechnen, und statt der gestickten Landkarten ließ er Hochbilder (Reliefs) der ganzen Erdkugel und besonders Deutschlands anfertigen, ein Verfahren, das sich bis heute bewährt hat. Diese erste deutsche Blindenanstalt, der 1809 die Anstalt in Dresden (heute Chemnitz) folgte, wurde 1877 nach Steglitz verlegt. Übrigens stellte seit 1804 auch *Klein* in *Wien* sehr fruchtbare Versuche in der Ausbildung Blinder an.

Blindenhandwerk damals

Man überlegte sich damals schon nicht nur, welche Arten von Tätigkeiten ein Blinder ausüben kann, sondern auch, womit der größte Gewinn zu erzielen war. Die Bürstenmacherei wird zu jener Zeit als Erwerbszweig für Blinde *nicht* erwähnt. Matten flechten und Schnüre klöppeln brachten weder großen Gewinn noch war ein aufnahmefähiger Absatzmarkt für diese Waren vorhanden. Das Körbeflechten war gewinnbringender. Den höchsten Gewinn, bei allerdings schwierigem Absatz, brachte das *Gurteschlagen* für Betten und Sättel. Sicherer, wenn auch bei geringem Reingewinn, waren die Absatzmöglichkeiten in der *Strumpfstrickerei*. Hierfür war damals Deutschland der beste Absatzmarkt, weil man in England nur gewebte Strümpfe trug. Die Franzosen aber trugen zu jener Zeit so grob gestrickte Heimarbeitsware, daß die feineren Strümpfe aus den Blindenanstalten keine Käufer fanden. So lernt man hier gleich ein bißchen Zivilisationsgeschichte.

Die Versuche der Pariser Blindenanstalt fanden bald in allen bedeutenden Ländern Europas eine Nachfolge. Haüy selbst kehrte 1817 nach Frankreich zurück, wo er 1822 starb. Die Anstalt „Quinze-vingts" aber blieb als Versorgungsstätte für alte Blinde bestehen.

Die Kriegsblinden der Freiheitskriege

Für uns ist es in diesem Zusammenhang besonders interessant, etwas über die *deutschen Kriegsblinden* aus der Zeit nach den napoleonischen *Befreiungskriegen* zu erfahren. Für Hunderte im Kriege erblindete preußische Soldaten wurde eine öffentliche Sammlung veranstaltet, sicherlich die erste Geldsammlung für Kriegsblinde in Deutschland. Die für die damalige Zeit nicht unbeträchtliche Summe von 27 000 Talern kam zusammen. Davon konnten fünf sogenannte „Werkschulen" eingerichtet werden, und zwar in Königsberg, Marienwerder, Breslau, Berlin und Münster. Es hat also schon *vor 135 Jahren* die ersten Kriegsblinden-Umschulungsstätten in Deutschland gegeben. Nach Abschluß der Umschulung blieben nur zwei dieser Werkschulen noch Jahrzehnte bestehen, nämlich die in Breslau und Königsberg.

Die *Königsberger* Anstalt war die bedeutendste. Hier fanden 423 Kriegsblinde der Freiheitskriege Unterricht und auch Aufnahme, 235 von ihnen verfügten allerdings noch über einen Sehrest. Die Königsberger Anstalt verdankte ihre Entwicklung vor allem der Förderung durch den Grafen Bülow von Dennewitz, der seinen erblindeten Kriegsgefährten 20 000 Taler zuwendete, die ihm der preußische König aus Dankbarkeit für seine Verdienste in den Freiheitskriegen zugesprochen hatte.

Diese Anstalten verloren ihren Charakter als Umschulungsstätte für Späterblindete im Laufe der Jahre, und für die 3000 Kriegsblinden des 1. Weltkrieges gab es für den Berufseinsatz weder Erfahrung noch angemessene Planung. Die Problematik dieser Kriegsblinden und ihre eigene Aktivität gaben dem gesamten deutschen Blindenwesen den großen Aufschwung.



August Zeune
geb. 12 Mai 1778; gez. 1836

Dr. August Zeune wurde 1806 mit der Gründung und Leitung der ersten deutschen Blindenanstalt in Berlin betraut.

5

Kriegsblinde erzählen:

Als Tourist auf dem Panixerpaß

Kriegsblinde hocken nicht ständig im Sessel. Sie wandern gern und wissen dabei viel zu erleben, zumal wenn ihre Frauen geschickt und einfühlsam zu schildern wissen, was zu sehen ist. Aber auch Wind und Vogelsang, Blätterrauschen und Bachgeplätscher, das Klirren eines Steins — alles, was zu hören, zu fühlen, zu ertasten ist, formt auch für den Kriegsblinden ein beglückendes und reiches Bild der fremden Welt. Deshalb beschränkt sich der Kriegsblinde auch nicht auf beschauliche, bequeme Spazierwege. Gerade in der Bewältigung beschwerlicher Wege liegt für ihn ein besonderer Reiz. So geben wir hier einen dafür bezeichnenden Abschnitt aus den Reiseschilderungen eines Kriegsblinden wieder:

„... wir bewunderten Sie beide sehr, wie Sie trotz der Strapazen die Tour genossen, wie Sie die Schönheiten der Umwelt besser sahen und fühlten als mancher, der auch in den Alpen herumläuft..." — so schrieben kürzlich zwei Schweizer Bergführer in einem Brief, der Erinnerungen an eine zehntägige Tour lebendig werden ließ, die meine Frau und mich von unserem Ferienquartier am Zürichsee bis nach Brissago am Lago Maggiore geführt hatte. So wurde Vergangenes gegenwärtig, halb Vergessenes und Verblaßtes gewann neue Gestalt und Farbe:



Kriegsblinde wandern gern, und keineswegs immer auf den bequemsten Wegen, denn die Hindernisse, die der tastende Fuß bewältigt, gehören für ihn ja mit zum Erleben der Landschaft. Viele unserer Kameraden folgen dabei einer Passion aus früherer Zeit, als sie noch unbeschwert in den Bergen kraxelten. Außer der körperlichen Ausarbeitung tut es ihnen vor allem wohl, durch solche Leistungen vor sich selbst zu beweisen, daß sie nicht „eine Ruine von Mensch" sind. Foto: Sonntag

Am dritten Tage unserer alpinen Reise bringt uns die Sernftalbahn in eiliger Fahrt zu dem 982 Meter hoch gelegenen Dörfchen Elm am Fuße der Graubündner Alpen. Während wir in der Morgenfrische die taunassen Matten bergan steigen, zieht die aufgehende Sonne die letzten Frühnebel gleich Schleiern beiseite und läßt die Alpenwelt in ihrer Größe und Unberührtheit vor uns erstehen. Meine Frau erlebt zum ersten Male die wilde Ursprünglichkeit dieser Landschaft und ist ergriffen vom Zauber des Hochgebirges. Der Saumpfad, der uns von Elm über den 2407 Meter hohen Panixerpaß ins obere Rheintal führen soll, ist im Touristenbuch als „gut passierbar" bezeichnet, und während der drei ersten Stunden des Aufstiegs trägt der Pfad dieses Prädikat zu Recht; nachdem aber die letzten Viehweiden hinter uns liegen, auf denen Kühe und Ziegen mit ihren Glocken eine melodische Almidylle zusammenläuten, wird er steil und beschwerlich, kostet Mühe und Schweiß. Bald verliert sich der Pfad in einer Geröllhalde, bald wird er von einem Rinnsal unterbrochen, das wir von Stein zu Stein springend überqueren. Meine Frau hat schwere Führerdienste zu leisten.

Die Wegstrecken, die wir ohne Rast durchhalten, werden immer kürzer, der Rucksack immer schwerer. Glücklicherweise sind wir mit zünftigen Bergschuhen und -stöcken ausgerüstet, mit deren Hilfe alle Schwierigkeiten und Hindernisse überwunden werden.

Längst liegt die Baumgrenze hinter uns, und gegen Mittag überklettern wir eine verharschte Schneebarriere. Der Fotoapparat kommt nicht zur Ruhe; immer neue dankbare Objekte wollen im Bild festgehalten sein. In etwa 2200 Meter Höhe überholen uns zwei einheimische Touristen, die uns versichern, daß es zur Paßhöhe nicht mehr weit sei. Mühsam steigen wir

weiter bergan, und der Pfad ist alles andere als „gut passierbar". Es ist uns nun verständlich, daß der russische General Suwarow, der im Jahre 1799 mit seinem Heer den nachdrängenden Franzosen gerade noch über den Panixerpaß entwischte, auf diesem Wege sein gesamtes schweres Geschütz verlieren mußte.

Nach siebenstündigem Aufstieg erreichen wir, völlig abgekämpft, die Schutzhütte auf der Paßhöhe, wo die beiden Touristen bereits mit Suppe und Kaffee auf uns warten. Überraschend schnell haben wir uns in der dünnen, reinen Bergluft erholt, und staunend beschreibt mir meine Frau einen schimmernden Gletscher, der, wie ein Überbleibsel aus der Eiszeit, einen Dreitausender schmückt. Es ist ein herrliches Gefühl, mit Sonne, Wolken und Winden in dieser majestätischen Natur alleine zu sein.

Nach einer Stunde mahnen die beiden Touristen zum Aufbruch, stellen sich als Bergführer aus Glarus vor und erbieten sich, beim Abstieg behilflich zu sein. Gerne nehmen wir an und brechen gemeinsam auf. Bald kommen wir an eine gefährliche, abschüssige Wegstrecke; zur Linken steigt eine Felswand hoch und zur Rechten, tief unter uns, tost ein Bergbach. Langsam bringen uns die Bergführer, die sachkundig sichern, über die etwa 100 Meter lange Strecke. Dann geht es leichter, aber dennoch anstrengend, bergab. Gegen Abend treffen wir auf zwei Touristinnen, die sich uns anschließen.

Bei der Ankunft in Panix, einem 97 Seelen zählenden Dörfchen im rätoromanischen Sprachgebiet, ist es bereits dunkel. Wenig später sitzen wir im „Gasthof Panixerpaß" um den gedeckten Tisch, essen Bündnerfleisch (luftgetrockneter Schinken), eine in Fett schwimmende Teigspeise und trinken einen herben, oberitalienischen Rotwein, der zu dem handfesten Abendessen ausgezeichnet mundet. Nach und nach füllt sich die Gaststube, und die Dörfler beglückwünschen uns zu unserem alpinen Erfolg. Julietta, eine der drei netten Wirtstöchter, beteuert mir, daß noch nie „ein solcher Tourist" den Paß gemacht habe. Nach einigem Abwarten singen die Bergbauern eine romanische Volksweise, italienische, französische und deutsche Lieder folgen, und schließlich sitzen wir alle zusammen am großen Stammtisch. Geschichten, Anekdötchen und Histörchen werden erzählt, Gesellschaftsspiele, Musik und Tanz steigern die Stimmung; alle Müdigkeit ist vergessen.

Nach einem eingeschobenen Ruhetag verlassen meine Frau und ich Panix und erreichen nach zweistündigem Weg den Rhein. Dem knabenhaft sich tummelnden Bach hört man mit bestem Willen nicht an, daß er zu einem gemessen dahinfließenden „Vater Rhein" heranwachsen wird. Per Anhalter geht es rasch rheinaufwärts, schließlich hinüber in den südlich warmen Tessin, nach Bellinzona und Locarno.

Franz J. Sonntag



„Von Baden-Baden hab' ich dann einen sehr günstigen Schlafwagenzug nach Dortmund, am Mittwoch bin ich dann in Hamburg, Donnerstag abend in Berlin, aber zum Wochenende bestimmt wieder zu Hause . . ." — so etwa läßt sich mancher Zeitgenosse vernehmen, wenn er rasch seinen Koffer packt. Ein paar Akten legt er obenauf, denn im Zug sitzt eine Reisesekretärin in einem Sonderabteil. „Ach was, keine Brote! Ich geh' in den Speisewagen", knurrt er noch und geht davon, so als ob er nur mal für ein paar Stunden irgendwo einen Besuch zu machen hätte. Ob er wohl einen Moment lang daran denkt, eine wie umfangreiche und aufregende Aktion es noch für den Großvater oder gar Urgroßvater war, zu verreisen? Wenn unser Zeitgenosse — ganz gegen seine Gewohnheit — tatsächlich einmal rückwärtsblickend einiges



„Roßbahre“

überdenken sollte, so würde ihn hier schaudern: wer könnte denn heute so viel Geduld aufbringen!

Aber trotzdem hat das moderne Reisen einen seltsamen, gefährlichen Zauber: über Schiene oder Straße oder gar durch die Wolken dahinzusausen — das wird zur Lust, ja, oft zur Besessenheit. Zunächst wohl einfach deshalb, weil der Mensch sich dabei so recht seiner vermeintlichen Macht bewußt wird. Er selbst, der einzelne Reisende, ist zwar nur Nutznießer und ist in keiner Weise etwa schöpferisch an diesem grandiosen Werk der Technik beteiligt, aber das stört sein Hochgefühl nicht, er ist ein Mächtiger, wenn Raum und Zeit schrumpfen, wenn die Erdkugel von Jahr zu Jahr kleiner für ihn wird. Er ist stolz auf das, was wir Menschen geleistet haben, für ihn ganz persönlich. Er steht am Fenster des FD-Zuges und sieht mit Verachtung herab auf jene, die da in ihren Dörfern und Städten bleiben müssen, unbeweglich und in einem mühseligen, langsamen Alltag eingespannt. Wenn dort der Anstreicher seinen Zaun fertiggepinselt hat, werde ich in Frankfurt sein. Der Anstreicher wird immer noch am Zaun stehen, armselig auf dieses Fleckchen Erde gebannt. Mich trägt aber der Zug sausend fort, weiter, weiter, einem Neuen entgegen, neuen, fremden Menschen, fremden Betten, fremden Straßen — nur kein Aufenthalt, nur nicht dies öde Verweilen! Tempo, Tempo! Das ist Leben!

Ist es das wirklich? Ist es wirklich Macht und Fähigkeit, was den Menschen heute so rauschhaft erfüllt, wenn er dahinsaust? Oder ist es nicht eine Unfähigkeit, ein Unvermögen nämlich, zu verweilen, zu ruhen, zu sinnen, aus seinem Leben etwas zu machen? Heimat zu haben? Die Unrast und die Unstetigkeit unseres Wesens, die es nicht mehr erträgt, geduldig warten zu müssen, und für die eine Fahrt in der Postkutsche deshalb eine Tortur wäre, weil man dabei zum Nachdenken über sich selbst kommen könnte — diese Unrast ist aus Angst geboren, aus Schwäche.

Und deshalb ist das, was heute dem Menschen das Reisen so lieb macht, oft nichts Gutes. Die *Kunst* zu reisen hat nichts mit der Lust am Tempo zu tun, obwohl auch darin ein echter Reisegenuß liegen kann. Aber wie oft möchte man seinen D-Zug anhalten, um wenigstens für Minuten verweilen zu können. Aber der Fahrplan regiert, die Maschinerie, der Apparat — da hat der Mensch mit seinen Wünschen keinen Platz für seine Ansprüche. Er hat zu gehorchen, den Zahlen, all den geheimnisvollen Signalen und Automaten. Wie kann er sich, wenn er am D-Zug-Fenster steht, nur für mächtig halten! Ohnmächtig ist er, ausgeliefert und Objekt geworden.

Nein, die Kunst des Reisens muß also etwas anderes bedeuten. Behaglichkeit braucht gar nicht dazu zu gehören. Das sieht nur so aus, so romantisch und beneidenswert behaglich, wenn wir etwa an Spitzwegbilder mit der Postkutsche





So ein schicker Leutnant im Abteil (für preußische Begriffe mit reichlich langen Haaren) und so ein süßes Mädchen — das nannte der Maler vor 75 Jahren mit Recht „Angenehme Unterhaltung". Waren das noch Zeiten! Heute fahren die jungen Damen ohne den Papa, und dann ist die Unterhaltung oft noch angenehmer.

denken. Tatsächlich war dieses Reisen eine erhebliche Strapaze, der mancher von uns, die wir von der Zivilisation reichlich verwöhnt sind, nicht so leicht gewachsen wäre. Aber was uns mit Wehmut an diese Reisemethode zurückdenken läßt, ist im Grunde etwas anderes, es ist unser neidvoller Seufzer: was haben diese Menschen nur so viel Zeit gehabt!

Haben sie so viel Zeit gehabt? War ihr Leben nicht genau so kurz, ja, sehr viel kürzer als das unsrige, das unter dem Schutz einer kundigen medizinischen Wissenschaft steht? Die Zeit war die gleiche — aber diese Menschen *hatten* die Zeit, wir haben sie nicht, im Gegenteil, die Zeit *hat uns*. Wir haben also nicht Macht gewonnen, wir sind nicht Herr von Zeit und Raum geworden, und wenn wir auch mit Schallgeschwindigkeit über die Erde hinwegrasen. Jene Postkutschenreisenden sind uns überlegen.

Wer mag da von Fortschritt reden? Wer auch von Schuld? Was die Übervölkerung der Erde und die Technisierung mit sich gebracht haben, ist jedenfalls nicht durchweg ein reiner Gewinn. Eins aber könnten wir trotzdem von unseren Vorfahren lernen, auch wenn wir sonst nicht das Rad der Geschichte zurückschrauben wollen oder nur können: die *Bescheidenheit*. Die Menschen vor hundert oder zweihundert Jahren waren ohne Frage bescheidener als wir, sie stellten nicht so frivole Ansprüche an das sogenannte „Leben" wie wir. Und allzurasch haben wir vergessen, wie auch wir noch vor ein paar Jahren recht bescheiden waren, auch hinsichtlich des Reisens . . .

In einer Hinsicht jedoch sollte jeder, der noch sehen kann, denkbar unbescheiden sein: er sollte, und gerade das rufen ihm die Kriegsblinden zu, sein Augenlicht Stunde für Stunde



„Berline"



„Im Abteil I. Classe", so heißt diese Zeichnung aus dem Jahre 1872. Es scheint sich um schrecklich vornehme Leute zu handeln — darum die Füße auf dem Polster. Mit welchen wohlgesetzten Worten wird sich die ebenso unmutige wie anmutige Dame jetzt wehren?

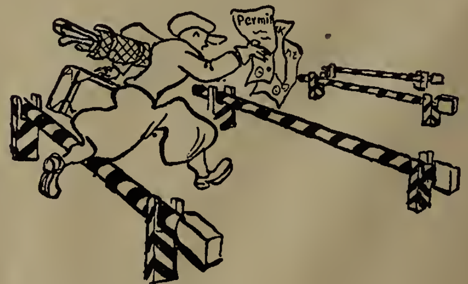
nutzen und bewußt genießen, nach dem Wort von Gottfried Keller: *„Trinkt, o Augen,* was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluß der Welt!" Wieviele Menschen haben zwar gute Augen, aber wissen nicht, zu schauen! Sie jagen auf ihren Reisen durch Landschaft und Städte und glauben, ein Land zu kennen, durch das sie der Touristen=Omnibus sechs Tage lang getragen hat. Sie sehen hier und da ein bißchen Oberfläche, sozusagen die Kulisse, und wenn diese im Grunde blinden Reisenden nicht ständig fotografieren würden, so wüßten sie nachher kaum, wo sie gewesen sind. Den eigentlichen Genuß des Reisens, das Schauen und das Verweilen, kennen sie nicht.

Und nicht aus Unrast soll man reisen, nicht aus der Unfähigkeit, mit der eigenen Muße etwas Fruchtbares zu beginnen, nicht um etwas zu „erleben", weil man mit sich selbst nichts anzufangen weiß, nicht nur um Strecken zurückzulegen, sondern um — weiterzukommen.

„Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen", so singt der Wandsbecker Bote. Das soll für uns der erste Maßstab sein dafür, ob wir reisen *können:* nämlich, ob wir nach der Heimkehr etwas zu erzählen haben, ob wir also einem Erleben aufgeschlossen waren, das nicht in Hatz und Wirbel verpufft ist. Allerdings, der Reise=Weisheit letzter Schluß ist im gleichen Lied von Matthias Claudius zu lesen:

„. . . und fand es überall wie hier,
Fand überall 'n Sparren,
Die Menschen gerade so wie wir
Und ebensolche Narren."

Friedr. Wilh. Hymmen



Kriegsblinde Studenten

Es erregt selten Erstaunen, wenn ein Kriegsblinder auf die so häufige Frage nach seinem Beruf Antworten gibt wie: Bürstenmacher, Masseur oder Telefonist. Diese Berufe werden durch die Leistungen vieler Kameraden mit Recht allgemein anerkannt. Berichtet ein Kriegsblinder jedoch von seinem Studium und der Vorbereitung auf einen geistigen Beruf, so werden häufig Bedenken und Zweifel geäußert: „Studieren? Ja, wie wollen Sie das denn schaffen? Und was wollen Sie denn später werden?" Und mancher Sehende denkt, daß ein solcher Plan im Grunde Unfug sei.

Diese Unkenntnis unserer Möglichkeiten erstreckt sich also nicht nur auf Einzelheiten des Ausbildungsweges, sondern zum Teil auch auf die praktische Ausübung eines akademischen Berufes. Tatsächlich aber bewähren sich Kriegsblinde beider Weltkriege unter anderem als Richter, Rechtsanwälte, höhere Beamte der Verwaltung, als Pfarrer, Studienräte oder Kaufleute. Die Bedenken hinsichtlich der Berufsausübung sind nur insofern berechtigt, als sich auch der Kriegsblinde der jeweiligen Lage des Arbeitsmarktes unterwerfen muß und sich bei den augenblicklichen, wenig erfreulichen Berufsaussichten der Akademiker nicht zu große Hoffnungen machen darf.



Als Ausgleich für die Arbeit in Kolleg und Seminar treibt der Jura-Student Werner Giehr fleißig Sport. Bei den Universitätsmeisterschaften errang er den 3. Preis im Kugelstoßen. Unter der sorgsamen Beratung eines Trainers befaßt er sich sogar mit der für einen Kriegsblinden doppelt schwierigen Übung des Diskuswerfens.

Wie vollzieht sich die besondere Arbeitsweise eines kriegsblinden Studenten? Gelegentliche Zeitungsberichte erwecken oft die Vorstellung einer Heimunterkunft oder von Besonderheiten, als ob sich dieses Studium vom üblichen Hochschulbesuch weitgehend unterscheide. Abgesehen von einigen Ausnahmen, wie z. B. die Heimunterkunft innerhalb des Institutes des Herrn Prof. Strehl in Marburg, lebt und wohnt der kriegsblinde Student genau so wie seine sehenden Kommilitonen entweder als Untermieter in einer bescheidenen „Studentenbude" oder mit seiner Familie in einer kleinen Wohnung. Sein Studium unterscheidet sich rein äußerlich durchaus nicht von dem aller anderen Studenten. Als Beweis dafür kann auch die Tatsache dienen, daß heute wohl an *allen* deutschen Universitäten Kriegsblinde studieren. Marburg ist längst nicht mehr im gleichen Maße wie nach dem 1. Weltkrieg als Mittelpunkt des Studiums anzusehen.

So studierten nach 1945 etwa 12 Kameraden allein in Göttingen, von denen die Mehrzahl inzwischen ihr Studium abgeschlossen hat. Der Grund für die größere Zahl der kriegsblinden Studenten in Marburg zu dieser Zeit ist wohl darin zu sehen, daß die dortige Blindenanstalt vielen Kameraden die Möglichkeit bot, sich in Sonderlehrgängen auf die Reifeprüfung vorzubereiten, so daß sie nach bestandenem Abitur sogleich mit dem Studium in Marburg beginnen konnten. In diesem Zusammenhang ist es vielleicht erwähnenswert, daß eine große Zahl kriegsblinder Akademiker beider Weltkriege *erst nach ihrer Verwundung* mit der Vorbereitung auf ihre Reifeprüfung begonnen hat. Sehr viele von ihnen waren vor ihrer Einziehung zur Wehrmacht bereits beruflich tätig und besaßen nur Volksschulbildung oder die mittlere Reife.

Diejenigen akademischen Disziplinen, die weitgehend auf das *Wort* ausgerichtet sind, erscheinen bei der Berufswahl besonders geeignet, und es ist daher verständlich, daß ein großer Teil unserer Kameraden sich zum Studium der Rechts- und Staatswissenschaften entschlossen hat. Häufig findet man auch Germanisten, Historiker und Theologen. Die akademische Freiheit überläßt es grundsätzlich jedem einzelnen, sich sein Studium nach eigenem Ermessen



Im Kolleg sitzt derselbe kriegsblinde Student und schreibt auf seiner kleinen „Stenomaschine" auf lange Papierstreifen in Blindenschrift mit, was ihm für die häusliche Arbeit wichtig erscheint. Die Maschine ist dieselbe, die wir auf den Seiten 35 und 41 dieses Buches zeigen.

so zu gestalten, daß er bei den akademischen Abschlußprüfungen den Erfolg seiner Arbeit nachweisen kann. So kann auch jeder kriegsblinde Student seine eigene Arbeitsmethode anwenden.

Als ich mich vor der mündlichen Prüfung des 1. juristischen Staatsexamens dem Prüfungsleiter vorstellen mußte, fragte er mich, wie ich meine schriftlichen Arbeiten angefertigt hätte und wie es denn überhaupt möglich sei, ein Studium zu betreiben, ohne jemals selbst ein entscheidendes Werk der Fachliteratur „gelesen" zu haben. Ich antwortete, daß bei der Durcharbeitung eines Werkes die Aufnahme und *geistige Verarbeitung* des Stoffes viel wesentlicher sei als die rein mechanische Tätigkeit des „Lesens", die für uns von einer sehenden Hilfskraft ausgeführt wird. Außer einem gewissen Mehraufwand an Arbeitszeit bestehen grundsätzlich keine besonderen Nachteile.

„Die schriftlichen Prüfungsarbeiten", so erklärte ich dem Herrn Vorsitzenden, „wurden in ähnlicher Weise angefertigt. Meine Vorleserin übermittelte mir den Wortlaut der jeweils gestellten Aufgabe, und nach einer Orientierung über die entscheidenden Gesetzestexte, die jedem Kandidaten zur Verfügung standen, begann ich mit dem Diktat der Prüfungsarbeit, die unter Aufsicht und innerhalb der *gleichen Zeit* wie die aller übrigen sehenden Kandidaten geschrieben werden mußte."

Die Fragen des Prüfungsleiters beleuchten die anfängliche Schwierigkeit desjenigen, der sich kaum eine geistige Betätigung vorstellen kann, bei der das *Visuelle* nicht im Vordergrund steht — eine höchst irrige Vorstellung.

Im übrigen wird von einem Mitmenschen, der uns hilft, ja nur die mechanische Tätigkeit des Sehens entliehen, aber keinerlei geistige Aktivität. Diese „Studienhilfe" hat also im Grunde die Funktion einer Brille, mit deren Hilfe wir lesen können. Während der eigentlichen Studienzeit arbeiten viele Kameraden im wesentlichen ohne eine eigene Studienhelferin mit Hilfe ihrer Schreibmaschine und der Punktschrift und beschäftigen eine sehende Hilfskraft nur stundenweise zum Vorlesen von Fachliteratur, soweit sie, je nach den gegebenen Umständen, einer dauernden Begleitung zu den Instituten der Universität nicht bedürfen. Häufig leistet die Punktschrift-Stenomaschine dem kriegsblinden Studenten im Kolleg wertvolle Dienste, da sie ihm die Möglichkeit bietet, sich selbst wichtige Notizen zu machen. Das Universitätsstudium gestattet ja jedem Kommilitonen, die für ihn geeignete Arbeitsweise selbst zu bestimmen.

Da ich als „lustiger Junggeselle" in Göttingen zur Untermiete wohnen mußte, war ich z. B. ohnehin gezwungen, eine Hilfskraft *ganztägig* zu beschäftigen, die neben ihrer Haupttätigkeit



Das Schwimmen, die ungehemmte Bewegung im Wasser, das macht einem Kriegsblinden besondere Freude. Werner Giehr bringt es daher gerade hier zu beachtlichen Leistungen. Auch das Springen macht ihm Spaß. Und merkwürdig: „Solange ich sehen konnte, habe ich nie den Kopfsprung vom Drei-Meter-Brett gewagt." Fotos (3): Eifert (Marburg)

als Begleiterin, Vorleserin und Schreibhilfe auch einige hausfrauliche Funktionen übernahm.

Die Gleichstellung mit den sehenden Kommilitonen ist selbstverständlich auch in Übungen, Seminaren, bei Diskussionen und nicht zuletzt bei den mündlichen Prüfungen gegeben, vor allem also überall da, wo das *gesprochene Wort* im Vordergrund steht.

Das Bestreben, sich wie jeder andere am studentischen Leben zu beteiligen, äußert sich in mannigfacher Weise. So nehmen viele kriegsblinde Studenten an Fakultätsfestlichkeiten teil — mit mehr oder weniger großem „Erfolg" —, gehören studentischen Gemeinschaften oder politischen Gruppen an und beteiligen sich an den Sportwettkämpfen der Universität.

Der kriegsblinde Student will keineswegs als eine Besonderheit im studentischen Leben gelten. Er schließt sich nicht aus der Gemeinschaft aus und verlangt auch keine Bevorzugung, die über das erbetene Maß an Verständnis hinausgeht, sondern er „studiert" in des Wortes umfassendster Bedeutung wie jeder andere.

Georg Sippel

Als Lehrer unter der Jugend

Die neue Welt, die sich mir mit dem Schulberuf eröffnet hat, ist unbeschreiblich reich und fruchtbar. Jede Müdigkeit des Körpers und der Seele ist wie weggeblasen, sobald ich das Schulgebäude betrete und in die frohe Atmosphäre lebendiger Verbindung mit der Jugend eintauche.

In der Kandidatenzeit hatte ich meine Frau mitgenommen in die Schule — zur besseren Orientierung im Gebäude und zum Zuhören im Unterricht. Die Beobachtung ihrer sehenden Augen und ihre unbestechliche Kritik waren mir wertvoll, um mich in die neue Aufgabe einzuarbeiten. In den nächsten Jahren aber unterrichtete ich von Anfang an allein. Vier Klassen der Mittelstufe waren mir zugeteilt, 12- bis 15jährige Mädchen, ein Alter, zu dem ich eine unmittelbare innere Verbindung fand. So lebendig und natürlich sind sie noch, impulsiv und unreflektiert, bereit zum Vertrauen und bereit zum Widerstand. „Schwierig" nennt man diese Klassen, doch wenn sie gewonnen sind, hat man sie ganz und bedingungslos.

Die blonde Ella, die in unserer Nähe wohnt, holt mich morgens zur Schule ab. Meine Frau und Helga stehen auf dem Balkon, wo die letzten Geranien traurig ihre Köpfe in den Hamburger Regen hängen lassen, und winken, bis das letzte Zipfelchen meiner Büchertasche um die Ecke verschwunden ist. „Vater! Vater! Auto kommt — aufpassen!" ruft Helga aufgeregt, so laut sie nur kann, daß viele Menschen auf der Straße lächelnd stehenbleiben.

Ella ist meine „Sekretärin", meine rechte Hand in der Schule. Sie hilft mir überall, wo ich in technischen Dingen einer Hilfe bedarf, und führt das Klassenbuch nach meinem Diktat. Auf ihre Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit kann ich mich verlassen. Wenn ich mich so rasch in die neuen Verhältnisse einlebte, habe ich ihr vieles zu danken, ihrer wortlosen, selbstverständlichen Hilfsbereitschaft und Umsicht. Niemals aber frage ich sie aus nach ihren Kameradinnen. Da gibt es eine Grenze des inneren Taktes, die ich unbedingt achte.

Die äußeren Schwierigkeiten des Unterrichtens, die einem Außenstehenden als unüberwindlich erscheinen mögen, lösten sich praktisch viel leichter, als ich selbst geglaubt hätte. Sobald ich die Schülerinnen nicht nur nach ihrem Namen und Sitzplatz, sondern auch nach ihrem inneren Wesen genau kannte und der lebendige vertrauensvolle Kontakt zwischen mir und der Klasse sich gebildet hatte, ergab sich die „Unterrichtsmethode" ganz von selbst. War den Mädchen „der blinde Lehrer" in den ersten Wochen etwas Neues, ein Gegenstand interessierten Beobachtens, so gewöhnten sie sich doch sehr rasch daran und nahmen es bald als etwas Selbstverständliches hin. Meine Gewohnheit, nicht still hinter dem Pult zu sitzen, sondern mich im Raum frei und lebhaft zu bewegen, trug auch äußerlich viel dazu bei, sie meinen Zustand vergessen zu lassen.

Für mich ist in jeder Schulstunde das Wesentliche, was mir das Unterrichten überhaupt erst ermöglicht, die volle und ungeteilte Konzentration. Sie richtet sich sowohl auf die ganze Atmosphäre, die in jeder Klassengemeinschaft eine besondere und eingelagerte ist, als auch auf jedes einzelne Menschenkind, das da vor mir sitzt. Wenn ich in die Türe trete, steht blitzartig vor meinem inneren Auge das Bild dieser bestimmten Klasse. Was der sehende Lehrer mit einem Blick überschaut, rufe ich mir durch einen inneren Akt der willensmäßigen Konzentration ins Gedächtnis. Doch sind an diesem Vorgang vor allem auch die Strömungen der Gemütskräfte beteiligt, die die mir anvertrauten jungen Seelen umfassen und tragen.

Die einzelnen in ihrem eigentlichen Wesen kennenzulernen, ist stets meine wichtigste Aufgabe. Seit meiner Verwundung wurde mir die *Hand* ein wertvolles Hilfsmittel, um mir den Kontakt zu ersetzen, den sonst der Blick des Auges schafft. Doch stärker noch achte ich auf die *Stimme*, und aus der Klangfarbe des menschlichen Sprechorgans ersteht mir das Bild des inneren Menschen. Unverhüllt und oft erschreckend deutlich gibt sie mir den Einblick in einen bestimmten Charakter preis. Tausende von Stimmen glitten an meinem Ohr vorüber, doch

jede eigenartig, eigentümlich und unverwechselbar. Noch nach Jahrzehnten kann ich eine Stimme wiedererkennen. Der Klang eines Wortes genügt, um sofort das vollständige Bild des Menschen in mir wachzurufen.

So stark ist diese innere Verbindung, daß ich beim Unterrichten auch ohne ein äußeres Geräusch fühle, wer mitarbeitet, wer sich meldet, wer zum Wort kommen möchte. Immer wieder versuche ich aber auch, die Trägen und Zurückhaltenden heranzuziehen. Sofort aber empfinde ich es störend, wenn einzelne unaufmerksam, abgelenkt sind. Plötzlich fühle ich es deutlich: das Fluidum ist unterbrochen — ich konzentriere mich darauf: dort hinten rechts ist es — jetzt weiß ich, wer es war, und greife ein.

Darin besteht die Kunst des Erziehers, ein unbegrenztes Vertrauen zu der Jugend zu haben, das sie unmittelbar im Guten stärkt, und trotzdem klar und *ohne Illusion* die nüchterne Wirklichkeit zu sehen. Aus der Stimme, die deutlich die Haltung der Schülerin verrät, höre ich, daß sie abliest, anstatt frei vorzutragen. Vielleicht spricht zugleich aus ihrem ganzen Wesen etwas Verhaltenes, ein schlechtes Gewissen. Umheimlich ist es ihnen, sich hier durchschaut zu sehen. Sie rätseln an dem Geheimnis des *„zweiten Gesichts"*, wie sie meine intuitive Beobachtungsgabe nennen.

Ein kleines Erlebnis fällt mir hier ein: Es war in einer Oberklasse, wo mein auf feinste Geräusche reagierendes Ohr, während ich vortrug, ein leises Kratzen vernahm. Eine Schülerin schrieb schnell und hastig — vielleicht hatte sie ihre Lateinarbeit vergessen. „Hanna", sagte ich ganz beiläufig, „nehmen Sie doch eine andere Schreibfeder, das Kratzen stört uns." Ich fühlte förmlich, wie es der Klasse den Atem verschlug. Nach der Stunde kam Hanna in innerer Erschütterung zu mir, um sich zu entschuldigen. Dem großen Mädchen standen die Tränen in den Augen, so tief empfand sie den Vertrauensbruch. In dieser Klasse habe ich nie wieder etwas zu sagen brauchen.

Ich bin mir klar darüber, daß wohl in jeder Klasse eine gewisse Bereitschaft da ist, die Lehrer zu hintergehen. Auch bei dem beliebtesten und fähigsten Erzieher wird gelegentlich einmal etwas Unerlaubtes im Unterricht getan. Die Selbstzucht, die selbst ein älterer, reifer Mensch manchmal nur schwer durchführt, geht oft über die noch ungefestigten sittlichen Kräfte der Jugendlichen im Entwicklungsalter. Doch glaube ich, daß ich in diesem Punkt meinen sehenden Kollegen gegenüber *nicht benachteiligt* bin. Eine ehemalige Schülerin bat ich einmal nach dem Abitur darum, sich mir gegenüber offen und ohne Rücksichtnahme über ihre



Studienrat Dr. Ludwig (Marburg) war vor 1914 Maurer und Bauleiter und bereitete sich zum Besuch der Bauschule vor. Als Kriegsblinder legte er dann das humanistische Abitur ab und wurde Lehrer. Jahrelang hatte er die pädagogische Leitung eines Studienseminars inne und gehört heute der Prüfungskommission für Assessoren an. Ein anderer kriegsblinder Studienrat, der wie die meisten kriegsblinden Philologen kulturkundliche Fächer wie Deutsch, Geschichte und Religion lehrt, berichtet über seine Erfahrungen in unserem Aufsatz.
Foto: Eifert (Marburg)

Beobachtungen auszusprechen. „Wir haben das Mogeln bei allen Lehrkräften immer als durchaus erlaubte Waffe im Existenzkampf empfunden", bekannte sie freimütig, „doch Sie als Kriegsblinden zu hintergehen, sahen wir als eine Gemeinheit an. Wenn eine Neue in unsere Klasse kam, die das nicht sofort begriff, wurde sie von der Klassengemeinschaft schnell eines Besseren belehrt. Die Nachbarin klappte ihr das geöffnete Lehrbuch, aus dem sie ablesen wollte, einfach stillschweigend zu."

All diesen jungen Menschen zu helfen, daß sie sich klar werden über sich selbst und den Sinn ihres Lebens finden, das erscheint mir als die schönste Aufgabe des Erziehers. *Dr. L.*

Kriegsblinde Pfarrer

Daß es kriegsblinde Gemeindepfarrer gibt, wird nur diejenigen unserer Leser wundern, die bei dem Wort „Kriegsblinde" nur an bedauernswerte, irgendwie dem Leben entfremdete Menschen denken, die selber der Hilfe bedürfen, nicht aber anderen Menschen helfen können. Wieviel Segen ist aber von kriegsblinden Pfarrern und Lehrern schon ausgegangen! Wie sehr sind gerade Kriegsblinde berechtigt, zu anderen leidgeprüften Menschen zu sprechen!

„Wie macht er das nur?", so hören wir fragen, „wie findet ein blinder Pfarrer die Kanzel? Wie verhält er sich bei Amtshandlungen?"

Lassen wir zunächst einmal unseren Kameraden Heinz Berner sprechen, der in russischer Gefangenschaft erblindete und — wie schon vor seiner Erblindung — Pfarrer in Schuby bei Schleswig ist. Nach seiner Heimkehr mußte er noch eine schwere Gehirnoperation durchmachen, erlernte dann Blindenschrift und Maschinenschreiben und übernahm 1948 wieder sein Amt. Pastor Berner arbeitet sehr viel unter Zuhilfenahme seines Gedächtnisses. Er lernt die Bibeltexte für den Sonntagsgottesdienst auswendig und prägt sich auch die Leitgedanken seiner Predigt ein, meistens ohne sich Notizen in Blindenschrift zu machen.

Den neugierigen Fragern erklärt er folgendes: „Unter dem Läufer und Teppich in der Kirche habe ich mir eine dünne Leiste anbringen lassen, an welcher ich mich mit meinen Füßen bis zum Altar entlangtasten kann. Die Leiste ist so flach und schmal, daß die geringe Unebenheit des Teppichs vom Kirchenbesucher nicht wahrgenommen wird. Auch unter dem Altarteppich selber befindet sich in Form eines Rechteckes, das nach dem Altar hin offen ist, eine Fußleiste. So merke ich z. B. bei Trauungen, wie weit ich dem Brautpaar entgegengehen kann. Auch weiß ich auf diese Weise immer, ob ich in der Mitte vor dem Altar stehe. Bei der Konfirmation lasse ich die Kinder selbst Namen und Sprüche sagen, eine Notlösung, die bei der Gemeinde als sehr glückliche Neuerung empfunden wurde. Schwierigkeiten habe ich bisweilen nur bei Begräbnissen. Am Grabe müssen mir der Kirchendiener oder meine Frau die Richtung weisen."



Rektor Peter Lessenich, der als Student eingezogen wurde und im Nahkampf an der Ostfront sein Augenlicht verlor, erhielt vom Papst die Erlaubnis, zum Priester geweiht zu werden. Foto: PBD

Besondere Freude macht allen kriegsblinden Pfarrern der Religionsunterricht. Gerade weil sich der Unterricht auf gegenseitigem Vertrauen aufbauen muß — und das wissen Kinder wohl zu werten — ist die Disziplin sehr gut.

Pastor Berner steht mindestens an jedem zweiten Sonntag auf der Kanzel und versieht einen umfangreichen Gemeindedienst, arbeitet mit am Jugendkreis und an einer pädagogischen Arbeitsgemeinschaft von Erziehern der benachbarten Dörfer. Trotz seines harten Schicksals gibt er den Ruf Gottes mit innerster Freudigkeit weiter. Davon zeugt auch ein eindrucksstarkes *Gedichtbändchen*, das Heinz Berner herausgegeben hat und das nach kurzer Zeit in einer zweiten Auflage erscheinen mußte: „Lied der



Der kriegsblinde Pastor Walther Brünger, der an der Diakonissenanstalt Kaiserswerth tätig ist, hat auch auf dem Gebiete der Kirchenmusik besondere Kenntnisse und Fähigkeiten. Hier singt er mit den Diakonissen während einer Unterrichtsstunde. Foto: Stachelscheid

Gefangenen." In ergreifenden Versen wird hier das Erleben, das Durchleiden und innere Überwinden der Gefangenschaft dargestellt.

Ein anderer kriegsblinder Pfarrer, noch nicht 30 Jahre alt, wirkt zur Zeit an der Diakonissenanstalt in Kaiserswerth. Auch er spricht Predigt und Liturgie frei und ohne Unterlage, und er glaubt, daß das Wort Gottes vielfach leichter den Weg zum Herzen der Menschen finde, wenn es gesprochen, nicht gelesen wird. Regelmäßig hält dieser kriegsblinde Pfarrer Walther Brünger Wochenschluß-Gottesdienst im Elisabeth-Krankenhaus, ihm obliegt die seelsorgerische Betreuung von hundert Tb-Kranken dort (er kennt sie an Stimme und Händedruck), er gibt Bibelstunden, auch für zwei Altersheime, und er erteilt Religionsunterricht für Jugendleiterinnen, Diakonissen-Vorschülerinnen und Gartenbau-Schülerinnen. Besondere Freude macht ihm, der gern Geige spielt, die musikalische Ausbildung. Übrigens studiert Pfarrer Brünger seine Bibeltexte in der *griechischen* und *hebräischen* Sprache in der jeweiligen Blindenschrift.

Mit Recht meint er, daß er zu den Kranken ein inniges Verhältnis finde, da das schwere Erlebnis der eigenen Erblindung für die Nöte der Mitmenschen besonders empfänglich mache.

Es gibt auch katholische kriegsblinde Geistliche. Einer von ihnen hat unlängst erst die Weihen empfangen. Es ist Rektor Peter Lessenich in Merten bei Bonn. Ähnlich wie sein Kamerad, der evangelische Pfarrer Berner, hatte auch er durch andere Verletzungen anfangs kaum die Möglichkeit, zu gehen. Sein linkes Bein war im Nahkampf fast zertrümmert worden. Peter Lessenich war Meldestaffelführer des Bataillons (Träger des E. K. 1. Kl.) und hatte im Wolchow-Kessel Kopfverwundungen durch Granatwerfersplitter erhalten. Erst später stellten sich die schlimmen Folgen seiner Verwundungen ein: fast völlige Lähmung und allmähliche Erblindung. Vergebens suchte er die namhaftesten Spezialisten auf. Es besserten sich die Lähmungserscheinungen, doch das Augenlicht erlosch. Ein Freund, der Bischof Legge von Bautzen, erbat für den Kriegsblinden, der schon vor dem Kriege sein theologisches Studium begonnen hatte, die Weihe-Erlaubnis beim Papst, obwohl zu erwarten war, daß Lessenich die Messe nur sitzend würde lesen können. Es war ein großer Freudentag für ihn, als im April 1947 die Erlaubnis des Papstes telegraphisch eintraf.

„Darauf studierte ich", so erzählt Pfarrer Lessenich, „im Priesterseminar in Köln, empfing dort die niederen und höheren Weihen und am 10. August 1948 die Priesterweihe. Seitdem bin ich als Rektor in Merten bei Bonn tätig. Meine Arbeit besteht in der Hausseelsorge des Klosters, des Infektionskrankenhauses und im Religionsunterricht für das hauswirtschaftliche Pensionat. Im Laufe der Zeit wurde ich mehr

---

und mehr in die Tätigkeit eines Pfarrkaplans hineingezogen, so daß ich außer den Krankenversehgängen auch in der Volksschule und in der Berufsschule tätig bin, Arbeiten, die ich mit voller Zufriedenheit der Vorgesetzten und oft zum eigenen Staunen gut leisten kann. Auch die Disziplin der Kinder ist überraschend gut. Mein Führhund, der mich mit großer Treue begleitet, liegt während des Unterrichtes lautlos neben dem Katheder und beobachtet bisweilen mit Luchsaugen die Klasse. Ob die Anwesenheit des großen Schäferhundes den Kindern einen gewissen Respekt einflößt?

Rund 40 Messen beherrsche ich auswendig. Dazu kommt jeden Sonntag eine Predigt, außer den vielen Ansprachen bei besonderen Anlässen. Sehr viel Zeit verbringe ich im Beichtstuhl. *Von weither* kommen die Menschen *mit Autos und Rädern* angefahren, die bei dem blinden oder — wie man hier sagt — „scheelen" Geistlichen beichten wollen — er kann sie ja nicht sehen und nie erkennen, und das scheint vielen angenehm zu sein.

Das alles erfordert viel, viel Zeit und Arbeit. Vier Vorlesekräfte sind mir behilflich, teils bezahlte, teils freiwillige. Eine 70jährige Dame hat noch die Blindenschrift erlernt, um mir durch Abschreiben behilflich zu sein.

Aber der Arbeit ist zu viel geworden, und meine Körperkräfte scheinen nicht sehr lange anzuhalten. So habe ich den Wunsch, mich in mein Heimatdorf in Soller bei Münstereifel zurückziehen und dort die Pfarrstelle übernehmen zu können."

Wer Herrn Rektor Lessenich in der Kirche beobachtet, selbst bei feierlichen Ämtern in der Pfarrkirche, bemerkt keinerlei Unsicherheit und ahnt oft nicht, daß vor dem Altar ein Kriegsblinder steht. Allerdings vermeidet der Pfarrer peinlichst auch die leiseste Handbewegung, die seine Behinderung deutlich machen könnte. „Wir dürfen uns nicht vom Schicksal meistern lassen", so sagt uns Peter Lessenich, „wenn wir überhaupt das Wort Schicksal gebrauchen wollen. Alles ist von Gott geschickt, und *in diesem Geschickten können wir groß und stark werden."*

Kriegsblinde Schuljugend

Schicksale, Ausbildung und Berufsziel unserer jüngsten Kameraden

Die schon Anfang des Krieges begonnene Ausbildung und Umschulung der Kriegsblinden, d. h. der an der Front erblindeten Männer und Frauen, ist nahezu beendet, und doch werden den Ausbildungsstätten immer wieder blinde Kinder, Jugendliche und Erwachsene zugewiesen, die durch den Krieg oder seine Nachwirkungen ihr Augenlicht verloren haben. Nur wenige von ihnen sind im eigentlichen Frontgebiet während des Kampfes erblindet. Sie büßten ihre Augen ein bei den Bombenangriffen in der Heimat, durch durchmarschierende fremde Truppen oder durch Explosionen verborgener Sprengkörper. Lassen wir einige selbst von ihren Erlebnissen erzählen:

Handgranaten gegen Kinder

Herbert Kuczkowski schreibt: Als Sohn des Gärtners Alois Kuczkowski wurde ich am 17. 9. 1935 in Preußisch-Stargard bei Danzig geboren. In Danzig und später in Thorn durfte ich eine glückliche Kinderzeit verleben. Beim Zusammenbruch unseres Landes fand sie ein bitteres Ende. Um nicht den Russen in die Hände zu fallen, die sich von Tag zu Tag unserer Heimat näherten, fuhr meine Mutter mit mir nach Danzig, von wo wir mit dem Schiff weiterflüchten wollten. Mein Vater war inzwischen zum Heeresdienst einberufen worden. Leider erreichten wir Danzig zu spät. Der Schiffsverkehr für Flüchtlinge war bereits stillgelegt. So mußten wir in Danzig bleiben. Da keine freie Wohnung mehr vorhanden war, mußten wir einen Luftschutzbunker beziehen, um die Kampftage zu überstehen. Schon nach wenigen Tagen wurde die Stadt von den feindlichen Truppen erreicht. Wütend tobte der Kampf in den Straßen, doch allmählich zogen sich die deutschen Soldaten zurück und die Russen nahmen Be-



Kriegsblinde Jungen beim Sport in der Blindenschule.
Fotos: Blindenoberlehrer Fischer (Soest)



Der kriegsblinde Schüler im Vordergrund hat im Erdkundeunterricht die Umrisse Afrikas mit Plastilin „gezeichnet". Sein Nebenmann tastet eine Reliefkarte ab.



Was für sehende Kinder die Schiefertafel ist, das ist für diesen kriegsblinden Jungen, Dieter Hain, die Rillentafel mit einem Metallgitter. Mit einem kleinen Stichel drückt er erstaunlich flink die Punkte in das steife Papier, die er dann mit den Fingerspitzen lesen kann.

sitz von der Stadt. Sie kamen auch an unserem Bunker vorbei, in dem sie wahrscheinlich deutsche Soldaten vermuteten, und warfen Handgranaten in den Raum. Viele Bewohner wurden getötet oder schwer verletzt. Ich hatte das Unglück, einen Teil einer Ladung in das Gesicht zu bekommen. So verlor ich meine Augen und wurde auch am linken Arm und am rechten Bein verletzt. Noch ein Jahr blieben wir in Danzig. 1946 wurden wir ausgewiesen. In Westdeutschland hatten wir aber das Glück, meinen Vater wiederzufinden. 1947 trat ich in die Blindenschule Soest/Warstein ein, wurde Ostern 1951 aus der Oberklasse entlassen und befinde mich jetzt in der Aufbauklasse. Mein Wunsch ist es, Stenotypist und Telefonist zu werden. Ich werde mir weiter große Mühe geben, das Ziel zu erreichen, um später im Beruf und im Leben meinen Mann zu stehen.

Fritz Redmer:

Ich bin der Sohn des Bauern Eduard Redmer aus Pinow, Kreis Neustettin, und wurde am 4. 9. 37 geboren. In dem Hause meiner Eltern verlebte ich eine sorglose Kinderzeit. Mit sechs Jahren trat ich in die Volksschule unseres Dorfes ein. 1945 wurde die schöne Zeit leider durch ein großes Unglück unterbrochen. Die Russen waren in unsere Heimat einmarschiert, und die Polen nahmen unser Dorf in Besitz. Eines Tages hütete ich die Kühe, als ein Trupp russischer Soldaten vorüberzog. Sie warfen Handgranaten zwischen die Kühe und dabei wurde ich schwer verletzt. Ich erblindete auf beiden Augen. Bis 1947 blieben wir in unserer Heimat, dann wiesen uns die Polen aus. In Berlin wurde ich operiert, doch hatte es keinen Zweck, ich blieb blind. Vor zwei Jahren kam ich in die Blindenschule und bin jetzt in der Oberklasse. Ich nehme am kirchlichen Unterricht teil und werde nächstes Jahr eingesegnet. Ein Berufsziel habe ich noch nicht.

Wolfgang Bleck:

Als ich vier Jahre alt war, wurde meine Heimatstadt Bochum an den Pfingstfeiertagen 1943 schwer angegriffen. Eine große Bombe fiel auf unseren Hof und zerstörte mehrere Gebäude. Wir befanden uns im Keller, wo die Fenster von dem Luftdruck zersprangen. Zum Unglück bekam ich Splitter in die Augen und wurde zum Krankenhaus gebracht. Es war aber überfüllt und ich konnte nicht aufgenommen werden. Mit meiner Mutter wurde ich sofort nach Mährisch-Schönberg im Sudetenland evakuiert. Ich konnte erst noch etwas sehen, aber mein linkes Auge verschlimmerte sich immer mehr. Die Operation in Breslau gelang nicht, und ich bin seitdem ganz blind. Zwei Jahre blieben wir noch in Mährisch-Schönberg, dann mußten wir vor den vorrückenden Russen zurück nach Bochum flüchten. 1946 kam ich in die Blindenschule und bin jetzt im sechsten Schuljahr.

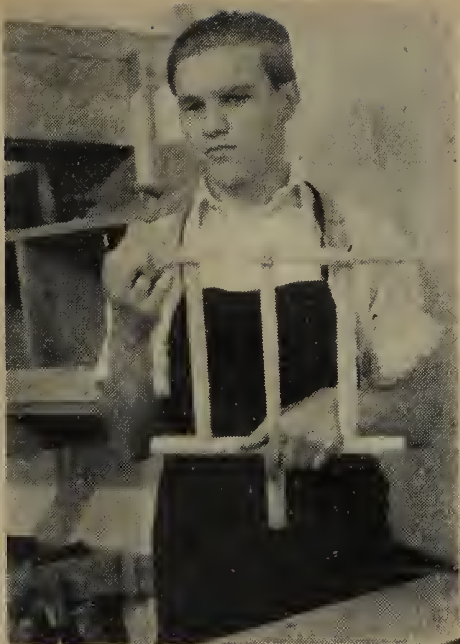
Hochwertige Schulausbildung

Augenblicklich mögen etwa 20 Prozent aller Schüler der Blindenanstalten zu dieser Gruppe Kriegsblinder gehören. In unserer Schule sind es 19 von 85 Schülern. Sie kommen hier in allen Altersstufen mit ganz verschiedener Vorbildung zusammen. Die Kinder werden in eine der Schulklassen eingereiht, die Jugendlichen können bei entsprechender Begabung in die zweijährigen Aufbaulehrgänge eintreten oder mit den Erwachsenen zusammen einen halbjährigen Grundausbildungskursus besuchen. Im Anschluß daran haben sie die Möglichkeit, als Telefonist ($^3/_4$ Jahr) und als Stenotypist ($1^1/_4$ Jahr) oder als Handwerker ausgebildet zu werden.

Die normale Schulzeit beträgt acht Jahre und umfaßt fast die gleichen Fächer wie in der Volksschule der Sehenden. Um das blinde Kind handgeschickt und körperlich beweglicher zu machen, wird großen Wert auf Fröbelarbeiten, Plastilinformen, Basteln und Leibesübungen gelegt. Angefangen von einfachsten kleinen Arbeiten und Übungen, kann das blinde Kind trotz seiner Sehbehinderung gerade in diesen Fächern zu hervorragenden Leistungen gelangen. Entsprechend der stärkeren Einstellung jedes Nichtsehenden auf das Gehör wird viel gesungen und musiziert, und der sehende Besucher, der ein stilles, vielleicht beängstigend stummes Haus vermutet, ist immer wieder erstaunt über die lebhafte Fröhlichkeit bei Gesang, Musik und Tanz.

Das Wissen des blinden Schülers bei der Entlassung aus der Oberklasse entspricht im wesentlichen dem Leistungsstand des sehenden Schulabgängers. Die anschließenden zwei Jahre in den Aufbauklassen vermitteln ihm eine weit darüber hinausgehende Erkenntnis, die ihn befähigt, einen mittleren Beruf zu ergreifen. Stenotypist, Telefonist, Masseur, das sind die beliebtesten Ziele aus den leider so geringen Arbeitsmöglichkeiten. Fleiß, gute geistige und auch technische Begabung, tadellose äußere Haltung und charakterliche Zuverlässigkeit bleiben Grundbedingungen für das Endziel: In den möglichen Arbeiten etwas mehr leisten als der sehende Stellenbewerber!

Blindenoberlehrer Adolf Fischer



In der Bastelstunde hat unser junger Kamerad Sobania einen Wäscheleinenwickler angefertigt, eine saubere, präzise Arbeit, auf die der Junge mit Recht stolz ist.

Und so entsteht ein Roßhaar-Besen

Am Rande der Großstadt, ganz draußen, wo schon die Landstraße sich wieder durch die weiten Felder hinzieht, wohnt ein kriegsblinder junger Kamerad mit seiner Frau und einem reizenden vierjährigen Töchterchen, das uns schon an der Gartenpforte mit einem Sträußchen Blumen überraschte, die es sich in kindlicher Freude am Heckenrand gepflückt hatte.

Droben in seiner Werkstatt trafen wir ihn dann selbst. Er war *Polizeibeamter*, ehe eine heimtückische Fliegerbombe an der Front in Italien ihm zwar das Augenlicht raubte, nicht aber den Lebensmut und den Willen, trotz aller Schwierigkeiten sich eine Zukunft aufzubauen. Im Lazarett in Breslau erlernte er die ersten Handgriffe als Bürsten- und Besenmacher, hatte Unterricht im Schreibmaschineschreiben, und wußte sich überhaupt überraschend schnell mit seinem Leid abzufinden. Denn sonst hätte er nicht die Energie besessen, mit der er den Strapazen gewachsen war, die der Ausgang des Krieges mit sich brachte.

Breslau wurde zur belagerten Stadt, und in beschwerlicher Flucht kam er von Schlesien bis hinauf nach Dänemark. Die weitere Irrfahrt verschlug ihn nach Walsrode in Hannover, wo er dann schon selbst zum Ausbilder kriegsblinder Kameraden wurde, die er in die Kunst des Bürstenmacherhandwerks einweihte. Dann hat unser Freund geheiratet und seinen endgültigen Wohnsitz schließlich in jenem Häuschen gefunden, in dem wir ihn aufsuchten. Hier arbeitet er nun als Handwerker, und wenn es die Zeit erlaubt, dann wird das Tandemfahrrad aus dem Schuppen geholt, und die ganze Familie macht einen Ausflug. Allerdings die Schönheiten der Natur können dem Blinden nicht in gleicher Weise wie uns Sehenden bewußt werden — aber sicherlich in anderer Weise. Danach zu fragen, scheuen wir uns, um nicht eine wunde Stelle zu berühren, deren Heilung gewiß zu den bewundernswertesten Dingen gehört. Denn gerade ein junger Mensch — — aber es soll nicht Inhalt unseres Berichtes sein, darüber zu meditieren. Und im Laufe des Gesprächs begreifen wir auch, daß unsere Scheu nicht angebracht war. Man kann sich mit dem Kriegsblinden auf die selbstverständlichste Art unterhalten, auch über sein Schicksal.

Da saß er nun in der hellen, in einer Stube eingerichteten Werkstatt an der Werkbank, während die Sommersonne durch die Scheiben gerade auf seinen Arbeitsplatz fiel. Er hatte einen umfangreichen *Straßenbesen* in Arbeit. Fast war er fertig damit, und nur noch die überstehenden Spitzen der glasharten Piassavaborsten mußten mit der Bankschere auf gleiche Länge geschnitten werden, damit dieses Werkstück dann dem großen Vorrat auf einem Seitentisch beigefügt werden konnte.

„Ich will Ihnen einmal zeigen, wie ein Roßhaarbesen gemacht wird", sagte er, und nimmt, ohne lange suchen zu müssen, zwei Buchenholzbrettchen zur Hand. Zu jedem Besen gehören ein von 181 bis 220 regelmäßig angeordneten Löchern durchbohrtes Borstenbrett und ein Deckelbrett, in dessen Durchbohrung später einmal der Besenstiel eingefügt wird.

Die Bündelabteilmaschine

Mit tastendem Finger sucht sich unser Freund das erste Loch der Mittelreihe der Durchbohrungen im Borstenbrett. Von einer Drahtrolle, die auf der Werkbank befestigt ist, wird das Ende eines dünnen Messingdrahtes abgespult und durch das Loch durchgefädelt. Dann legt er beides beiseite, um uns nun erst einmal die *„Bündelabteilmaschine"* zu erklären, die (außer der Bankschere zum Beschneiden und Egalisieren der Borsten) die einzige Maschine in seiner Werkstatt ist.

„Früher mußte man ganz und gar nur mit Fingerspitzengefühl aus dem großen Bündel der Roßhaare jeweils so viele herausgreifen, wie für ein Borstenbündelchen nötig sind. Nimmt man zu viele Haare, so lassen sie sich nicht in das konische Loch im Besenbrett einziehen, nimmt man aber zu wenig, so rutschen sie zu tief herein oder kommen gar auf der anderen Seite des Brettchens wieder heraus. Die Länge der Besenhaare würde dann ganz ungleichmäßig werden.



Seit wenigen Jahren erst haben wir die wunderbare Erfindung der Bündelabteilmaschine. Da liegt zwischen zwei senkrechten Metallschienen, von einem Metallplättchen durch Federkraft zusammengepreßt, der auf gleichmäßige Längen geschnittene Roßhaarvorrat. Unter diesem Magazin dreht sich eine Scheibe, die an der Außenkante einen kleinen Greifer hat. Jedesmal, wenn der Greifer von unten an das Roßhaarmagazin herankommt, schnappt er sich genau soviel Haare, wie für ein Bündel nötig ist. Je nach Art und Sorte des Besens und seiner Lochstärke kann man den Greifer in seinem ‚Fassungsvermögen' verändert einstellen."

Weil der Bürstenmacher ja beide Hände für das Einfädeln des Drahtes und das Einlegen der Haarbündel benötigt, ist die Maschine auf *Fußbetrieb* eingerichtet. Ein Tritt auf das Pedal, und schon hat der Greifer an der Scheibe ein



Bündel von der Dicke etwa einer starken Stricknadel aus dem Magazin herausgeholt. Die linke Hand des Blinden erfaßt dieses Haarbündel genau in der Mitte, und in wenigen Sekunden ist es vom Messingdraht umschlungen und mit feinfühligem Zug in das Borstenbrett hineingezogen. Durch den Draht wird jedes Bündel genau in der Mitte *zusammengeknickt*, so daß die Borstenenden des Bündels sich zu einem dichten Pinsel vereinigen, das Mittelstück aber um wenige Millimeter in dem Loch verschwindet.

So geht es weiter, Bündel für Bündel und Stich für Stich, bis die drei mittelsten Reihen der Löcher im Besenbrett voll besetzt sind, wie eine dünne Mähne.

Die Bankschere

Nun müssen bereits das erstemal die Borsten beschnitten werden. Genau 7 Zentimeter lang sollen sie werden. Dafür muß zunächst die Bankschere, die von der Fertigung der Piassavabesen noch auf die Beschneidung längerer Borsten eingestellt ist, auf 7 Zentimeter Schnittlänge eingestellt werden. Es ist gewiß kein Problem, wenn man über sein Augenlicht verfügt, mit Hilfe eines Zollstocks das Anschlagbrett des Messers zu verstellen. Und so lernen wir ein neues Gerät kennen, das dem Blinden die Möglichkeit gibt, mit gleicher Genauigkeit zu arbeiten wie ein Sehender: Sein Zollstock hat auf der einen Seite außer dem üblichen Aufdruck der Zentimetereinteilung im Abstand jedes Zentimeters einen kleinen Nagelkopf, der, aus der Fläche herausragend, leicht zu ertasten ist. So kann der Kriegsblinde mit der erforderlichen Genauigkeit das Messer einstellen, daß im übrigen genau so aussieht wie eine Papierbeschneidemaschine, mit der z. B. ein Photograph seine Abzüge beschneidet.

In kurzer Zeit sind die ersten drei Borstenreihen mit dem Messer egalisiert, und schon hier prägt sich der leicht gewölbte Schnitt der Oberfläche der Borsten aus, der zum Schluß die ganze Fläche des Besens auszeichnet. Ein guter Besen muß nämlich eine schön runde, nach allen Seiten glatt abfallende Oberfläche besitzen.

Berufssorgen

Ja, und dann werden die nächsten Reihen Löcher mit Haarbündeln vollgesteckt, Messingdraht durchgefädelt, festgezogen — wieder und wieder, bis der ganze Besen fertig ist und kein Loch mehr leer geblieben ist. Dabei erzählt uns unser Freund noch mancherlei von den Sorgen seines Berufes. Zuerst einmal machen die immer mehr steigenden Rohstoffpreise Kopfzerbrechen. Vor Beginn des Koreakonfliktes kostete das Kilo Roßhaar, das aus Kanada, Argentinien oder den USA. importiert wird, 14 DM als Rohware. Heute kostet es 32 bis 36 DM. Aber das ist nur die Rohware, die erst gekocht, ausgekämmt, gesäubert, gefärbt und zubereitet werden muß. Bei dieser Vorbereitung ergeben sich noch soviel Abfälle, daß das Kilo verarbeitungsbereiten Roßhaares etwa 45 DM kostet. Für einen Stubenbesen mittlerer Größe benötigt man etwa 120 Gramm Roßhaar. Das sind also schon allein 5,40 DM Materialkosten für die Haare. Kommt noch der Preis der Brettchen dazu, ferner etwa 2,5 Meter Messingdraht, Nägel, Schrauben und der Arbeitslohn für mindestens 40 Minuten angestrengter Arbeit, die für einen Besen benötigt werden! Ein Blinder kann am Tag höchstens 10 bis 12 Besen anfertigen. Da mag sich jede Hausfrau nun selbst ausrechnen, was ein Besen kosten muß, selbst wenn nicht einmal allzuviel Verdienst übrigbleibt.

Und noch eine Sorge bekommen wir zu hören: Es wird leider so sehr viel *Schwindel* getrieben mit angeblichen Blindenwaren. Manchmal gehen ausgesprochene Betrüger von Haus zu Haus und bieten, auf das Mitleid pochend, „Blindenpro-



dukte" an. Meist haben sie keine Ausweise, nie aber den einzig richtigen Ausweis des Vereins „Deutsche Blindenarbeit" mit dem Schutzzeichen: zur Sonne erhobene Hände. Die wirklich von Kriegsblinden gefertigten Waren tragen alle dieses Schutzzeichen der „Deutschen Blindenarbeit" aufgeklebt. Das sollte sich jede Hausfrau merken, um keinem Betrüger ihre Aufträge zu geben. Außerdem trägt die Schutzmarke auch immer noch im Mittelfeld oder durchs Papier der Schutzmarke durchlocht eine Nummer. Das ist die Mitgliedsnummer der betreffenden Werkstatt, in der das Werkstück hergestellt ist. So kann man auch bei eventuellen Reklamationen feststellen, aus welcher Werkstatt ein vielleicht einmal fehlerhaft ausgefallenes Stück stammt. Aber das dürfte kaum je vorkommen, denn unsere Blinden sind Qualitätsarbeiter.

Noch viel Interessantes hören wir, vor allem über die verschiedenen Rohstoffe, die hier Verwendung finden. Überwiegend sind es ausländische Waren: Piassava aus südamerikanischen Palmfasern, die Fibre (eine Faser von mexikanischen Agaven- und Ananasarten), Bassine (eine ostindische Palmblattfaser) und wie die vielen Sorten von Fasern und Borsten nur heißen mögen, nicht zu vergessen die neuen deutschen Kunststoffe, wie z. B. Perlon, aus dem ganz besonders haltbare Borsten gefertigt werden.

Trotz allen Erzählens ist unser Besen immer vollständiger geworden, und nachdem auch der „Bart", die Haarbüschel an den beiden Seitenkanten, noch eingeflochten worden ist, wird das ganze Werk noch einmal unter das Messer genommen, um letzte Feinheiten der dichten Oberfläche der Haare herauszuarbeiten. Immer wieder wird seine Vollkommenheit durch feinfühliges Darüberstreichen geprüft und schließlich für gut befunden. Schnell wird das Deckelbrett mit einem kräftigen Schlag der Faust provisorisch auf dem Borstenbrett mit einem Drahtstift festgenagelt, und schon kann der nächste Besen in Angriff genommen werden.

Wir aber verabschieden uns, um vieles klüger geworden. Denn wer von uns wußte vorher schon, wie so ein Besen entsteht?

Dr. Peter-Paul Wrede

Unsere Arbeitsfürsorge-Organisation:

Aus der Praxis der Handwerkerbetreuung

Die Begegnung mit Blinden ist für mich, der sehen darf, immer wieder ein tiefes Erlebnis. Oft geht man mit einer ganz falschen Einstellung zu diesen Menschen, die das Augenlicht verloren haben und denen man mitleidig und schonend entgegentreten zu müssen glaubt. Anläßlich unseres Besuches beim Landesverband der Kriegsblinden von Rheinland-Pfalz in dem kleinen Vordereifeldorf Kruft, unweit von Andernach am Rhein, überzeugte uns der Verbandsvorsitzende Philipp Nell, ein Kriegsblinder von 1914/18, erneut von der Tatsache, daß Blinde genau so *Menschen sind wie du und ich*, die wir normal sehen können. Sie verfügen über ebensoviel gesunden Menschenverstand, Leistungswillen und Tatkraft wie jeder andere.

Noch eins kommt hinzu: Die Kriegsblinden denken konzentrierter und legen einen Arbeitseifer an den Tag, von dem wir Sehenden uns oft eine Scheibe abschneiden sollten. Der Wille zum Leben und damit vor allem zur Arbeit ist gerade bei den Kriegsblinden am stärksten. Ist für uns Sehende eine berufliche Tätigkeit selbstverständlich, aber oft eine Last, so bedeutet sie für Blinde geradezu eine Lebensnotwendigkeit. Das war die Erkenntnis, die wir von unserem Besuch in Kruft mit nach Hause nahmen: die Kriegsblinden bilden eine zusammenhaltende Gemeinschaft, die in der menschlichen Gesellschaft die ihr zufallenden Aufgaben zu erfüllen bestrebt ist. Ihr Leben meistern sie um so leichter und besser, je mehr sie sich einander unterstützen, und deshalb war es unhaltbar, daß die Organisation der Kriegs-



Ein eigenes Verwaltungs- und Lagergebäude erwies sich für eine zuverlässige Betreuung der Handwerker aus Rheinland-Pfalz als notwendig. Daß dieser Bau jetzt aufgerichtet werden konnte, zeugt von Aktivität und Umsicht.





Rohmaterial aus Übersee kommt an — und Fertigware geht hinaus. Der Leiter der Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft von Rheinland-Pfalz, Philipp Nell — ein Kriegsblinder des 1. Weltkrieges —, prüft sorgsam die Qualität der Rohstoffe, ehe sie an die kriegsblinden Heimarbeiter verschickt werden. Ebenso erhält auch der Vertreter für den Verkauf nur erstklassige Qualitätsware. Jedes Stück trägt das aufgeklebte Schutzzeichen „Deutsche Blindenarbeit". Fotos (4): Gottwald.

blinden von den Alliierten während der Nachkriegswirren verboten wurde — als Zusammenschluß von „Kriegsteilnehmern".

Dem Bund der Kriegsblinden Deutschlands, dessen Landesverband Rheinland-Pfalz 450 Mitglieder angehören, ist es vornehmste Pflicht, jedem Kriegsblinden mit Rat und Tat zur Seite zu stehen und ihm zu helfen. Diese tägliche Hilfe braucht vor allem der Bürstenmacher, dem die Abteilung „Arbeitsfürsorge" zur Seite steht, die in Rheinland-Pfalz ebenfalls vom Landesverbandsvorsitzenden als Geschäftsführer geleitet wird.

Wir können uns als Außenstehende kaum ein Bild von der segensreichen Einrichtung dieser Arbeitsfürsorge für kriegsblinde Handwer-

ker machen. In Kruft fanden wir manche Erklärung auf Fragen, die uns bis dahin fremd waren.

Wie in allen anderen Ländern der Bundesrepublik, so gibt es auch in Kruft eine kaufmännische Einrichtung, die für die in der Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossenen Kriegsblinden das *Rohmaterial einkauft* und später für den *Vertrieb* der gefertigten Waren sorgt. In Rheinland-Pfalz wurden 160 Kriegsblinde zu Handwerkern umgeschult. Sie sind nunmehr als Bürstenmacher und Mattenflechter in Heimarbeit tätig.

Bereits im Jahre 1947 wurde diese Selbsthilfe der Kriegsblinden begonnen, wirklich aus dem Nichts heraus. Seitdem tut sich allerhand. Mit verhältnismäßig wenig Personal — außer dem Geschäftsführer sind seit sechs Monaten 4 Bürokräfte und 3 Lagerangestellte tätig — wird ein umfangreiches Arbeitspensum bewältigt. Auch in der Zweigstelle Neustadt an der Haardt herrscht reges Leben. Dort sind ebenfalls drei Lagerangestellte bei der Arbeit. Bezeichnend für den Kameradschaftsgeist der Kriegsblinden ist es, daß diese Zweigstelle von einem Kriegsblinden *ehrenamtlich* geleitet wird.

Als wir im Krufter Büro anklopften, trafen wir Philipp Nell bei der Erledigung der täglichen Korrespondenz, die sehr umfangreich ist. Auf den Schultern dieses Mannes ruht ein hohes



Die umfangreiche Korrespondenz erledigt Philipp Nell, ein Kriegsblinder des ersten Weltkrieges, zum Teil selbst. Seine Tochter steht ihm dabei als Sekretärin zur Seite, ebenso weitere Schreibkräfte. Die Postausgänge betrugen in einem Jahr für den Landesverband Rheinland-Pfalz nicht weniger als 16 849.

Maß an Verantwortung. Für ihn hat der Tag meist mehr als 10 Arbeitsstunden.

Er sorgt für den Einkauf des Rohmaterials. Borsten, Kokosfasern, Fibre, Bahio verschiedenster Sorten und Güte liegen auf dem Tisch ausgebreitet. Sie werden sorgfältig auf ihre Qualität hin geprüft. Wenn auch der größte Teil der zu verarbeitenden Materialien aus Übersee kommt, so werden dennoch auch inländische, synthetische Borsten, die man sich aus Bayern und Baden anliefern läßt, verwendet. Ständig sprechen Vertreter bekannter Holzfirmen vor. Nell sucht nach Qualität und Billigkeit Bürstenhölzer aus und verteilt die Aufträge.

Es kommt bei der Anfertigung von Hölzern darauf an, daß die Lochbohrungen einwandfrei sind, da sonst die Blinden mit der Herstellung der Bürsten und Besen nicht zurechtkommen.

Der Lagerraum, in dem eingegangenes Rohmaterial sortiert, verteilt und versandt und ebenso fertige Ware verkaufsfertig gemacht wird, ist seit langem für den ständig steigenden Umsatz zu klein, so daß man bald das neue Lagerhaus beziehen wird. Dieses neue Gebäude wurde mit einem Teil des Erlöses der Haus- und Straßensammlung 1949 gebaut. Damit existiert in Rheinland-Pfalz das erste feste Verwaltungs- und Lagergebäude, das von einem Landesverband für Kriegsblinde errichtet wurde. Durch die Vereinigung aller Büro- und Lagerarbeiten an einer Stelle wird ein ergiebigeres Arbeiten erreicht.

Von diesem neuen Haus aus werden zukünftig die zahllosen Fäden zu den Firmen, zu den kriegsblinden Heimarbeitern und zu den Vertreterstäben laufen. Wir als Käufer und Verbraucher begegnen ja vor allem diesen Vertretern, auf deren Geschick viel ankommt. Diese

Vertreter sind übrigens alle (im Gegensatz zu den vielen Schwindlern) mit einem Sonderausweis der „Deutschen Blindenarbeit“ versehen.

Interessant war für uns die Mitteilung, daß ein Kriegsblinder nicht nach Stunden oder nach der Menge gefertigter Stücke bezahlt wird, sondern nach der Zahl der „Löcher“, die er im Laufe des Tages einzuziehen hat, wenn er Bürsten oder Besen herstellt. Für 1000 eingezogene Löcher erhält er 3,50 bis 5,— DM, je nach Schwierigkeit der Arbeit und nach Güte des Materials. Jeder blinde Handwerker erhält sowohl regelmäßig Material wie auch Arbeitsaufträge zugewiesen. Versierte Vertreter sorgen für den Absatz bei Firmen, Behörden und bei Privaten von Haus zu Haus. Täglich gehen, wie wir auch während unseres Besuches feststellen konnten, große Sendungen per Bahn und per Post von Kruft und Neustadt überallhin. Jeder Besen und jede Bürste, jede Matte, die hinausgeht, trägt die *Blindenschutzmarke*, die für besonders gute Qualität bürgt.

Nach einem Rundgang durch das alte und neue Lager verabschiedeten wir uns im Büro, von dem aus die große Maschinerie in Bewegung gehalten wird. Im Zeitraum eines Jahres, so erfuhren wir zum Schluß vom Landesverbandsvorsitzenden, wurden allein für ca. 25 000 DM Rohmaterialien eingekauft. Der Umsatz betrug im Jahre 1950 nicht weniger als 300 000 DM — das bedeutet eine Verdoppelung des Umsatzes von 1949. Allein diese Aufwärtsentwicklung zeugt von der Aktivität der Kriegsblinden und ihrer Führung. Dennoch muß der Umsatz noch weit höher liegen, wenn jeder Bürstenmacher voll beschäftigt sein soll.

Geradezu erstaunlich ist die Vielzahl der verfügbaren Blindenwaren. Der Warenkatalog enthält *188 Artikel*, die von kriegsblinden Handwerkern in Heimarbeit hergestellt werden: Abseifbürsten, Schrubber, Klosettbürsten, Handwaschbürsten, Spülbürsten, Staubbesen, Haarbesen, Handfeger, Teppichbürsten, Schuhbürsten, Kleiderbürsten, Kopfbürsten, Straßenbesen, Kardätschen, Malerpinsel, Ofenrohrwischer, aber auch von Blinden zusammengesetzte Feder-Wäscheklammern, Rohrklopfer und verschiedene Arten von Kokosmatten — es ist hier gar nicht alles zu nennen! Wichtig aber ist, daß all diese Waren qualitätsmäßig als echte Handwerkerarbeit *hervorragend* sind und deshalb auch im Gebrauch viel dankbarer als gestanzte Fabrikware.

Der Fleiß und das Können der Kriegsblinden, die da in ihren Dörfern einsam am häuslichen Arbeitstisch sitzen, steht hinter all diesen Leistungen — die Kriegsblinden wollen beweisen, und beweisen es täglich, daß sie nicht Menschen zweiter Klasse sind.

Willi K. Michels

Etwas über die Vorfahren Ihrer Brille

Einem Kriegsblinden kann zwar die beste Brille nichts mehr helfen, und wenn viele von ihnen eine schwarze Schutzbrille tragen, so tun sie es meist nur, um der Umwelt den Anblick ihrer zerstörten Augen zu ersparen. Aber trotzdem ist gerade unter den Kriegsblinden das Interesse an augenärztlichen Bemühungen und daher auch an allen Dingen der optischen Hilfsmittel sehr rege. Noch mehr aber wird es unsere sehenden Leser interessieren, zu erfahren, woher denn die Brille stammt, die sie auf der Nase tragen.

Bei vielen Dingen unseres täglichen Lebens, die wir als eine Selbstverständlichkeit ansehen, weil sie da sind, machen wir uns ja selten Gedanken darüber, daß sie irgendwann einmal erfunden worden sein müssen, und daß es eine Zeit gab, in der man sich ihrer Nützlichkeit noch nicht bedienen konnte. Wenn man dann aber auf historischen Wegen rückwärtsschreitet, um diesen Zeitpunkt ihres Entstehens zu erforschen, so verliert sich ihr Ursprung oft im Ungewissen und Zeitlosen.



So sah es vor 400 Jahren beim Optiker aus. (Holzschnitt aus dem Ständebuch des Jost Amann, 1568.) Die Brillen haben zwar schon die Form eines Kneifers, dürften aber wohl nicht sehr sicher auf der Nase gesessen haben.

Zuerst war's ein „Beryll"

Fast genau ebenso ist es, wenn wir eine Geschichte der Brille schreiben wollen, jener gläsernen Gebilde, die für unzählige Menschen die Wiedergewinnung der Sehkraft und damit der Arbeitsfähigkeit bedeuten. Schon das Wort „Brille" wird in seiner Herkunft für die meisten Leser eine Überraschung enthalten, denn es stammt von nichts Geringerem her als von jenem Edelstein, der unter dem Namen „Beryll" nicht nur der schmuckfreudigen Weiblichkeit ein bekannter Begriff ist. Diese zuweilen glasklaren Kristalle waren es, die man bereits im frühesten Mittelalter so zu schleifen wußte, daß sie als „Lesesteine" und Vergrößerungsgläser Verwendung fanden.

Aber damit haben wir eigentlich, geschichtlich gesehen, den Anfangspunkt der Brille bei weitem nicht erreicht. Wenn die Vermutungen einiger Altertumsforscher richtig sind, so kann man die ältesten Brillengläser bereits im alten *prähistorischen Troja* feststellen. Bei den Ausgrabungsarbeiten dieser durch Homers Gesänge berühmt gewordenen Stadt, die der deutsche Archäologe Heinrich Schliemann wiederentdeckte, fand man nämlich durchsichtige, geschliffene Kugelsegmente aus Glas, ohne allerdings eindeutig entscheiden zu können, ob man sie im Jahre 2000 vor Christi Geburt als Vergrößerungsgläser benutzt haben mag, oder vielleicht wegen ihrer lichtbrechenden Wirkung und ihres Funkelns nur als Schmuckstücke für Kleidung und Körper. Als optisches Hilfsmittel zum Lesen jedenfalls dürften sie kaum Verwendung gefunden haben, da es damals ja an geschriebenem Lesestoff gefehlt hat.

Wohl aber wissen wir, daß *im späten Rom* man sich bereits der hilfreichen Wirkung der Linse bei Fernsicht bedient haben muß, denn von Kaiser Nero wird erzählt, daß er bei den Vorstellungen im Zirkus Maximus sich eines geschliffenen Edelsteins bediente, um, durch ihn hindurchblickend die so grausamen Schauspiele der Gladiatorenkämpfe ausgiebiger verfolgen zu können, — das nachweislich älteste optische Instrument.

Erst im 11. Jahrhundert begegnen uns die ersten genaueren urkundlichen Aufzeichnungen über richtige Brillengläser, und zwar in einem optischen Lehrbuch eines *Arabers* namens Ibn el Heitham, der die vergrößernde Wirkung der Linsen und Prismen recht genau beschreibt. Sein Werk benutzte der berühmte englische Mönch *Roger Bacon*, um 1267 in seinen natur-

wissenschaftlichen Schriften über das gleiche Phänomen zu berichten. Und dann sind es die Minnesänger, so Albrecht von Würzburg, der im Jahre 1270 in einem Gedicht bei seinen Lesern und Zuhörern den Begriff einer „Berille" in ihrem Zweck und ihrer Wirkung offenbar als bekannt voraussetzt. Abbildungen der „Berillen" aus dieser Zeit besitzen wir allerdings nicht, aber es ist wohl richtig, daß wir uns diese Geräte nur in Form sogenannter „Lesesteine" vorstellen dürfen, also als Lupen, die auf die zu vergrößernde Schrift direkt aufgelegt oder darübergehalten wurden.

Geheimnis aus Venedig

Die ersten wirklichen Brillengläser, die aus *Glas* und nicht aus Edelsteinen geschliffen waren, kennen wir aus Oberitalien. In Venedig, der Stadt der Spiegel- und Glasschleifer, hatte man bereits im 14. Jahrhundert diese Kunst so vervollkommnet, daß man in der Lage war, dünnwandige Gläser zu fertigen. Das Geheimnis des Glasschleifens wurde innerhalb der Zunft mit aller Strenge geheimgehalten, aber trotzdem drang es über die geheimnisumwobenen Wände der Werkstätten hinaus, denn schon im 15. Jahrhundert begegnen wir in Nürnberg einer Brillenmacherzunft. Der älteste deutsche, uns dem Namen nach bekannte Optiker ist der „Parillenmacher Jacob Pfuhlmaier" aus Nürnberg, der in den Urkunden der alten Reichsstadt genannt wird.

Eiserne Gestelle

Damals kamen die sogenannten „Nagel- oder Nietbrillen" auf, bei denen jedes der beiden Brillengläser in einen eisernen Ring eingefaßt wurde, der an einer Stelle einen kleinen, kurzen Stiel hatte. Die beiden Stiele wurden aufeinandergelegt und vernietet, so daß sie sozusagen den Nasensteg der Brille bildeten. Aber die Brillen, die so entstanden, waren absolut flach und in keiner Weise der Kopfform angepaßt. Auch konnte man sie nicht mit Hilfe von Bügeln hinter den Ohren am Kopf befestigen, sondern der Benutzer war gezwungen, sie gleich einem *Lorgnon* sich mit der Hand vor die Augen zu halten.

Erst etliche Jahrzehnte später kam man auf den Gedanken, an den Fassungen der Gläser Bänder oder Riemen anzubringen, die man um den Kopf herumbinden konnte. *„Riemenbrillen"* hießen sie nun. Die Bügel der heutigen Brillen wurden erst sehr viel später erfunden. Der genaue Zeitpunkt steht nicht fest.



Ein Pariser Spottbild aus dem Jahre 1712 von François Ertinger: den Blinden werden Brillen verkauft. Ach, leider gehen die Füße der Blinden nicht sicherer, wenn man Brillen daran befestigt, und auch die größten Gläser helfen nicht erloschenen Augen. Doch mag dieses seltsame und unbekannte Bild, das wir dem Hamburger Forscher Dr. Haupt verdanken, nicht zynisch gemeint sein — es treffen vielmehr Tragik und Komik aufeinander.
Kulturhistorisch interessant ist es übrigens, daß die Blinden alle mit langen Stäben ausgerüstet sind und daß einer von ihnen einen Führhund benutzt, dessen Leine an seinem Handgelenk befestigt ist. Ein interessantes Dokument!

Foto: Bibliothèque Nationale, Paris

Viele berühmte Gelehrte haben sich seitdem mit dem Problem „Brille" befaßt. Der Astronom Kepler zum Beispiel war es, der als erster sogenannte „Menisken", also halbkugelförmige Brillengläser empfahl und zu berechnen versuchte, wobei ihm die unterschiedliche Wirkung konkaver und konvexer Linsen klar wurde. Gebogene Brillengläser erfand erst der englische Arzt Wollaston (1766—1828). Von dem berühmten Philosophen Spinoza wissen wir, daß er sich neben seiner theoretisch-geistigen Arbeit als Brillenschleifer betätigt hat, wenn auch bei ihm weniger der Gedanke optischer Forscherarbeit als vielmehr die Not der Anlaß war.



Trotz riesigster Brille bleibt ein Esel immer noch ein Esel. aber man fällt dennoch gern darauf herein: die Brille wirkt als halber Beweis für Klugheit. Das hat einst auch der spanische Maler Goya gewußt, als er mit dieser Radierung die Ärzte attackierte.

Mit Bedauern allerdings muß man feststellen, daß die schon frühzeitig so hochentwickelte Kunst des Glasschleifens gerade im 18. Jahrhundert in unvorstellbarer Weise in Verfall geriet. Man scheute sich nicht, Brillen anzufertigen, die aus gegossenem Glas bestanden, und die wegen ihrer Schlieren und Blasen eher ein Übel für die Augen waren als ein Heilmittel.

Ein Theologe lehrt die Optiker

Dieser Übelstand gab einem Manne den Anstoß, der für Deutschland zum Vater der modernen Optik und einer über die ganze Welt verbreiteten Industrie werden sollte. Es war der evangelische Theologe und Prediger Johann Heinrich *Dunker*, der am Militärwaisenhaus in Rathenow bei Brandenburg seines Amtes waltete. In mehreren Schriften und Aufsätzen hatte er über die „augenverderbende Art der Brillen" Klage geführt, bis er dann selbst in seiner Freizeit als Optiker zu experimentieren begann. Er sah ein, daß nicht allein die Qualität des Glases, sondern vor allem die Exaktheit des *Schliffes* Voraussetzung einwandfreier Brillengläser sei. Im Jahre 18co gelang es ihm, eine Vielfach-Schleifmaschine zu erfinden.

Nach Erteilung des Patentes suchte er beim König von Preußen um ein Privileg nach für die Herstellung von Brillengläsern und gründete in Rathenow die „Optische Industrieanstalt", später eines der größten europäischen Brillenwerke, die Brillenfabrik Busch AG. in Rathenow.

Aber auch einiger anderer Wissenschaftler soll hier gedacht werden, die sich um die Weiterentwicklung der Brille unsterbliche Verdienste erworben haben. Der Physiker Hermann von Helmholtz, der Erfinder des Augenspiegels, hat in der wissenschaftlichen Berechnung der Brillengläser ebenso Bedeutendes geleistet wie der Augenarzt Ostwalt in Paris, der insbesondere die Durchbiegung der Gläser genauester Berechnungen unterzog. Vergessen seien auch nicht die Verdienste der Zeißwerke in Jena, in deren Laboratorium so weltberühmte Männer wie Professor Abbe mit seinen Mitarbeitern M. v. Rohr und O. Henker um die Wende des Jahrhunderts unermüdlich schaffend und forschend tätig waren, um der Menschheit in der Brille ein Instrument zur Verfügung zu stellen, dessen ganzen Segen wir heute vielleicht schon viel zu selbstverständlich hinnehmen. Was aber täten wir, wenn wir heute noch keine Brille hätten? Fragen Sie einen Brillenträger, der seine Brille verlegt hat.

Dr. Peter-Paul Wrede

Ein Kriegsblinder — in der Telefonzentrale

Erfahrungen eines Verlagsleiters. — Von Emil Groß
Präsident des Gesamtverbandes der deutschen Zeitungsverleger

Zeitungen haben viel zu telefonieren. Da gibt es zu jeder Tages- und Nachtzeit Stadt- und Ferngespräche. So auch im Bielefelder Pressehaus. Da in diesem großen Gebäude neben einem Zeitungsunternehmen ein Druckereibetrieb, eine Buchhandlung, Partei-, Jugend- und Wohlfahrtsunternehmen und eine Baugenossenschaft untergebracht sind, ist ständig ein starker Telefonverkehr festzustellen. Dazu kommt noch, daß an die Haupttelefonzentrale im Pressehaus die Büros des Zeitungsverlegervereins angeschlossen sind. Von diesen Büros werden täglich Dutzende von Ferngesprächen mit vielen Städten im Bundesgebiet geführt. Besonders in den letzten Monaten sind vom Verlegerverein im Zusammenhang mit der Papierkrise übermäßig viele Ferngespräche geführt worden.

Die Telefonzentrale des Bielefelder Pressehauses wird also ungewöhnlich stark in Anspruch genommen. Die personelle Besetzung ist demzufolge die wichtigste Voraussetzung für ein reibungsloses Funktionieren. Von Anfang an stand für die Geschäftsleitung des Pressehauses fest, daß in der Telefonzentrale vorwiegend Kriegsbeschädigte beschäftigt werden sollen. Das ist dann auch seit 1946 geschehen.

Eines Tages machte das Bielefelder Arbeitsamt den Vorschlag, doch auch einmal einen Kriegsblinden in der Telefonzentrale zu beschäftigen. Es wurde daraufhin nach kurzer Probezeit der Kollege Rudi Herter angestellt. Dieser ist nun seit zwei Jahren in seiner Funktion als Telefonist tätig, und es kann hier bestätigt werden, daß in all diesen Monaten *keinerlei Klage* über ihn geäußert wurde. Der Kollege Herter hat sich in sehr kurzer Zeit in seine Aufgabe hineingearbeitet und erfüllt heute seinen Beruf *wie seine anderen Kollegen.* Er kommt morgens pünktlich mit seinem Führhund zum Dienst. Die Telefonapparatur ist mit dem Stift-System versehen. Dadurch kann Herter die einzelnen Telefonanrufe abtasten und kann verbinden. Im Pressehaus berücksichtigt heute niemand mehr, daß Herter Kriegsblinder ist, eben weil seine Dienstleistung *vollwertig* ist. Wir sind überzeugt, daß die auswärtigen Anrufer niemals bemerken, daß sie von einem Kriegsblinden bedient werden.

Da in unserer Telefonzentrale nur Kriegsbeschädigte tätig sind, überlassen wir diesen selbst die Diensteinteilung, damit sie in kollegialer Weise die Wünsche der einzelnen Kollegen berücksichtigen können. Das gilt für den Feiertagsdienst, für die Ferieneinteilung und in Krankheitsfällen. Wir sind mit der Arbeit der Kriegsopfer in unserem Hause sehr zufrieden. Es ist uns bekannt geworden, daß es noch viele arbeitslose kriegsblinde Telefonisten gibt. Auf Grund unserer erfreulich guten Erfahrungen können wir mit gutem Gewissen *anderen Unternehmungen* die Beschäftigung von Kriegsopfern, insbesondere auch von *Kriegsblinden, im Telefondienst nur empfehlen.* Hier gibt es die reale Möglichkeit, die durch den Krieg schwergeprüften Opfer wieder einer sinnvollen Berufsaufgabe zuzuführen.



Durchschnittlich 3 bis 4 Gespräche je Minute laufen bei der Vermittlung des kriegsblinden Telefonisten Herter im Pressehaus auf 10 Amtsleitungen für 95 Nebenstellen ein. Das Gerät arbeitet im Gegensatz zu dem umseitig gezeigten Stöpselgerät automatisch. An Stelle des Aufleuchtens der Glühlampen springen Stifte vor, die rasch ertastet werden. (s. Pfeil)

Kriegsblinde bei der Deutschen Bundespost

Gleich nach dem ersten Weltkrieg stellte die Reichspost Kriegsblinde ein und beschäftigte sie im Postdienst. Im Jahre 1931 erließ das Reichspostministerium eine Verfügung an die Oberpostdirektionen, in verstärktem Maße Kriegsblinde einzustellen. Die Zahl der damals noch unterzubringenden Kriegsblinden war gering, und so erhielten alle Bewerber einen geeigneten Arbeitsplatz. Beschäftigt wurden sie in der Hauptsache bei den Fernämtern, und zwar beim Zahlengeber im Schnellamt. Einige wurden bei den Oberpostdirektionen in der Kanzlei oder einem Referat als Maschinenschreiber beschäftigt.



Bei der Hausvermittlung eines mittleren Postamtes bedient ein Kriegsblinder zuverlässig die Fernsprechzentrale. Kriegsblinde Telefonisten, immer eifrig, immer freundlich, sind die besten Visitenkarten für Behörden und Betriebe. Da der kriegsblinde Telefonist völlig selbständig arbeiten kann, hat dieser Beruf mit Recht sowohl bei unseren Kameraden als auch bei den Arbeitgebern an Beliebtheit in letzter Zeit am meisten gewonnen. Hören und sprechen, das können wir, und vor allem: denken. Leider meint man ja oft, daß ein Kriegsblinder auch geistig nicht mehr so ganz zähle ....

Durch den zweiten Weltkrieg erhöhte sich die Zahl der Kriegsblinden ganz erheblich. Viele fleißige Hände waren durch die Erblindung zum Nichtstun verurteilt, und es galt nun, diesen jungen Kameraden einen Arbeitsplatz zu schaffen. Wiederum war es die Post, die in vorbildlicher Weise Kriegsblinde bevorzugt einstellte. Auch diese Kameraden werden in der Mehrzahl am Zahlengeber beschäftigt.

Wenn Sie, lieber Leser, bei der Inanspruchnahme des Schnellamts eine freundliche Männerstimme hören — „Bitte Amt und Nummer" —, so ist es ein Kriegsblinder. Er sitzt mit seinen sehenden Kolleginnen zusammen und leistet vollwertige Arbeit. So arbeitet auch ein Telefonist in der Hausvermittlung eines Postamts zur vollsten Zufriedenheit der Amtsleitung.

Als Sachbearbeiter im Sozialreferat obliegt mir in erster Linie die Betreuung meiner kriegsblinden Kameraden. Seit einiger Zeit versuche ich, die Arbeitsmöglichkeiten für Kriegsblinde bei der Deutschen Bundespost zu erweitern. So gelang es mir, die noch bestehenden Vorurteile bei einem Fernmeldezeugamt durch praktische Vorführung überzeugend zu beseitigen. Nunmehr sind dort — wie an anderen Fernmeldezeugämtern — zwei Kriegsblinde in der Zerlegeabteilung tätig und leisten vorbildliche Arbeit.

In naher Zukunft werden die Schnellämter mechanisiert und der Zahlengeber wird dann wegfallen. Um den dort beschäftigten Kameraden ihren Arbeitsplatz zu erhalten, werden sie umgeschult und in der *Telegrammaufnahme* eingesetzt. Es sind mit diesem neuen Berufszweig bereits vorzügliche Erfahrungen gemacht worden. Unermüdlich werden neue Wege gesucht, um noch weitere Beschäftigungsmöglichkeiten zu finden.

Verschiedene Dienststellen der Bundespost haben sich in letzter Zeit für die Beschäftigung von Kriegsblinden sehr aktiv eingesetzt, was uns zu großer Dankbarkeit verpflichtet, zumal die Bundespost in der Vielseitigkeit ihrer Arbeitszweige die verschiedensten Fähigkeiten und Möglichkeiten eines Kriegsblinden zur Geltung kommen lassen kann.

Zur Zeit sind bei der Deutschen Bundespost 135 Kriegsblinde tätig. Nach den sozialen Maßnahmen des Bundesministeriums für das Post- und Fernmeldewesen ist zu erwarten, daß noch eine Anzahl weiterer Arbeitsplätze für Kriegsblinde geschaffen wird.

Kriegsblinder Oberpostsekretär W. Schild

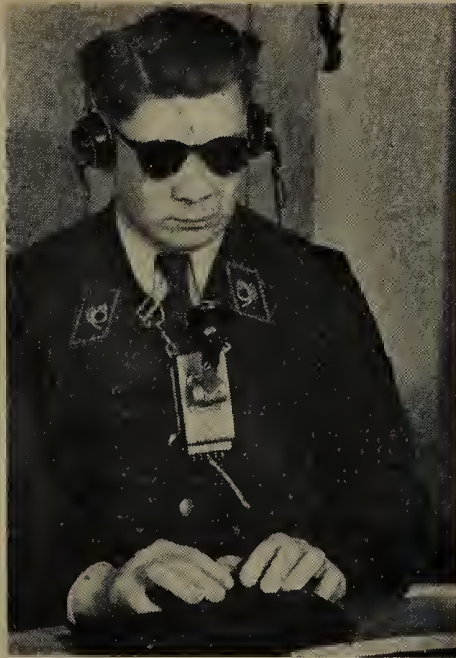
Erfahrungen eines Postamtes

Mit dem ersten Kriegsblinden, der seit nunmehr fünf Jahren in der telefonischen Telegrammaufnahme beschäftigt ist, hat die Deutsche Bundespost die besten Erfahrungen gemacht. Der Amtsvorsteher vom Postamt II in Wunstorf bei Hannover schreibt darüber:

„Um den Einsatz des Kriegsblinden technisch zu ermöglichen, sind die Leitungen für den ankommenden Telegrammverkehr der Telegrammaufnahme Wunstorf auf einen gewöhnlichen Klappenschrank geschaltet. Wird die Telegrammaufnahme auf einer dieser Leitungen angerufen, so fällt unabhängig von der Kennzeichnung des Anrufes am Telegrammaufnahmetisch die der Leitung am Klappenschrank zugeordnete Anrufklappe. Der Kriegsblinde stellt durch Betasten die gefallene Anrufklappe fest und schaltet sich durch Tastendruck in die betreffende Leitung zur Entgegennahme des Anrufes sprechbereit ein.

Nach der Meldung nimmt der Kriegsblinde die durch Fernsprecher aufgelieferten Telegramme mit einer Blindenstenomaschine auf, wiederholt das Telegramm dem Auslieferer und überträgt anschließend den in Blindenschrift geschriebenen Text mit einer Reiseschreibmaschine auf das Telegrammformblatt. Obwohl die Formblätter verschiedene Spalten enthalten, ist es dem Kriegsblinden durch Zählung der Leertasten usw. möglich, die Vermerke *genau* an den dazu bestimmten Stellen einzutragen.

Übertragungsfehler sind bisher noch nicht aufgetreten. Der Auflieferer eines Telegrammes merkt kaum, daß er sein Telegramm einem Blinden diktiert hat."



Als einziger Kriegsblinder, der bei der Telegrammaufnahme eines Postamtes tätig ist, gab dieser Kamerad aus Wunstorf bei Hannover ein Beispiel. Nach mehrjährigen, besten Erfahrungen wurden nun 1951 auch von einer Anzahl anderer Postämter Kriegsblinde mit der gleichen Aufgabe betraut. Das Telegramm, im Kopfhörer aufgenommen, wird zunächst in Blindenschrift auf einen Steno-Streifen geschrieben und von diesem Streifen aus dem Auflieferer sofort vorgelesen. Foto: Boedtger.



An einem großen Fernsprechamt sind 4 Kriegsblinde im Schnellamt am Zahlengeber beschäftigt. Bei der Durchführung eines Schnellgesprächs wird der Teilnehmer nach Amt und Nummer gefragt; hier ist der Kriegsblinde eingesetzt und stellt sicher und schnell die Verbindung her. Es werden an ihn dieselben Anforderungen gestellt wie an seine sehenden Kolleginnen. Die kleinste Unachtsamkeit würde den Telefonverkehr auf das empfindlichste stören.

Aus der Praxis unserer Telefonisten

„Haben Sie Arbeit?" — „Wo sind Sie beschäftigt?" — „Sie sind wohl Korbflechter?" Ein jeder berufstätige Kamerad hat bestimmt diese Frage des öfteren hören müssen. Sagt man aber dem Fragesteller: „Nein, ich bin Telefonist", dann lautet bestimmt die Antwort: „Wie wollen Sie das machen? Sie können doch nicht sehen?" — Nun, sehen können wir zwar nicht mehr, aber hören, sprechen, tasten — und vor allem: unseren Verstand gebrauchen.

Da ist z. B. der Kamerad K., der bei der AEG. in Essen beschäftigt ist. Er konnte diese neue Anstellung bekommen durch seine zweijährige Tätigkeit bei der Firma Krupp, Hauptverwaltung.

Kamerad K. erzählte uns nun so einiges aus seiner Tätigkeit:

Im Oktober 1948 beendete ich die Umschulung. Bei meiner Tätigkeit bei Krupp war eine Zentrale mit sechs Vermittlungstischen. Wenn Anrufe kamen und ich meldete mich, dann kam oft ein hörbares „Gott sei Dank, daß Sie dran sind, bei den anderen bekomme ich die Verbindung doch nicht so schnell". Krupp hatte 15 Amtsleitungen und 400 Nebenstellen.

Durch diese Tätigkeit wurde ich bei der AEG. bekannt, weil auch sie am Krupp-Netz angeschlossen war. Durch den Wiederaufbau erhielt die AEG. eine selbständige Zentrale. Ich bewarb mich, hatte den Vorzug vor drei sehenden Wettbewerbern, und wurde auch eingestellt, obwohl die Einstellung eines Sehenden befürwortet wurde. Man räumte mir zunächst eine 14tägige Probezeit ein. Nach fünf Tagen meiner Probezeit wurde mir schon die feste Anstellung zugesagt. Hier sind fünf Amtsleitungen und 35 Nebenstellen vorhanden.

Und nun *Kamerad F.* (linker Arm fehlt bis zum Kugelgelenk, der rechte Arm steif, bewegungsfähig 120 Grad).

Er ist bei der Stadtverwaltung Essen seit April 1949 beschäftigt. Erwähnenswert ist, daß durch die Leistungen des Kameraden F., trotz seiner schweren Beschädigung, noch ein weiterer *Kamerad H.* bei der Stadtverwaltung eingestellt wurde, dem der linke Unterarm fehlt und der im Besitze von nur zweieinhalb Fingern ist. „Man war von vornherein auf Grund meiner Beschädigung voreingenommen und sträubte sich, mich überhaupt einzustellen. Nach kurzer Zeit aber stellte es sich heraus, daß ein Blinder, auch mit der schwersten Beschädigung, durchaus für diesen Beruf geeignet und brauchbar ist. Es müssen fünf Amtsleitungen und 35 Nebenstellen bedient werden."

Kamerad Fu., welcher seit Dezember 1946 beim Elektrizitätswerk in Essen beschäftigt ist, wurde durch den *Kameraden D.*, der seit Mai 1946 bereits im selben Werk tätig ist, auf Grund seiner Tätigkeit eingestellt. Die Leistungen fanden durch die Direktion Anerkennung, so daß sie die anfallenden Umschulungen zum künftigen Telefonistenberuf *im Werk* gestattete, ein besonderes Vertrauenszeichen und ein Beweis auch für den Geist tätiger Kameradschaft unter den Kriegsblinden.

Wie finden wir uns nun im Beruf zurecht?

Im allgemeinen besteht eine Telefonvermittlung aus Amtsleitungen, der dazugehörigen Abfrageeinrichtung nebst Wählscheibe und Zahlengeber. Die Lichtzeichen werden durch *Blindentaststifte* ersetzt. Nur diese sind im Grunde die Hilfszeichen des Blinden, technisch gesehen. Eine Wählscheibe dürfte jedem bekannt sein, die von rechts mit der 1 beginnend nach links mit der 0 endet. Geht man von der Halteschraube, welche zur Mitte liegt, waagerecht nach rechts, hat man das Fingerloch 1, waagerecht nach links die 7, senkrecht nach oben die 4, senkrecht nach unten die 0. Dieses beschriebene Kreuz kann man leicht auflöten lassen. Dazu kommt an den meisten Geräten die Zugwählscheibe; sie hat rechts von unten nach oben die geraden Zahlen 2—0 und links



„Schlaraffenland" Holzschnitt von Hans Pape

von unten nach oben 1—9. Der Zahlengeber ist je nach Anzahl der Nebenstellen eingerichtet. Die gedrückten Tasten bleiben zunächst in der gedrückten Stellung stehen. Nach Überprüfung drücke ich die 11. Taste (Anlauftaste). Zum schnelleren Arbeiten legt man eine Schiene zwischen die Ziffern 5 und 6.

Empfehlenswert für jeden Telefonisten ist eine Kopfgarnitur. Dadurch hat er beide Hände bzw. die Hand frei zum Bedienen seiner Blindenschriftmaschine, der angefertigten Kartei und des *Fernsprechverzeichnisses in Blindenschrift.* Das Fernsprechverzeichnis wie die Kartei sind unbedingt erforderlich, um schnellstens nachschlagen zu können, z. B. nach Teilnehmern in anderen Orten, geordnet nach Firmen im Karteikasten, die Nebenstellen nach Abteilungen des örtlichen Fernsprechbuches, ebenfalls alphabetisch. Für Nachträge läßt man jeweils zwischen jedem Buchstaben eine Seite frei.

Allerdings mit der Zeit lernt man, Hunderte von Telefonnummern auswendig zu beherrschen. Viele Kriegsblinde haben es darin zu geradezu erstaunlichen Gedächtnisleistungen gebracht und können mit entsprechender Fixigkeit vermitteln. Ein Kriegsblinder geht eben in seinem Beruf völlig auf, weil ihm der Beruf mehr bedeutet als eine lästige Voraussetzung zum Geldverdienen.



Auch beide Hände fehlen dem Kriegsblinden Günter Schirmer aus Berlin. „Aber meinen Verstand habe ich ja behalten", meint er lächelnd. Er gehört zur Turniermannschaft des Schachklubs Wedding, obwohl er in doppelter Hinsicht „blind" spielt. Er sagt seiner Frau, die übrigens vom Schachspiel nur wenig versteht, die Züge an. Sie ersetzt ihm Auge und Hand. Selbst nach vielen Wochen weiß Günter Schirmer abgebrochene Partien noch aus dem Kopf. Es gibt eine ganze Anzahl kriegsblinder Schachspieler, die bei großen Turnieren Erfolge errangen. Blinde benutzen meistens ein abfühlbares Spezial-Steckschach. In Marburg erscheint in Punktschrift eine Schachzeitschrift für Blinde. Gemeinsam mit den Friedensblinden werden große Schachturniere und die deutsche Meisterschaft im Blindenschach ausgetragen.
Foto: Diederichs

Und nun noch ein Erlebnis des Kameraden F:

„Während einer kurzen Abwesenheit wurde die Zentrale von einer Dame bedient. Nach meiner Rückkunft war es sehr still, was mich sehr stutzig machte. Als ich die Zentrale überprüfte, mußte ich feststellen, daß der Wecker abgeschaltet war. Der Grund war mir unerklärlich. Jedenfalls, beim Eintreten in eine der rufenden Leitungen war mit einem Male ein hörbares Aufatmen zu vernehmen: „Gott sei Dank, wo waren Sie denn? Schlaf aus?" Unhöflich zu sein ist nicht meine Art. Ich antwortete mit einem heiteren „Danke schön", hatte aber Gelegenheit, diese Situation dem anrufenden Teilnehmer zu erklären. Man war sehr erstaunt darüber, daß ich ein Blinder sei, und immer wieder mußte ich hören: „Wie können Sie als Blinder so schnell und genaue Auskünfte geben? Und trotz dieser Inanspruchnahme bei Ihnen immer so freundlich sein?" Was sollte ich antworten? Freundlichkeit gehört zwar zur Berufskunst, ist aber vor allem Sache des Charakters.

Diese Unterhaltung bekräftige ich durch ein Erlebnis während meiner Tätigkeit beim Landrat in Glogau in Schlesien, wo ich anfangs bei meiner persönlichen Bewerbung, wie viele andere Kameraden, hören mußte: „Was wollen

Sie dort machen? Sie können es doch gar nicht, Sie sind doch blind."

Als ich aber bat, mir doch Gelegenheit zu geben, räumte man mir die allgemein übliche Probezeit ein. Schon nach acht Tagen, während meiner Einarbeitungszeit, konnte die anleitende Person in ihre alte Dienststelle wieder zurückkehren. Schwierigkeiten, die der Verlust des Augenlichtes uns brachte, wurden durch unauffälliges Einprägen von Rufnummern, vor allem durch *schnelleres Arbeiten* und durch *freundliche Behandlung* der Teilnehmer überwunden. Beim Abfragen der Teilnehmer vernahm ich immer wieder ein freundliches Aufatmen und immer wieder die Frage: „Wie kommt es, daß es jetzt so schnell geht?" Erklären konnte ich es mir dadurch, daß die Zentrale, solange sie durch Sehende bedient wurde, deshalb nicht so gut funktionierte, weil die Telefonisten zwar einerseits sehen konnten, ob alle Amtsleitungen besetzt waren, andererseits aber mit Registrierarbeiten beschäftigt wurden, obwohl nach meiner Erfahrung die Zentrale voll ausgelastet war.

Aber noch eine andere Überlegung scheint mir wichtig: die sehenden Telefonisten sind durchweg nicht so gründlich ausgebildet wie die kriegsblinden Telefonisten, die in ihren Umschulungsstätten auch Einblick in die technischen Zusammenhänge bekommen und auch in anderer Hinsicht eine Spezialschulung für diesen Beruf erhalten. Die sehenden Telefonisten drükken oft ihre Tasten, nur kurz angelernt, ohne viel davon zu verstehen.

Vor allem aber liegt der bemerkenswerte Erfolg bei wohl allen kriegsblinden Telefonisten darin begründet, daß sie ihren Beruf

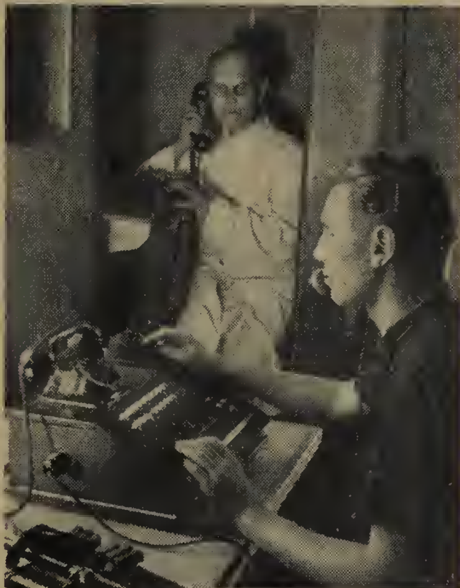
mit Lust und Liebe

ausüben, weil sie in dieser Tätigkeit eine Bestätigung für ihr Daseinsrecht und ihre Selbstachtung sehen. Hier liegt auch die Wurzel für die immer wieder gerühmte Freundlichkeit und Höflichkeit der kriegsblinden Telefonisten.

Wenn nun ein Betrieb bedenkt, daß der Telefonist so etwas wie eine Visitenkarte ist, das Bindeglied zwischen Betrieb und Kunde, so wird er immer gut daran tun, einen kriegsblinden Telefonisten einzustellen. Viele Betriebe haben das inzwischen erfahren und bestätigt. Sie wissen zu schätzen, daß die kriegsblinden Telefonisten nicht nur eine intensivere Berufsausbildung genossen haben, gesteigert bis zum schnellen und schnellsten Vermitteln, nicht nur eine „Grundausbildung" (wie jeder Kriegsblinde), die mit einer sprachlichen Ausbildung verknüpft ist — sie wissen vor allem zu schätzen, daß die Kriegsblinden ja durchweg *früher bereits im Berufsleben* gestanden haben und daher Erfahrungen aus dem Berufsleben mit sich bringen, die sie als Telefonisten immer wieder verwerten können.

Jedenfalls bleibt es unverständlich, wie zögernd und mißtrauisch sich mancherorts die Betriebe verhalten. Gerade bei Telefonisten ist das Nichtsehen alles andere als eine Belastung für den Betrieb. Hier muß noch manches geschehen, um unsere arbeitslosen Kameraden wieder froh zu machen und ihnen eine Lebenserfüllung und neuen Lebensmut zu geben.

Ihr Betriebs- und Behördenleiter, schenkt uns euer Vertrauen! Wir werden euch nicht enttäuschen! *Joh. Dreyer*



Die Ausbildung kriegsblinder Telefonisten geschieht — im Gegensatz zu den meist unausgebildet sehenden Telefonisten — sehr sorgfältig. Unser Foto wurde in der Staatlichen Umschulungsstätte Tegernsee aufgenommen. In einem halbjährigen Kursus lernen hier die Kriegsblinden nicht nur die flinke Beherrschung des Geräts und dessen technischen Aufbau, sondern sie werden auch in mancherlei anderen wichtigen Fächern geschult.

Ob sichtbar oder unsichtbar

Der erste Weltkrieg als die sichtbarste Vorstufe zur leidvollen Entwicklung der Menschheit unseres Jahrhunderts war mit seinen gröbsten Folgeerscheinungen vorüber. Da hielt mich nichts mehr davon zurück, meine liebe baltische Heimat zu besuchen und meinen Freunden zu zeigen, daß ich immer noch gesund, fröhlich und guter Dinge war, wenn ich auch im Kriege das Augenlicht verloren hatte.

Dieses herrliche, beseeligende Gefühl, das doch die Heimat in einem einigermaßen empfindsamen Menschen auslöst! Doch ich will nicht schwärmen, denn das, was ich hier erzähle, hat nichts damit zu tun.

Ich will nur berichten, daß ich mich eines schönen Sommertages an einem Orte aufhielt, der durch eine alte Burgruine gekennzeichnet war — ob er es noch heute ist, kann ich nicht sagen. Wie oft war ich hier als Sehender gewesen, wie sehr hatte ich dabei die Romantik dieses verträumten Fleckchens genossen. Rings vom Wasser eines Sees umgeben, füllte das alte Gemäuer die kleine Insel völlig aus. Ein schmaler und recht langer Damm führte vom Seeufer herüber, hinein in die wunderschön mit grünen Ranken, farbigem Blumenflor und dunklem Moos überzogenen geborstenen Wände und herabgefallenen Trümmer. Dieses ehedem so oft Geschaute überfiel mich auch jetzt mit gleicher Stärke, zumal ich allein war, weil mein freundlicher Begleiter in der weiteren Umgebung einiges erledigen mußte. Er hatte mich zu einem lauschigen Eckchen in der Ruine geführt, das mir vertraut war. Durch eine verwitterte Fensteröffnung in der dicken Ruinenwand hatte sich hier meinen Augen oft ein herrlicher Ausblick auf die Waldufer des Sees geboten.



Im frohen Bewußtsein einer so schönen Umgebung setzte ich mich auf einen bemoosten, sonnenwarmen Granitsockel, lauschte mit versonnenem Ohr auf das Glucksen der Wellen und in die gerade dadurch so besonders tiefe Stille hinein. Nur hie und da kam das Ziepen eines im Schilfschatten dämmernden Wasserhuhnes an mein Ohr.

Ich mochte wohl eine halbe Stunde in diesem Seelenbade geweilt haben, als ich auf dem Damm Schritte hörte. Mein freundlicher Begleiter war es nicht. Dessen Schritte kannte ich. Es mußte ein älterer Mensch sein, der sich auf dem Damm bewegte, denn langsam und schwerfällig schritten diese Füße. Ich kannte ja so ziemlich jeden in dieser Gegend und war recht neugierig zu erfahren, wer um diese Zeit sein mühsames Landtagewerk verlassen konnte. Aber wenn man nicht mehr sehen kann, lernt man Geduld.

Endlich war es soweit. „Gott helfe dir", sagte eine alte, rostige Männerstimme. „Möge Gott dir auch helfen", antwortete ich und fragte: „Wollt Ihr hier auf dem warmen Stein Platz nehmen?" Ein kleines Weilchen zögerte der Mann mit der Antwort, ehe er von meiner Einladung Gebrauch machte. Lange saßen wir schweigend. Da kam mich die Lust an, eine Pfeife Tabak zu rauchen. Bevor ich sie jedoch stopfte, bot ich dem Alten von meinem Kraut an, das nicht einmal so schlecht war. Er lehnte aber mit einem, wie es mir schien, verlegenen kleinen Lachen ab, so daß seine Worte: „Nein, nein, dank schön, es geht nicht!" fast kichernd herauskamen. Ich stopfte und gab mich dem Genusse des Rauchens hin. Da klang unvermittelt die Stimme meines Nachbarn wie aus weiter blauer Ferne zu mir: „Könnt Ihr nicht sehen?"

„Nein“, sagte ich, „ich habe es im Kriege verlernt.“

„Wer seid ihr?“ wollte er wissen. Ich gab ihm Auskunft.

„So, so“, sagte er und schwieg wieder. Dann bemerkte er: „Mich nannten die Leute den Glockenkarl. Als ich sie nicht mehr läuten konnte, kam ich ins Armenhaus.“ Nur um eine Antwort zu geben, meinte ich: „Dann seid Ihr sicherlich recht bejahrt?“

„O ja“, hüstelte er, „so um die hundert Jahr.“

„Bei einem solchen Alter müßt Ihr sicherlich viel erlebt haben“, stellte ich fest. „Das wird wohl so sein, und wenn es Euch gefällt, erzähle ich Euch, wie es dem Fischerpaul erging.“

Ich bin ein Freund von Geschichten, denn man darf sich nicht allein auf die Bücher verlassen, wenn man das Leben kennenlernen will.

„Die Sache war die“, begann der Glockenkarl, „daß der Fischerpaul zweiundzwanzig Jahre gedient hatte und bald entlassen werden sollte. Da kam der Türkenkrieg. Als der vorbei war, konnte Paul nicht mehr sehen. Er hatte mit einem krummen Türkensäbel einen Streich über beide Augen bekommen. Als er hier ankam, wußte man nicht, was man mit ihm anfangen sollte. Da steckte ihn die Gemeinde ins Armenhaus. Er besuchte die Bauern und sprach mit ihnen von den alten Zeiten. Bei einem Fischer lernte er das Stricken von Netzen, die er dann gut absetzen konnte. Oh, er war ein tüchtiger Arbeiter und damals so an die fünfzig Jahr alt! Aber er liebte auch Gottes Welt und lebte in ihr aus der Erinnerung her. Jeder Steg und Steig hier waren ihm vertraut, wenn ihn die kleinen Kinder des Armenhauses geleiteten. Eines Sommertages hatte er sich vom kleinen Sohn einer gebrechlichen Armenhausinsassin hierher führen lassen. Den Kleinen sandte er heim, gab ihm jedoch die Anweisung, ihn nach einer gewissen Zeit abzuholen. Er liebte diese Stelle besonders, denn hier, unter diesem Stein, liegen einige jener, die diesem Lande vor Zeiten das heilige Kreuz gebracht haben. Diese Ritter hier hatten ja wie er gegen die ungläubigen Verächter Christi gekämpft. In solchen Gedanken versponnen, hatte er nun erst spät wahrgenommen, daß ein kühles Wehen den Sonnenuntergang anzeigte. Aber der Junge war noch nicht gekommen! Da versuchte Paul, sich selbst den Weg zu ergründen. Aber vergeblich, es waren zu viele der Hindernisse.



Eben war er wieder zu diesem Stein hier zurückgekehrt, als er Schritte hörte. „Gott sei Dank“, dachte er, „jetzt kommt wenigstens ein Mensch, den ich bitten kann, mir auf den Weg zu helfen!“ Die Schritte kamen näher, aber nur sehr, sehr langsam. Paul stand auf, trat auf das Geräusch zu und sagte: „Gott helfe dir! Willst du nicht so freundlich sein und mich auf den Weg bringen?“

Die Schritte verhielten, aber es erfolgte keine Antwort. Da wiederholte der Blinde Gruß und Bitte. Schließlich vernahm er eine Stimme in einer ihm nur wenig vertrauten Sprache, näm-

lich in der deutschen. Ihr müßt wissen, daß Paul sehr viele Jahre bei den Russen im Militärdienst war. Da hatte er beinahe auch seine Muttersprache vergessen. Dann fühlte er sich am Arm gefaßt und geführt. Er wurde ans Ufer gebracht und noch ein Stück Wegs auf das Armenhaus zu. Wärend der ganzen Zeit verlor sein Führer kein Wort. Jetzt blieb Paul stehen und sagte: „Gott lohne dir deine Mühe!" und griff nach der Stelle seines Armes, an der er die Hand seines Führers liegen wähnte, denn er wollte sie ihm nach dem Brauche küssen. Aber er faßte ins Leere . . .

In diesem Augenblick kam der kleine Junge außer Atem angerannt. Er entschuldigte sich und sagte verwundert: „Ich habe Euch, während ich am Ufer entlanglief, eben gut beobachten können. Wie gingt Ihr so sicher über den schmalen Damm — es ist nicht zu verstehen!"

„Nun, hast du denn nicht gesehen, daß ich von einem Manne geführt wurde, einem Deutschen?"

Der Kleine lachte: „Ihr seid ein Spaßvogel. Bei Euch war niemand. Ich habe es ganz genau gesehen!"

Beim Anhören dieses Berichtes war mir die Pfeife ausgegangen. Man wird es verstehen! Meine Lage kam mir der Pauls recht ähnlich vor, wenn ich auch im Augenblick nicht geführt wurde. Indessen, es gelang mir bald, mich zu beruhigen. Als der Erzähler fertig war, dankte ich ihm für die Geschichte und sagte: „Für uns Blinde kommt es nicht darauf an, ob die, die uns Gutes tun, sichtbar oder unsichtbar sind. Für uns ist alles und jeder unsichtbar. Daher unterscheiden wir nur zwischen denen, die uns wohlwollen und jenen, denen wir eine Last sind, die uns verspotten oder uns in unserer Blindheit zu übervorteilen versuchen."

„So ist es, so ist es!", sagte Glockenkarl, stand auf, verabschiedete sich und ging. Seine Schritte klangen immer ferner, immer ferner, verhallten endlich ganz. Dann klangen neue Schritte auf, energische und schnelle. Es war mein Begleiter, der mich nach besorgten Geschäften abholen kam. Natürlich fragte er mich, ob mir die Zeit nicht lang geworden sei. Da berichtete ich ihm von der angenehmen Gesellschaft, die mir die Zeit vertrieben hatte.

Auf unserem Wege trafen wir den Gemeindeschreiber, einen älteren, freundlichen Herrn, den ich gut kannte. Er freute sich, mich nach vielen Jahren wieder zu treffen. In Rede und Gegenrede waren wir ein Stück der Straße zusammen weitergegangen. Als wir uns verabschiedeten, fragte ich ihn noch nach Glockenkarl. „Ach", rief der Gemeindeschreiber aus, „den kannten Sie auch noch!? Ja, der ist nun auch schon an die zehn Jahre unter der Erde."

Dr. Hermann Thelen

Blind und Plastiker

Zu dem Schaffen des kriegsblinden Bildhauers Jakob Schmitt



Bei der Arbeit an „St. Michael"

Echte Kenner der Bildhauerkunst pflegen bisweilen, mit der Hand tastend über eine Plastik hinzugleiten, weil sie wissen, daß sie oft erst dann alle Feinheiten der Gestaltung in sich aufnehmen können. So mag es manchem nicht gar so verwunderlich erscheinen, daß es Kriegsblinde gibt, die sich als Bildhauer betätigen. Dennoch wird wohl ein Sehender kaum ermessen können, mit wieviel leidvollem Verzicht und mit wieviel oft lähmenden Schwierigkeiten das bildhauerische Schaffen für einen Kriegsblinden verbunden ist. Jedes einzelne geschaffene Werk zeugt von einer unmeßbaren Überwindungskraft.

Der sicherlich hervorragendste kriegsblinde Bildhauer, dessen Werke auch in künstlerischer Hinsicht schärfster Kritik standhalten, der aber darüber hinaus mit einer ungewöhnlichen inneren Ausdruckskraft begnadet ist, ist unser Kamerad Jakob Schmitt aus Mainz. Jakob Schmitt erblindete im 1. Weltkrieg und sieht seit 35 Jahren seinen Lebensinhalt darin, mit der hohen Kunst der plastischen Gestaltung auszudrücken, was ihn bewegt.

Es ist sehr des Nachdenkens wert, was Jakob Schmitt uns selber über seine Einstellung und



„Der Entenfänger", eine Brunnenplastik des kriegsblinden Bildhauers Jakob Schmitt

Als „Hörspielpreis der Kriegsblinden" wird diese Plastik in kleinerer Ausführung dem Autor des besten Hörspiels des Jahres überreicht.



„Mädchen mit Apfel"

Die Arbeiten Jakob Schmitts haben keine eigentliche Schauseite, sie wollen umgangen werden. Das spürt man besonders an dieser in Stuck modellierten Figur, die etwa dreiviertel der Naturgröße hat. In einem vielfältigen, kunstvollen Spiel und Gegenspiel der Bewegung erhält die Gestalt ihren Ausdruck: das Locken und das Versagen, das Hinwenden und gleichzeitig die Abwehr,

Arbeitsweise schreibt: „Das Hörbare und das Tastbare formen dem Blinden die Welt. Von diesen Sinneswahrnehmungen lebt allgemein auch sein berufliches Tätigsein. Doch darf man aus der Tatsache, daß auch Taubblinde berufliche Leistungen von hervorragender Qualität vollbringen, wohl schließen, daß der Tastsinn und das Tastbare für das nach außen wirkende Tätigsein des Blinden nicht weniger wichtig sind als das Hörbare. Die Hand läßt den Blinden die Form erleben, seine Hand ist aber auch fähig, Form zu *schaffen.*

Alles Tastbare ist in irgendeiner Weise Form; es ist darum aber nicht immer auch schon Gestalt. Gestalt wird erst durch die Gesetze des *Maßes* erreicht, durch edle, schöne oder ausdrucksgeladene Form. Von ihr geht etwas aus, ein Unhörbares. Nichtssagende Gestalt ist erfolgloser Aussageversuch, ist eben nicht „Gestalt". Jedes gemachte Ding kann Gestalt sein oder auch nicht.

Auch was der Blinde macht, ist dem unterworfen. Nicht alles, was gemacht wird, muß Gestalt sein. Was aber Gestalt wird, ist erhöht und erhöht das Lebensgefühl des Machers und des Besitzers.

An und für sich verhält sich der Blinde — als ein für Form Erlebnisfähiger — der Form gegenüber nicht anders als auch der Sehende; sie kann ihn ansprechen, er kann sie erschaffen. Allerdings ist in diese Tatsache der ganze ungeheure Komplex der Schwierigkeiten hineinzudenken, der den Blinden bei allen seinen Bewegungen umhüllt. Darin wird auch die Ursache dafür enthalten sein, daß nur wenige Blinde zu Gestaltern von Form, zu Plastikern werden. Ich glaube, daß besonders günstige äußere Umstände zu einer vorhandenen inneren Anlage hinzukommen müssen, um zunächst den praktischen Zugang zu finden und um dann auch der nie endenden Schwierigkeit Herr zu werden. Mein eigenes Berufserleben wenigstens belehrt mich in dieser Weise.

Der kunsthandwerkliche Beruf als Sehender und meine davon ausgehenden Versuche als Blinder führten mich zur Plastik. Dem wäre im einzelnen viel hinzuzusagen, was für die Einhaltung meines Weges wichtig war, aber die Grundentscheidung war doch bereits im glückhaften *Zugang* gegeben. Ebenfalls aus eigener Erfahrung und Überzeugung muß ich noch als grundlegend hinstellen: eine Berufsauffassung, die nicht vornehmlich auf materiellen Erwerb zielt. Das dürfte insbesondere für den Blinden notwendig sein. Materielle Zielsetzungen und Erwartungen sind in solchem Falle äußerst fragwürdig, wenngleich durchaus im Ergebnis möglich, aber sie dürfen mit dem Berufszweck nicht als identisch empfunden werden. Berufszweck ist die Gestalt. Alles andere ist zwar erstrebenswert, aber untergeordnet.

Wer nicht von vornherein diese Haltung einnehmen und dann auch beibehalten kann, dem wird nach meiner Erfahrung und Überzeugung die Aufgabe zu schwer werden. Man muß den Beruf, das Gestalten wahrhaft lieben können. Liebe erweist sich immer an Opferfähigkeit, an Hingabe. Man muß glauben können, berufen zu sein. Man muß glauben können, am rechten Ort zu stehen, auch wenn das streckenweise anders zu sein scheint. Glauben und Lieben trägt und erhält ja den Menschen in allem Höheren. Das kann in diesem Beruf nicht anders sein. Er ist ideeller Natur, kann also auch nur von ideeller Natur gemeistert werden. Das reine Ideal wird vom Menschen allerdings immer nur selten, durchweg nur mit menschlicher Unvollkommenheit *erreicht.* Das muß gerade der erblindete Künstler wissen, und er muß einige Bescheidenheit aufbringen. Selber bescheide ich mich also nun schon 35 Jahre lang damit, einem hohen Ideal zuzustreben, dem ich womöglich dann und wann in mehr oder weniger vollkommener Weise nachgekommen bin — der hohen Kunst der plastischen Gestalt."

Vom Umgang mit Kriegsblinden

Frühmorgens auf der Straße. Meine Frau begleitet mich wie jeden Tag zur Straßenbahn. Vor uns her höre ich Schritte. Schwere tapsende Schritte und leichte Kinderschritte. Auf einmal wispert eine fette Stimme: „Da seht mal her, Kinder, ein Blinder! Man sollte es nicht für möglich halten!" In diesem Augenblick überholen wir die kleine Gesellschaft, und ich kann nicht mehr hören, was die fette Frauenstimme „nicht für möglich" halten will.

An einem Nachmittag bin ich auf dem Heimweg. Ich stelle fest, daß eine Meute von Kindern sich bei mir versammelt hat, und gleich darauf geht es los: „Da kommt ein blinder Mann, der wo nicht sehen kann, blinder Mann, nicht sehen kann . . ." Eben will ich die Ruhe wiederherstellen, da ertönt die Stimme eines kleinen Mädchens: „Seid doch ruhig. Meine Mutti hat gesagt, der blinde Mann kann leicht umfallen, und das wollen wir doch nicht!"

Bei der Arbeit muß ich es immer wieder erleben, daß dritte Personen sich in Fragen, die mich angehen, an die *Vorleserin* wenden. Offenbar sind sie der Ansicht, der Blinde könne auch nicht *hören.* Eine etwas andere Auffassung scheint allerdings jener Herr zu haben, von dem ich mich nach einer Unterredung im Büro mit den üblichen Worten „Auf Wiedersehen, Herr X" verabschieden wollte. Er meinte nämlich: „Das ist kein Gruß für Sie. Für Sie paßt höchstens auf Wiederhören. Also auf Wiederhören, Herr Wiederhörer!" Mit diesen Worten war er verschwunden.



„Der Blinde"
Ein Werk des kriegsblinden Bildhauers Jakob Schmitt

Nicht die Gebärde eines Augenblicks ist es, die diesen Mann wie horchend den Kopf neigen läßt. Blind sind die Augen, aber doch wohnt ein Schauen unter ihren Bögen, das nach innen geht. Das vibrierende Fühlen der Hände strebt gesammelt nach dem Erkennen von Gestalt. Wissende Kraft birgt sich hinter den gereiften Zügen des Antlitzes, mit einer leisen, gebändigten Trauer.

Foto: Willi Kloubert

„Platz machen für einen Kriegsblinden!" Im nächsten Augenblick packt mich der Schaffner in der Straßenbahn unter den Arm und drückt mich auf einen Sitzplatz nieder. Gewiß, der Schaffner hatte es gut gemeint. Auch wollte er mich vermutlich aus dem Wege haben. Und doch wäre es besser gewesen, er hätte mich zunächst gefragt, ob ich sitzen wolle. Ich hätte dann entgegnen können, daß ich lieber außen in einer Ecke stehenbliebe.

Nach dem Kriege meldete ich mich wieder bei der Behörde, der ich früher als junger Assessor



Einst Oberstleutnant und Bataillonskommandeur, heute Kontrolleur in einem Industriebetrieb, das kennzeichnet den Schicksalsweg von Karl Schmuck, der im 1. Weltkrieg bereits ein Auge und im 2. Weltkrieg das zweite verlor. Noch als Kriegsblinder tat er, der Berufsoffizier, bis zum letzten Kriegstag Dienst in der Wehrmacht als Kriegsschullehrer. Die Arbeit im Industriebetrieb, die er in seinem Aufsatz schildert, sagt ihm nicht zuletzt deshalb zu, weil er zwischen beiden Kriegen ein Ingenieurstudium absolviert hat.

zugeteilt war. „Wie stellen Sie sich das eigentlich vor, daß Sie wieder bei uns tätig sein wollen?" Das war die erste Frage des Personalleiters. Ich wies darauf hin, daß ich in Begleitung meiner Vorleserin gekommen sei und daß mir diese auch bei der Behörde vorlesen würde, falls dies nicht eine der zahlreichen Stenotypistinnen übernehmen könne. Nach einigem Nachdenken meinte er: „Beamte, die so sehr auf fremde Hilfe angewiesen sind, wie das bei Ihnen der Fall ist, können wir hier nicht verwenden." Auf meinen Hinweis, daß ich doch schließlich auch an meine Existenz und den Unterhalt meiner Familie denken müsse, entgegnete er, darüber solle ich mir keine grauen Haare wachsen lassen, meine Existenz sei ja durch die Versorgungsrente gesichert. Formell hatte der teuere Herr Personalleiter natürlich recht. Und für das, was in meinem Innern nach dieser Unterredung vorging, war er ja nicht „zuständig". Dem schlimmsten Feinde möchte ich das nicht wünschen, was ich in dieser Zeit des „Antichambrierens" seelisch durchzumachen hatte.

Diesen Beispielen ist eines gemeinsam:

Man hält den Blinden vielfach noch für ein Wesen besonderer Art, das man zwar bemitleiden, dem man aber doch mit einer gewissen Scheu begegnen müsse. Wie liegen nun die Dinge in Wirklichkeit? Gewiß, wir haben den wichtigsten unserer fünf Sinne dem Staate geopfert und können mit Fug und Recht als Ausgleich für den entstandenen schweren Verlust eine Rente beanspruchen. Von dieser Beeinträchtigung abgesehen, unterscheiden wir uns aber in keiner Weise von unserer sehenden Umwelt. Wir sind daher nur dankbar, wenn man uns wie jeden anderen Menschen behandelt und keine unangebrachten Unterschiede anwendet. Wir sind weder wie Schwerkranke anzusprechen und zu behandeln noch wie geistig Zurückgebliebene. Die wichtigste geistige Funktion, der Verstand, arbeitet bei uns ja genau so gut wie bei jedem unserer Mitmenschen.

Wir sind keine Menschen besonderer Art oder gar Menschen, vor denen man sich fürchten müßte! Wenn wir einen Sehenden um eine Auskunft bitten, so sind wir natürlich für eine freundliche Antwort sehr dankbar. Dasselbe gilt für Hilfeleistungen, die wir benötigen, vielleicht sogar, ohne es selbst zu wissen (z. B. beim Überqueren einer Verkehrsstraße). Was wir *nicht* wollen, ist unnötig aufgedrängte Hilfe und unbedachtes, sentimentales Mitleid.

„Der blinde Herr X ist ein Mensch wie alle anderen auch." Von diesem Gedanken sollte jeder Sehende ausgehen. Irgendeine Scheu vor uns ist völlig fehl am Platze. Wie gut der Kriegsblinde sich im täglichen Leben durchsetzen kann, beweisen die vielen Beispiele, die hier in unserem Jahrbuch zu finden sind; nicht zuletzt das Beispiel unseres Bundesvorsitzenden, dem es gelungen ist, sich eine wirklich angesehene Stellung im öffentlichen Leben zu erringen. Aber auch der einfachste Kriegsblinde, der irgendwo auf dem Dorf lebt, still und bescheiden, ist für seine Umwelt ein Beispiel an Haltung und innerem Vermögen. Gerade er aber braucht die Gemeinsamkeit mit seinen sehenden Mitmenschen — beiden Seiten zum Segen.

Die hier geschilderten Begebenheiten sollen vor allem dartun, wie sehr ein *richtiges* Verhalten der sehenden Umwelt uns gegenüber dazu beitragen kann, daß wir uns voll und ganz in dem täglichen Daseinskampfe zu behaupten vermögen.

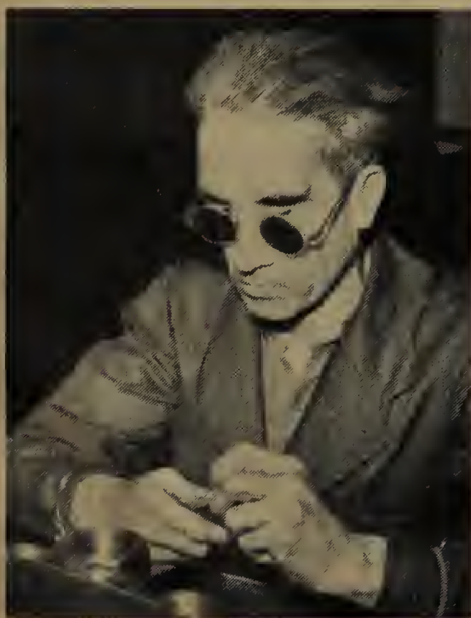
Dr. Kurt Wintterlin

Kriegsblinde über ihren Schicksalsweg:

Tätig als Fabrikarbeiter

Als Fabrikarbeiter? Ja, warum nicht! Allerdings, wenn ich hier von unseren Arbeitsmöglichkeiten in der Fabrik spreche, so denke ich dabei nicht an die zahlreichen Arbeiten, die in jedem Betrieb, gleich welcher Fachrichtung, anfallen, wie das Abzählen und Abpacken von kleinen Dingen aller Art, von der Heftzwecke bis zur Kopfschmerztablette, das Abfüllen von Flaschen und ihr Verschließen mit Schraubkorken und ähnliche Arbeiten, die auch „Oma 80" ohne Brille ausführen kann, wenn man ihr genügend Zeit läßt und sie aus dem Lärm der Fabrik in ihre ruhige Stube versetzt. Nicht als ob ich diese Arbeiten für unwichtig oder gar des ehemaligen Soldaten für unwürdig hielte; ich selbst habe über ein Jahr lang in einer chemischen Fabrik Tabletten für oder gegen alles, was Gott verboten hat, in kleine Schachteln oder Glastuben abgepackt und war zufrieden. Denn jede Arbeit, auch die scheinbar unwichtigste, gewissenhaft und ordentlich ausgeführt, ehrt ihren Arbeiter. Schlechte Verpackung erregt das Mißfallen des Käufers, das sich rasch auch auf den Inhalt der Packung überträgt, mag er noch so gut sein.

Wenden wir uns also „männlicherer" Arbeit zu, die den Mann körperlich und geistig mehr auslastet, ihn also mehr befriedigt. Wie wär's z. B. mit einer „Eisenbude"? Nun, ich arbeite seit fast drei Jahren in einer solchen Fabrik; altes, großes Unternehmen, das in räumlich voneinander getrennten Betrieben feinmechanische Geräte herstellt. In einem dieser Werke arbeite ich als *Kontrolleur*. Ich bin übrigens nicht der einzige Kriegsblinde, der in unserem Werk beschäftigt ist. In der großen Zahl von Schwerbeschädigten aus beiden Kriegen, die in allen Betrieben der Firma arbeiten, sind wir allein drei Blinde. Ein Beweis, daß unsere Firma, um es einmal „ostzonesisch" zu sagen, auch in dieser Hinsicht ihr Soll voll erfüllt. Kein Wunder übrigens, denn ihr Chef ist seit Jahren förderndes Mitglied unseres Kriegsblindenbundes. *Präzisionsarbeit* wird hier gefordert und geleistet. Präzisionsarbeit aber





Ob mit feinsten Lehren oder Dornen Gewinde und Schrauben geprüft werden (wie links bei Henschel in Kassel) oder ob feinmechanische Arbeit mehr mit dem Geschick der Finger geleistet wird (wie rechts bei der Leica-Herstellung), immer ist der Kriegsblinde zuverlässig.

verlangt ständige, scharfe Kontrolle des gesamten Produktionsganges jedes Werkstückes. Und hier ist ein weites Feld für Arbeitsmöglichkeiten des Kriegsblinden. Da wird nicht über den Daumen gepeilt, sondern mit Kaliberdorn und Rachenlehre, mit Stufenlehre und Meßuhr wird den Werkstücken auf den Leib gerückt und ihre vorgeschriebene Maßhaltigkeit laufend Stück für Stück kontrolliert. Da gibt es kein „es kommt nicht so genau drauf an", sondern es kommt vielmehr *sehr genau* drauf an. Millimeter ist für uns überhaupt kein Begriff, hundertstel und tausendstel Millimeter sind sozusagen unser tägliches Brot.

Aber keine Angst, Kamerad, das geht nicht „ins Auge", denn die Meßgeräte werden im Lehrenbau jeweils genau auf die Maße des betreffenden Werkstückes eingestellt, und sie arbeiten zwangsläufig richtig, wenn nur der Kerl, der dahintersitzt, immer darauf bedacht ist, vorschriftsmäßig mit ihnen zu arbeiten.

Du brauchst kein Wunderkind oder Musterknabe zu sein, um das zu können; ich selbst bin es nicht und hatte auch nie den Ehrgeiz es zu sein. Was du mitbringen mußt zu solcher Arbeit, ist ein leidliches technisches Verständnis und Einfühlungsvermögen, straffe Ordnung an deinem Arbeitsplatz, an deinem Meßgerät und seinem Zubehör, eine ruhige Hand und den Willen, saubere und ordentliche Arbeit zu leisten. Keine nervös-ängstliche Hast, aber unentwegte, sorgfältige Arbeit! Die Fabrik ist eine Arbeits- und Produktionsstätte, kein Erholungsheim oder Wohlfahrtsamt. Nach getaner Arbeit brauchst du dann kein Phanodorm, um tief und fest zu schlafen; eine Zigarette und ab und an ein Gläschen Schluck werden dir bekömmlicher sein. Und was das Wertvollste für dich ist: du gewinnst das befriedigende Gefühl, zu deinem Teil verantwortlich mit beizutragen am guten Gelingen der Arbeit.

Unserem Volk und unserem Land zu dienen war unsere beschworene Pflicht als Soldaten. Von dieser Pflicht kann uns keiner entbinden, auch wir selbst nicht. Können wir sie nicht mehr in der Form erfüllen, die wir gelernt haben, nun, so erfüllen wir sie in der Form, in die wir *umgelernt* haben — aber wir erfüllen sie, darauf kommt es an.

So und nur so gewinnen wir das moralische Recht, von Volk und Land auch die Erfüllung der Pflicht *uns* gegenüber zu verlangen.

Und dieses sei zum guten Schluß allen gesagt, die es lesen können und die es angeht: „Wer zeigen soll, daß er reiten kann, der braucht ein Pferd dazu; nun, so gebt uns dieses Pferd."

Karl Schmuck

„Gib uns noch ein paar Ebbeckes!"

Kriegsblinder Lautensänger begeistert sein Publikum

Einen solchen Beifall hat es in diesem Saal schon lange nicht mehr gegeben. Das Publikum ist in eine so von Herzen frohe Stimmung geraten, daß es den grauen Alltag und die Nüchternheit der Straße da draußen zu fürchten scheint — man möchte am liebsten noch stundenlang bleiben und diesen erfrischenden Geist des aus überlegener Weisheit und reifer Menschlichkeit strömenden Frohsinns einatmen, der da von der Bühne wehte. Keine Revue und keine albernen Schwänke oder groben Witze haben das Publikum je so gewinnen können — noch gar sind sie so gewinnreich gewesen — wie die Begegnung mit diesem einen einzelnen Mann dort auf dem Podium, der nur mit seiner Laute, mit seiner Stimme und mit seiner Mimik die Menschen bezaubert hat. Wie ein persönlicher Freund erscheint er jedem der Besucher schon nach wenigen Minuten, und jeder fühlt sich reich beschenkt, denn es wurden in ihm Tore zu einer echten Heiterkeit erschlossen, die in dieser armseligen und von Ängsten geplagten Zeit für immer verrammelt und verriegelt schienen.

Endlich verebben die letzten Beifallsrufe und das letzte Klatschen, und wir stehen diesem seltenen Zauberer gegenüber: und jetzt erst begreifen wir, daß er vor 34 Jahren blindgeschossen wurde.

„Ich war damals Leutnant", sagt *Dr. Hans Ebbecke*, „und es war beim Sturm auf die Vaux-Kreuz-Höhe. Durch Granatsplitter verlor ich meine Augen, nicht aber Kopf und Humor. Aber sprechen wir lieber von was anderem!"

Gern möchte ich mehr von diesem eigentümlichen Leben erfahren. „Mein Leben? Das war ein rechter Zick-Zack-Kurs! Aber wenn Sie unbedingt etwas Näheres wissen wollen — also, ich bin Pfarrerssohn, das ist ja schon immer so eine besondere Sorte gewesen. Jahrgang 93. Das war ein gutes Weinjahr — daher auch so gut gediehen!" Und Dr. Ebbecke klopft sich vergnügt auf die bäuchliche Rundung. In Bruchsal besuchte er bis 1911 das Gymnasium. (Daher das frühzeitige Verständnis für den „Brusler Dorscht" in Lied und in der Praxis. Aha, Jahrgang 93!)

Mit 17 Jahren stand der Primaner zum ersten Male auf dem Podium, mit Liedern zur Gitarre. Viel Beifall gab's, und das erste selbstverdiente Geld. Es folgten Studienjahre in Berlin, Tübingen und Heidelberg, und immer war die Gitarre dabei, immer wieder einmal gab es eine Mitwirkung bei Veranstaltungen und Festlichkeiten mit alten und neuen Volksliedern. Bis der junge Student am 2. August 1914 als Kriegsfreiwilliger in die Armee eintrat.

Als Kriegsblinden finden wir den 25jährigen beim Studium in Heidelberg 1918 wieder. Damals gab es noch so gut wie keinerlei Einrichtung von Umschulung, Berufsberatung oder amtlicher Betreuung. „Aber unser Kriegsblindenbund, der hat mir damals geholfen. Ich erhielt eine Schreibmaschine, ich gewann bald wieder neuen Mut. Skatspiel und Schach wurden wieder meine Liebhabereien und sind es bis heute geblieben. 1921 wurde ich dann als Dr. phil. auf die Menschheit losgelassen."

Das Thema der Dissertation lautete übrigens — und das ist bezeichnend für die echte Liebe zur Sache, die unseren Kameraden Ebbecke bewegt — „Die Anfangsverse im Volkslied". Und das Singen zur Laute? Schon kurz nach dem Kriege war es wieder versucht worden, und zwar in der Heimatstadt. Der Saal war brechend voll, mehr aus Teilnahme an dem harten Schicksal des jungen Doktors. Es sollte ein Trost der Heimat sein, doch — die da trösten wollten, gingen reich beschenkt nach Hause. Es begannen Sängerfahrten durch ganz Deutschland, auch in die Schweiz hinein, ins Elsaß und nach Holland. Immer größeren Erfolg hatte er vor allem mit seinen Scherzliedern, den Moritaten und grauslichen Balladen, und seine aus tiefer innerer



„Wird auch die Welt tagtäglich kunterbunter, die rechten Kerle kriegt sie niemals unter!" — so prägte Dr. Hans Ebbecke, der bekannte kriegsblinde Lautensänger, das Motto seiner Vortragsabende.

Güte quellende Heiterkeit hat bis heute viele, viele Tausende erquickt.

„Seit 1930 bin ich verheiratet", so ergänzt Dr. Ebbecke, „und zwar mit meiner unermüdlich treuen Helferin über die Examensnöte und Studienjahre hinweg. Ein Jahr später übernahm ich eine Staatliche Lotterie-Einnahme in Heidelberg und schränkte die Sängerfahrten ein, um mich in aller soliden Bravheit in das neue Arbeitsgebiet einzuleben. Doch behielt ich ständig Fühlung mit der Kunst und wurde immer wieder zur Mitwirkung bei Veranstaltungen gerufen."

Unvergessen aber soll sein, wieviel Freude Dr. Ebbecke während des zweiten Weltkrieges in Lazaretten und Kliniken gespendet hat, später in Bunkern und auch für die Landser hinter Stacheldraht. Auch bei der Betreuung der jungen kriegsblinden Kameraden, denen die zuversichtliche Heiterkeit des Älteren sehr wohltat, war Dr. Ebbecke immer zur Stelle. Kein Wunder, daß sich dieser einzigartige Sänger gerade unter seinen kriegsblinden Kameraden größter Beliebtheit erfreut. Nichts an seinem Singen erinnert etwa an das grausige „Lache, Bajazzo!", nicht die leiseste Verkrampftheit gibt hier einen Mißton — es ist vielmehr alles an ihm echte Heiterkeit.

Seit zwei Jahren hat er nun seine Sangesfahrten wieder aufgenommen, und Erfolg reihte sich an Erfolg, ob in Frankfurt oder Stuttgart, in München oder Wiesbaden. Wir kennen einige Zeitungskritiken aus allerjüngster Zeit. Es heißt darin z. B.:

„Dr. Ebbecke ist ein Künstler, der spontan auf jeden Menschen wirkt. Wer kann das noch von sich behaupten? Er bleibt volkstümlich, ohne platt zu werden, und hat feine ironische Steigerungsmöglichkeiten, ohne dem Intellektualismus zu verfallen. Darüber hinaus besitzt er in einer registerreichen, vielfältig charakterisierenden Stimme, in einer erschütternd komischen Mimik und in einer köstlichen und humorvollen Art des Lautenspiels Waffen, die jeden Griesgram austreiben. Kurz: er kam, sang und siegte."

Oder: „Ebbecke ist ein Klassiker, ein wirklicher Klassiker des komischen Volksliedes."

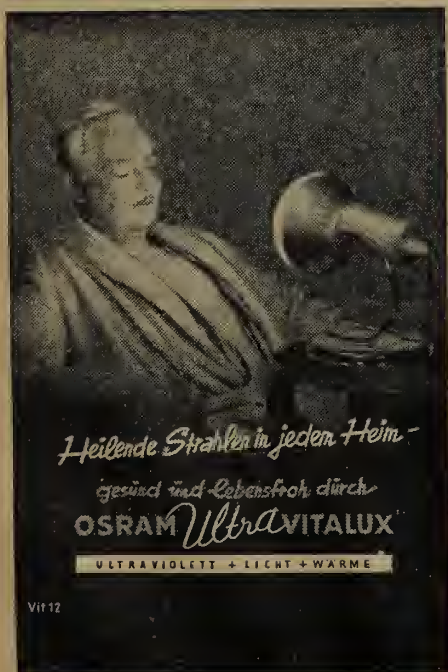
Und schließlich noch eine Stimme: „Das ist Humor, der nicht nur oberflächlich leuchten macht, das singt in dich hinein, das rührt dich an, wenn nichts mehr dich erschüttert. Herrgott, gib uns noch ein paar Ebbeckes oder, wenn du das nicht willst, so schicke uns diesen einen bald wieder, daß er uns wieder mit seiner warmen Fröhlichkeit froh und allem Menschlichen aufgeschlossen macht."

Kriegsblinde erzählen:

Die seltsame Pflaumenernte

Die Pflaumen waren reif. Und Schulte Runkelkamp war gestorben. Gestern noch hatte er am Nachmittag in der warmen Sonne gesessen, war in seiner gebückten Haltung durch den großen Obstgarten gegangen, hatte sich mit seinem Krückstock den Ast eines Pflaumenbaumes herabgeholt und die Früchte probiert. Beim Abendessen hatte er erklärt, daß die Pflaumen nun reif seien und abgenommen werden müßten.

Und heute morgen war Schulte Runkelkamp nicht mehr aufgestanden. Als er zur gewohnten Zeit, so um das zweite Frühstück herum, noch nicht da war, hatte seine Schwiegertochter die kleine Marlies in seine Kammer geschickt, damit sie ihn frage, ob er heute liegenbleiben wolle. Marlies war nach kurzer Zeit wiedergekommen und hatte erklärt, der Opa schlafe noch, eine Hand habe er aus dem Bett hängen, die sei ganz kalt. Marlies hatte versucht, sie auf das Bett zu legen, aber der Arm war ganz steif. Daraufhin ging die Bäuerin selbst in die Kammer und mußte zu ihrem nicht geringen Schrecken feststellen, daß der alte Schulte Runkelkamp tot war.



Sie schickte gleich eine Magd auf den Acker, ihren Mann zu holen. Der kam, konnte auch nichts anderes als erklären, daß der Vater wirklich tot sei, und hatte dann sofort den Braunen vor den Kastenwagen gespannt, um im Dorf alle notwendigen Besorgungen zu erledigen. Unterwegs hielt er bei verschiedenen Bauern der näheren Nachbarschaft an, um sie zur Beisetzung einzuladen.

Vier Bauern bat er, doch die Totenwache zu halten. Es war in jenem Dorf noch Sitte, daß aus der Nachbarschaft jedesmal vier Mann die Nächte, da die Leiche über der Erde stand, bei dem Toten Wache hielten und beteten.

Tatsächlich stellten sich auch alle Gebotenen am Abend ein. Sie sprachen den mehr oder weniger Trauernden ihr Beileid aus. Man schüttete ihnen, der Sitte gemäß, einen, zwei, drei Schnäpse ein und führte sie dann in das große Zimmer, die sogenannte beste Stube. Hier war der Spiegel über dem Sofa verhängt, die große

Die Anschrift
der Hauptgeschäftsstelle vom Bund der Kriegsblinden Deutschlands e. V. lautet:
Bonn, Schumannstraße 35.
Die Anschriften der Landesverbände und Bezirke unseres Bundes finden Sie vorn zwischen den Blättern des Kalendariums!

Standuhr angehalten worden. Aus der einen Ecke, die der Tür gegenüber lag, stand schräg in das Zimmer hinein der Sarg. An seinem Kopfende leuchtete eine Kerze und hüllte den Sarg mit dem darin liegenden Toten in ein ungewisses, flackerndes Licht. Neben der Tür stand ein Tisch mit vier Stühlen, an dem die Männer Platz nahmen. Eine zweite Kerze gab hier ihren kärglichen Schein von sich.

Der Bauer und die Bäuerin verabschiedeten sich bald und wünschten eine angenehme Nacht. Die vier flüsterten eine Zeit zusammen, dann fing einer an, den Rosenkranz vorzubeten. So verging die Zeit unter Beten und Flüstern bis gegen Mitternacht. Als wieder einmal ein Rosenkranz zu Ende war, kam einer auf den Gedanken, daß man sich eigentlich ein paar Pflaumen aus dem Garten holen könne. Er habe sie heute mittag im Vorbeifahren gesehen, wie schön reif sie seien, und weder der Tote noch die Lebenden würden wohl etwas dagegen haben, wenn man sich daran gütlich tue. Zwei seiner Kumpane stimmten ihm zu. Der dritte aber, den sie Wessel nannten, lehnte ab. Er gehe nicht mit, sie könnten ihm ja einige Pflaumen mitbringen. Aber das wollten die anderen auch nicht; wenn er zu faul sei, mitzugehen, dann brauche er auch keine Pflaumen zu essen. Und so gingen sie.

Als sie zurückkamen, die Taschen und die Hüte voller reifer Pflaumen, war Wessel verschwunden. Sein Stuhl lag am Boden, daneben sein Hut, die Kerze am Kopfende des Toten war erloschen. Auf dem Tisch lag Wessels halb ausgerauchte Pfeife, sein Rosenkranz hing an einem Bein seines umgeworfenen Stuhles. Von ihm selbst war keine Spur zu entdecken.

Sie riefen ihn leise, bekamen aber keine Antwort. Die Szene begann auf sie gespenstisch zu wirken. Einer vermutete, daß es dem Wessel doch zu unheimlich vorgekommen sein mochte, allein bei dem Toten zu bleiben. Er sei ihnen wahrscheinlich, durch irgend etwas erschreckt, plötzlich nachgelaufen, habe sich aber nicht die Blöße geben wollen, sich bemerkbar zu machen. Er werde schon wiederkommen.

Damit beruhigten sie sich, setzten sich und fingen an, die mitgebrachten Pflaumen zu verzehren.



Plötzlich schwiegen alle wie auf ein Zeichen hin. Ihre Haare begannen sich zu sträuben, ihre Augen wurden starr vor Entsetzen. Aus der Ecke des großen Raumes, in dem der Sarg stand, ließ sich ein dumpfes, unheimliches Stöhnen vernehmen. Als sie ihre Blicke dorthin richteten, glaubten sie, vor Grauen bliebe ihnen das Herz stehen. Aus dem Sarg streckte sich ihnen eine Hand entgegen, und eine dumpfe, tiefe Stimme stöhnte: „Gebt doch mir auch ein paar Pflaumen mit!"

Da hielt es sie nicht länger in dem Zimmer. Alles im Stich lassend, stürzten sie hinaus, ihre Stühle fielen polternd zur Erde, die Tür schlug der letzte laut hinter sich zu. — Hinter dem Sarg aber kroch Wessel hervor, lächelte verschmitzt in sich hinein, setzte sich an den Tisch und verzehrte die Pflaumen, die er auf diese seltsame Weise geerntet hatte.

Carl Steinberg

Kriegsblinde erzählen:

Auch beim Fischfang bin ich noch dabei

Nur nach getaner Arbeit ist gut ruhen. Das stimmt. Sogar auf einem entlegenen Eifeldörfchen habe ich eine Beschäftigung gefunden. In einer Metallwarenfabrik arbeite ich täglich acht Stunden an Batterieklemmen. Dann freue ich mich auf den Feierabend, besonders jetzt in der warmen Sommerzeit nehme ich gern ein erfrischendes Bad in dem Wasser der Kyll. Die Kyll ist ein kleines Eifelflüßchen. Stellenweise nur eignet sie sich zum Schwimmen. Sie ist fischreich. Forellen, Barben und Weißfische tummeln sich in dem klaren, in munterem Lauf dahinfließenden Wasser. Beliebt und begehrt sind besonders die Forellen mit ihrem feinen zarten Fleisch und die fetten Aale, die zahlreich vorhanden sind. Mit dem Fischreichtum war es in früherer Zeit noch besser bestellt. Durch den letzten Weltkrieg hat der Fischbestand starke Einbußen erlitten. Die Fischerei wird hier nicht berufsmäßig, sondern von Liebhabern als Sport und zur Ausspannung betrieben. Auch als Kriegsblinder versuche ich, mich daran zu beteiligen. In welcher Art und Weise das möglich ist?

Jedes Jahr erwerbe ich einen Fischschein. Die Fischerei wird hier gemeindeweise verpachtet. Der Pächter stellt gegen Entgelt einen Erlaubnisschein zum Fischen in der zur Gemeinde gehörigen Strecke der Kyll aus. Fangarten gibt es verschiedene. Zur Hauptsaison der Fischerei gehören die Sommermonate Juni, Juli und August. Dann ziehen wir bisweilen zu fünf oder sechs los zu einem Fischtreiben. Eine lange Kette mit eingeflochtenem Stroh wird in der ganzen Breite der Kyll von zwei, drei Mann flußaufwärts gezogen. So treiben wir die Fische vor uns her. Oberhalb der Kette wird mit Wurfnetzen geworfen. Ein solches Netz bedeckt ausgeworfen eine Kreisfläche von drei Meter Durchmesser. Bleikugeln am Rand lassen es schnell zu Boden sinken. Fische, die sich unter diesem Netz befinden, wollen entfliehen und geraten dabei in den Fang. Mit der Wurfleine wird das Netz wieder eingeholt.

Bei diesen Fischtreiben setzen sich manche Fische unter Steinen oder auch unter Wasserpflanzen fest, um dem drohenden Verderben zu entrinnen. Mit meinem Stock im Wasser tastend, suche ich hinter den anderen größere Steine auf. Diese liegen meist hohl. Vorsichtig fühle ich mit den Händen darunter. Natürlich sitzen nicht unter jedem Stein die Barben und Weißfische und warten auf mich. Neunundneunzig Steine taste ich vielleicht ab, und unter dem hundertsten habe ich erst Glück und treffe

einen oder auch gleich mehrere an. Behutsam greife ich nun darunter, so, als wollte ich sie nur streicheln, um aber dann im richtigen Augenblick zuzupacken. Der sicherste Griff sitzt hinter den Kiemen, weil man da den besten Halt hat, sonst sind die Fische ja schleimig, schlüpfrig und mit der bloßen Hand nicht zu halten. Ohne langes Zappeln muß nun der Fisch heraus. Um so größere Aussicht besteht dann, noch mehr hervorzuholen.

Außer Barben und Weißfischen können, wenn auch nur selten, Forellen so unter Steinen ihre Zuflucht suchen. Für gewöhnlich lieben sie es ja, im klaren Wasser, das über Kiesel und Steine dahinplätschert, sich aufzuhalten. Ich spüre gleich, wenn ich eine Forelle angetroffen habe. Sie sind noch flinker, glatter und auch scheuer als die anderen. Da muß ich schon Glück haben, aber es ist mir bereits gelungen, die eine oder andere zu fangen.

Auch in den Wasserpflanzen (lange Schlinggewächse), die weite Strecken der Kyll bedecken, suchen die Fische dann Unterschlupf. Darin ist das Fischen für mich leichter und bereitet mir mehr Freude. Da kann ich mich besser auf mein Tastvermögen verlassen, das ja bekanntlich bei Blinden gut ausgeprägt ist. Vorsichtig drücke ich die Wasserpflanzen nieder, flußaufwärts vorgehend. Ich spüre es sofort, eine winzige Bewegung des Fisches verrät es, wenn ich unter den Schlinggewächsen den Rücken eines Fisches berühre. Aufgeregte Übereilung ließe den Fisch meistens wieder die bedrohte Freiheit gewinnen. Von oben drücke ich ihn mit beiden Händen sachte auf den Boden. Dann gilt es kräftig zuzugreifen. So habe ich im vergangenen Jahre eine Barbe von gut drei Pfund gefangen. Das sind aber Ausnahmen. Der größte Teil des Fischbestandes kommt nur auf ein Gewicht von durchschnittlich ein bis zwei Pfund.

An Samstagen oder im Urlaub lege ich ab und zu Nachtangeln aus. Eine Nachtangel besteht aus einer acht Meter langen Schnur. Daran sind an kleinen Schnüren etwa sechs Angeln befestigt, die mit Regenwürmern oder kleinen Lockfischen sorgfältig verdeckt sind. An den Enden der Hauptschnur befestige ich zwei Steine. Damit werfe ich die Angelschnur vom Ufer aus ins Wasser. Sie dienen auch gleichzeitig als Anker, der die Schnur auch dann festhalten muß, wenn der eine oder andere Fisch angebissen hat.

Bei allen meinen Fischzügen begleitet mich meine Frau. Auch sie ist mit viel Freude und Lust bei der Sache. Nicht allein deswegen, weil etwa der Speisezettel dadurch bereichert wird. Die aufgewandte Mühe entspricht nämlich meistens nicht dem Erfolg. Bei Tagesgrauen gehen wir beide, um die Nachtangeln einzuholen. Wenn wir Glück haben, kann auch ein fetter Aal angebissen haben, denn Aale gehen nur in der Nacht auf die Suche nach Würmern, Schnecken und kleinen Fischen, und beim Morgengrauen wühlen sie sich wieder in den Schlamm am Ufer ein.

Im Herbst und im Frühjahr führt die Kyll oft Hochwasser. Ihre Fluten färben sich braungelb. Das ist die Zeit, um mit Hebenetzen auf den Fischfang auszugehen. Da man bei dieser Fangart oft stundenlang an einer Stelle stehen kann, ist es mir auch möglich, sie auszuüben. Ein Netz, drei Meter im Quadrat, ist an seinen Eckpunkten an gebogenen, überkreuzten Haselruten befestigt. Sie hängen an einer langen Stange. An dem ausgesuchten Ort, wo die Strömung nicht so stark ist, lasse ich das Netz einige Minuten im Wasser stehen. Beim Hochheben sinkt das Netz in der Mitte etwas ein. Ein Fisch auf dem Netz macht sich durch sein Schlagen sogleich bemerkbar. Mit größter Vorsicht hole ich das Netz ans Ufer. Oft stehe ich auch stundenlang, ohne ein Stück zu fangen.

Schon vor meiner Erblindung war das Fischen meine Lieblingsbeschäftigung in der Freizeit. Weil ich eben den Fluß von Jugend auf kenne, ist es mir überhaupt möglich, auch jetzt noch an der Fischerei teilzunehmen. Ich betreibe sie nicht zu Erwerbszwecken. Es ist für mich Erholung und eine Quelle, aus der ich Freude und Kraft zu weiterer Arbeit schöpfe.

Matthias Becker

Ein Kriegsblinder als Küchenmeister

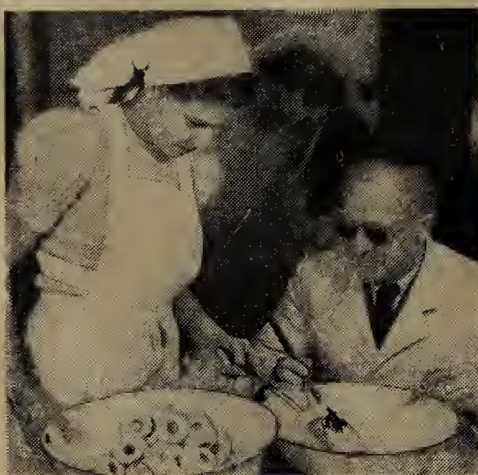
Ein Mehrfamilienhaus in Braunschweigs Außenstadt, unscheinbar, die Außenfront durch die Einwirkungen des letzten Krieges verwittert, das ist die jetzige Heimstätte der Kochschule Jörns, eines der wenigen Unternehmen dieser Art, das weit über die Grenzen des braunschweigischen Landes hinaus Bedeutung erlangt hat.

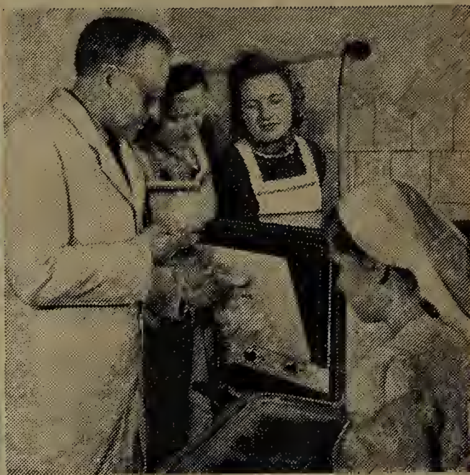
Hier wirkt seit Jahren Emil Jörns, der junge kriegsblinde Küchenmeister und Fachlehrer. In Kassel und zeitweilig in England erfuhr er seine Ausbildung, holte sich im Weltbad Kissingen den letzten Schliff, ehe er einige Zeit vor dem Kriege in den Luxusbetrieben F. W. Borchardts, Berlin, in leitender Stellung tätig war. Dann ging er zur Unterstützung des Vaters nach Braunschweig zurück. Hier erfreute sich die Kochschule Jörns nämlich eines ausgezeichneten Rufes und wurde von eifrigen Kochschülerinnen und jungen, angehenden Hausfrauen aus der Welfenstadt und ihrer ländlichen Umgebung gern besucht. Emil Jörns übernahm daneben auch vertretungsweise den Lehrauftrag in der Berufsschule, wo er den jungen Mädchen die Anfangsgründe von Küche und Tafelwesen beibrachte und sie in die Geheimnisse der Ernährungslehre einwies.

Jäh unterbrach der zweite Weltkrieg diese aufsteigende Linie. Von Anfang an war Emil Jörns dabei, vier Jahre lang auf dem härtesten Kriegsschauplatz der Welt — in Rußlands Einöden und Steppen. Hart und unerbittlich packte ihn der Würgegriff des Schicksals, dreimal wurde er im Laufe der Zeit verwundet, unermüdlich war er immer wieder vorn im Kampf zu finden. Öfter als einmal bewies er dabei einen Mut, den selbst seine Kameraden als außergewöhnlich empfanden.

Aber dann kam das Jahr 1944. Und mit ihm die entscheidende Wende seines Lebens. Ein feindliches Geschoß raubte ihm das Augenlicht. Und am gleichen Tage wurde auch seine einstige Wirkungsstätte unmittelbar von den Kriegshandlungen betroffen, die in der Innenstadt gelegene Kochschule fiel dem Großangriff englischer Bomber zum Opfer.

Es mag fast wie ein Symbol erscheinen, daß Emil Jörns den klugen Rat, den einmal ein Freund seinem Vater gegeben hatte, zum Wahlspruch seines künftigen Lebens machte: „Bürden Sie dem Jungen viel Verantwortung auf!" Obwohl dieser Rat gänzlich überflüssig gewesen wäre. Jörns suchte von sich aus die Verantwortung — und verstand sie zu finden. Der Kriegsblinde, der glücklich war, weil er nicht in einen anderen Beruf umgeschult zu werden brauchte, improvisierte und organisierte sofort und auf eigene Faust. Aus kleinsten Anfängen heraus entstand in einer Privatwohnung die neue Kochschule. Und Jörns junior übernahm, als sei das eine Selbstverständlichkeit, die Vertretung seines Vaters — und er begnügte sich nicht allein damit, in den Beruf des Lehrers einzusteigen, sondern er gab aus eigenem Antrieb ein Buch heraus, das als etwas Außergewöhnliches auf dem Büchermarkt vermerkt wurde, das in Blindenschrift gedruckte Kochbuch für die blinde Hausfrau!





Emil Jörns lehrt die Kochkunst nicht nur theoretisch. Auch bei der Praxis des Zubereitens ist er ein ebenso zuverlässiger wie virtuoser Berater. Übrigens erkennt Jörns seine jeweils 30 Schülerinnen schon nach drei Tagen an der Stimme. Fotos (5): Gertrud Hotze-Joos



Für den Kriegsblinden Emil Jörns ist, wie für viele seiner Kameraden, die Hausmusik die schönste Feierabendfreude. Mit seinen zwei Kindern bildet er ein prächtiges Trio. Jörns, ein angesehener Cellist, spielt oft sehr schwierige Konzertstücke, auch von modernen Meistern wie Hindemith. Bisweilen finden sich bei ihm zum Hauskonzert bedeutende Künstler ein.

Beim Unterricht

Naturgemäß mußte nun der theoretische Unterricht gegenüber der reinen Praxis vorherrschen. Da Jörns es als Vorbedingung zur erfolgreichen Leitung einer Fachschule ansah, seine Kenntnisse ständig zu vervollkommnen und dem neuesten Stande anzugleichen, vervollständigte er sein ohnehin reiches Wissen aus Punktschriftbüchern. Die Grundlage für seinen Unterricht bildet die Vitaminlehre von Professor Venzmer.

Während man im allgemeinen glaubt, zehn Jahre zu brauchen, um eine ordentliche Köchin zu werden, lehrt Jörns seine Schülerinnen in nur drei Monaten das Kochen und dazu alles, was sonst noch zu einer perfekten Hausfrau gehört.

Seine einleitenden Vorträge beschäftigen sich mit dem Material und geben zum Beispiel über den Nährwert der Speisen genaue Anhaltspunkte. Sodann erfolgt das tägliche Diktat der Rezepte, 515 an der Zahl. Bei ihrer Ausarbeitung wurden alle Bedürfnisse berücksichtigt, die einfache bürgerliche und die sogenannte feine Küche. Sämtliche Rezepte sind mehrfach erprobt. Diese Rezepte bilden die Hauptgrundlage für den Unterricht und erfordern zeitlich ein Vierteljahr zur Durchnahme, geben also das Lehrmaterial für einen Kursus. Zur Anschauung verwendet Jörns dabei Fisch- und Schlachtfleischtafeln, die er durch die einzelnen Schülerinnen erklären läßt.

Den Außenstehenden wird der Unterricht vielleicht schwierig erscheinen, da sich für den Lehrer, bedingt durch seine Kriegsblindheit, Schwierigkeiten im Kontakt mit den Schülerinnen — stets über dreißig an der Zahl — bei der Aufsichtsführung sowie bei der Teilnahme am Unterricht durch die Schülerinnen ergeben könnten. Doch hat sich Emil Jörns gewisse Erfahrungsgrundsätze zu eigen gemacht, die ihm die notwendige Autorität gewährleisten. Hinzu



Seine u. a. bei Borchardt (Berlin) gesammelten Küchenerfahrungen gibt Emil Jörns als anerkannter Fachlehrer an seine Schülerinnen weiter. Beim Diktieren der Rezepte hilft ihm seine mit den Fingerspitzen zu lesende Niederschrift. Er hat ein Kochbuch in Punktschrift für blinde Hausfrauen herausgegeben.



An einem schon gedeckten Tisch schmeckt es doppelt gut, und so ist die Kunst des Tafeldeckens kein unwichtiges Lehrfach in der Kochschule Jörns. Schon die Technik des Serviettenfaltens, die Jörns meisterhaft versteht, will erst gelernt sein. Geschickt fühlt Emil Jörns ab, ob seine Schülerinnen die Aufgaben richtig erledigen.

kommt sein enormes Gedächtnis, das ihm eine wesentliche Stütze darstellt. Dank seines ausgezeichneten Gehörs ist er schon drei Tage nach dem Beginn eines neuen Lehrgangs mit absoluter Sicherheit in der Lage, jede einzelne Schülerin genau zu erkennen. Selbst das Ministerium hat ihn deshalb ohne Bedenken als Fachlehrer bestätigt.

Neben dem theoretischen Unterricht läuft die praktische Arbeit in der Küche einher. Sie obliegt zwar auch heute noch in erster Linie dem Vater. Doch greift Jörns junior sogleich am Herd ein, wenn sein Vater mittags Unterricht in der Berufsschule erteilt. Mit Hilfe der Blindenuhr — Jörns läßt streng nach Zeit kochen und backen — und durch Umfrage bei seinen Schülerinnen erfaßt er mit intuitiver Sicherheit den Zeitpunkt des Garseins, ohne sich bisher ein einziges Mal geirrt zu haben. Ebenso demonstriert er virtuos das Schneiden von Zwiebeln und Gemüsen mit dem Messer, das allen im Anfang besondere Schwierigkeiten bereitet.

An der Tafel

Da der Anblick einer schön geschmückten Tafel als beredte Aufforderung wirkt, sich gern an ihr niederzulassen, und weil ein freundliches Zimmer, weißes Tischzeug und Blumen oder Kristallschalen in hohem Maße dazu beitragen, sich nicht nur bei festlichen Gelegenheiten, sondern auch im engen Familienkreis und bei bescheidenem Mahle überaus wohl und behaglich zu fühlen, zählen zu den weiteren Unterrichtsfächern Tafeldecken, Servieren und Serviettenbrechen. Der Lehrer gibt die Anweisungen, kontrolliert ihre Ausführung und befühlt jede Serviette einzeln, um die Fehler zu berichtigen, die sich aus unrichtigem Falten ergeben.

Besondere Aufmerksamkeit muß auch den Weinen geschenkt werden, zumal bekanntlich die Temperatur der Weine für die Entfaltung des Buketts von äußerster Wichtigkeit ist. Auch in diesem Lehrfach gibt Emil Jörns wertvolle Winke.

Kopfzerbrechen bereitete dem Schulleiter im Anfang die Verwertung der hergestellten Gerichte und Backwaren, da die beschränkten Räume die Angliederung eines Mittagstisches nur in geringem Umfang zuließen und auch die Herstellung von Essen für private Geselligkeiten aus zeitbedingten Gründen unterbleiben mußte. So entschloß man sich, die Schülerinnen selbst die von ihnen hergestellten Gerichte verzehren zu lassen. Dabei wird jede Mittagstafel festlich gedeckt, das Anrichten der Speisen erfolgt auf Silberplatten, so daß gleichzeitig praktisch gezeigt werden kann, was vorher der theoretische Vortrag brachte.

Kochbuch für blinde Hausfrauen

Neben seiner Berufsarbeit begann Emil Jörns im Jahre 1948 die Bearbeitung eines Kochbuches für die blinde Hausfrau. Zwar gab es bereits ein solches Werk in Punktschrift, dessen Inhalt sich jedoch lediglich in der Wiedergabe von Rezepten erschöpfte, die wahllos und willkürlich aus Zeitungen und Hausfrauenzeitschriften zusammengetragen waren. Jörns hat das Buch vollkommen neu gestaltet. Grundlage bildeten in erster Linie seine 500 erprobten Rezepte, die er während seiner Auslandstätigkeit vor dem Kriege gesammelt hatte. Vieles, das in einem normalen Kochbuch selbstverständlich erscheint, zum Beispiel die Angabe der Farben, war naturgemäß umzuarbeiten. Jörns junior setzte sich mit erfahrenen blinden Hausfrauen zusammen und erfaßte hierbei insbesondere praktische Hinweise über Mängel, die sich infolge des fehlenden Augenlichts herausgestellt hatten und zu umgehen waren. Diese Ratschläge und Anregungen machen das Buch, dessen erste Auflage im Jahre 1949 im Verlag des Vereins zur Förderung der Blindenbildung in Hannover-Kirchrode in Punktschrift erschienen ist, für den praktischen Gebrauch durch die blinde Hausfrau so besonders dienlich und wertvoll. Emil Jörns ist außerdem ständiger Mitarbeiter der „Frauenwelt", einer in Punktschrift erscheinenden Frauenzeitschrift für Blinde, und redigiert hier die Hausfrauenecke, deren Kochrezepte und häusliche Winke regen Anklang finden.

Abends am Cello

In seiner Freizeit widmet sich Emil Jörns mit Hingabe der Musik, die ihm die Entspannung und Kraft gibt, sein schweres Los mit Freude zu ertragen. Er beherrscht die Kunst des Cellospiels bis zur Vollendung und bildet mit seinen beiden ältesten Kindern ein Trio, das recht gute Hausmusik zu Gehör bringt und auch in Fachkreisen Anerkennung findet. Meister Jörns' Repertoire ist groß, umfaßt Sonaten und Konzertstücke — alles spielt er aus dem Gedächtnis. Auch die Werke der Modernen (Hindemith) gehören zu seinen Glanzstücken. In seinem Vater, einem altbekannten Musiker, der auch mit eigenen Kompositionen hervorgetreten ist, hat er einen ausgezeichneten Lehrmeister, der ihm Blatt auf Blatt vorspielt und Noten und Vorzeichen erklärt, während er so lange wiederholt und übt, bis sich alles in seinem Gedächtnis eingegraben hat.

Von Zeit zu Zeit finden im gastlichen Hause des blinden Künstlers Hauskonzerte unter Mitwirkung namhafter Künstler des Braunschweigischen Staatstheaters statt, bei denen Emil Jörns jeweils ein abgeschlossenes Werk zu Gehör bringt.

So ist Emil Jörns trotz seines schweren Schicksals glücklich — wie man glücklich ist, wenn man eine neue Aufgabe im Leben meistert. Ein beneidenswerter Mann, der sein Geschick fest in seine Hände genommen hat, ein Mensch, den man bewundern sollte! *Alexander Fuchs*

Der Balkanspezialist der Wellen

Zur Verzweiflung bringen uns oft die ausländischen Rundfunksender, insbesondere die Vielzahl der sehr starken osteuropäischen Sender, wenn wir den eigenen Heimatsender nur heiser krächzen hören können. Aber da gibt es einen Mann, der von Berufs wegen mit einem komplizierten Empfänger gerade diese osteuropäischen Stationen sucht und abhört. Es ist der Kriegsblinde Hans Tilly, der beim *Presse- und Informationsamt der Bundesregierung* die Nachrichtendienste des Balkan-Rundfunks aufnimmt und übersetzt. Dazu befähigt ihn ein ungewöhnliches Sprachen-Repertoire, das neben einer Reihe von Mundarten Russisch, Tschechisch, Slowenisch, Ungarisch, Serbisch, Kroatisch und Bulgarisch umfaßt — also Kennt-

nisse, die wohl nur sehr wenige Deutsche in gleicher Vollkommenheit aufweisen können. Die Arbeitsweise dieses Kriegsblinden ist technisch vorzüglich unterbaut: bei einer Sendung schaltet er mit einem Fußhebel ein Tonaufnahmegerät ein (ein „Dimafon" mit einer Magnetophonschallplatte, links neben dem Empfänger auf unserem Bilde sichtbar), das den Text dann langsam und in einzelnen Stücken wiedergibt, so daß Hans Tilly die wichtigeren Nachrichten und Kommentare übersetzen und mit einer normalen Schreibmaschine übertragen kann. Das gesammelte Material wird von anderen Referaten des Amtes dann verwertet und zur Information an die Bundesregierung weitergeleitet.

Für eine solche Tätigkeit genügt natürlich nicht die absolute Beherrschung der Sprache. Auch die politische Struktur der Länder und die politische Weltlage und Weltstimmung mit allen ihren Variationen muß unserem Kameraden genauestens bekannt sein. Seine Tätigkeit ist also keineswegs mechanisch, sondern ist eine ganz hervorragende geistige Gesamtleistung, die aufs neue die Vielfalt der beruflichen Möglichkeiten von Kriegsblinden beweist. Hans Tilly hat übrigens nicht nur das Augenlicht, sondern auch die rechte Hand verloren, aber trotzdem meistert er auch die Schreibmaschine, die für die Bedienung mit einer Hand umgebaut wurde, ebenso wie er auch eine Stenografiermaschine für Blindenschrift beherrscht, bei der die Buchstaben in Form von Punkten auf einen langen Papierstreifen geprägt werden.



Slowenisch, kroatisch, und selbstverständlich tschechisch und ungarisch und viele Sprachen mehr beherrscht der Kriegsblinde Hans Tilly, der für das Informationsamt der Bundesregierung den Balkanrundfunk kontrolliert. Unser Foto zeigt ihn im Aufnahmeraum des Osteuropadienstes. Foto: Engels

Abenteuerliche Jugend

Abenteuerlich wirkt das Leben Tillys, wenn man ihn mit überlegener Ruhe erzählen hört. Es klingt wie ein fesselnder Roman. Als kleiner Junge zog er, der im Rheinland geboren war, mit seinen Eltern nach Ungarn. Er wollte Ingenieur werden. Sein Abitur machte er in der Tschechoslowakei, er studierte in mehreren osteuropäischen Staaten. Als er während seines Studiums in vielerlei Schwierigkeiten geriet, fand sich kein anderer Ausweg mehr, als für das sowjetische Reisebüro „Intourist" zu arbeiten. So konnte er weitere zwei Semester in Kiew studieren. Doch hatte er als Deutscher 1937 keine Chancen in Rußland, und so kehrte er nach Deutschland zurück. Hier mußte er sehr bald den grauen Rock anziehen. Eine T-Mine wurde sein Schicksal.

„Ich hatte 43 Splitter in der Brust. Über ein Jahr saß ich schon im Dunkeln, da hatte ich immer noch die Hoffnung, daß mein rechtes Auge wieder sehend werden könnte. Aber es blieb dunkel!" Kaum hatte die Wehrmacht ihn nach Ostpreußen entlassen, da drangen die Russen ein . . .

Verwegen und aufregend war die Flucht — mit Flugzeug und Marinekutter. Schließlich landete Hans Tilly mit seiner Familie in Wuppertal.

Von einer ausreichenden Rentenversorgung war damals noch nicht wieder die Rede. Es gab 40 Mark im Monat oder Wohlfahrtsunterstützung. Tilly suchte also Arbeit, nicht nur des Geldes wegen, sondern vor allem, weil er eben ein aktiver Mensch ist, der nicht tatenlos abwarten will, bis ihm die Behörde hilft. Er geht zur Berufsberatungsstunde des Wuppertaler Sozialamtes. Dort rät ihm ein Journalist, mit Hilfe seiner überragenden Sprachkenntnisse einen Osteuropadienst herauszugeben. Tilly folgt diesem Vorschlag, und es glückt auch. Diese Tätigkeit machte ihn auch aufs neue vertraut mit den politischen Wandlungen und Tendenzen in Osteuropa, so daß er glänzende Voraussetzungen bieten konnte, als er sich im November 1949 um seine jetzige Stellung beim Presse- und Informationsdienst der Bundesregierung bewarb.

Auch hier hat also ein Kriegsblinder bewiesen, daß sich für jede Begabung und Fähigkeit ein vollwertiger Platz in Beruf und Gemeinschaft finden und ausfüllen läßt.



Blinder Masseur im alten Japan

Der blinde Masseur

Von Prof. Dr. med. Kohlrausch (Marburg)

Während in asiatischen Ländern der blinde Masseur eine selbstverständliche Erscheinung ist, bleibt man in Deutschland an einzelnen Stellen ausgesprochen zurückhaltend dieser Berufsausübung gegenüber. Das ist merkwürdig, denn allein das aus Notwendigkeit verfeinerte Tastvermögen des Blinden müßte meines Erachtens die Ausbildung rechtfertigen.

Die Gründe für die Zurückhaltung sind die, daß der Masseur die Reaktionen des Kranken nicht beobachten könne, soweit diese nur für das Auge sichtbar sind. Man befürchtet auch, daß Hautkrankheiten vom Blinden übersehen würden.

Diese Gründe *kann ich nicht anerkennen.* Jeder Massierende, und der Blinde natürlich besonders, fühlt auch die kleinste Erhebung in der Haut. Ausschläge, Pickel, Blutergüße u. dgl. können von ihm gar nicht überfühlt werden. Außerdem ist jeder staatlich geprüfte Masseur verpflichtet, nur auf ärztliche Anweisung zu arbeiten. Obgleich er also jeder Diagnosestellung enthoben ist, könnte man einwenden, daß unter der Behandlung irgendwelche für das Auge sichtbare Krankheitszeichen auftreten könnten, die den Masseur veranlassen müßten, den Kranken erneut zum Arzt zu schicken.

Wer aber weiß, wie stark jede Krankheitserscheinung sich in feinen Spannungsveränderungen der Haut (Turgor) äußert, wird überzeugt sein, daß dem Blinden kaum eine Änderung im Gesundheitszustand des Patienten *entgehen* wird.

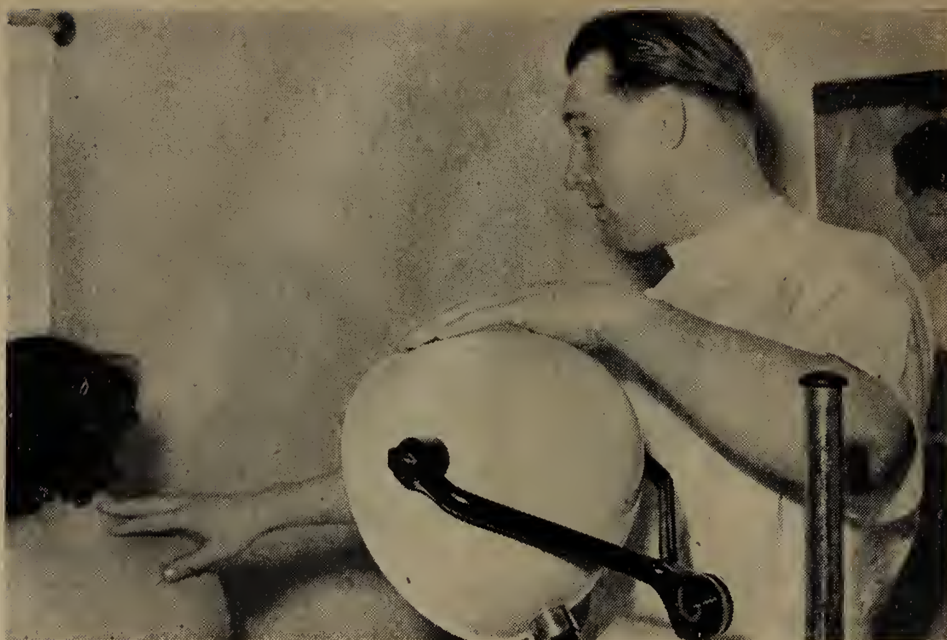
Diese Behauptung findet darin eine Stütze, daß der gute Masseur, wenn es auf ganz feines Tastvermögen ankommt, automatisch die Augen schließt, sich also zum Vorteil des Patienten geradezu *zum Blinden macht.*

Sollten wir diese Tatsache nicht hoch bewerten?

Das Entscheidende aber ist der Einsatz und die Bewährung in der Praxis. Hierüber habe ich einige Erfahrung, da ich sowohl nach dem ersten wie nach dem zweiten Weltkriege Blinde zu Masseuren ausbildete und deren Schicksale mit Anteilnahme verfolgt habe.

Der Blinde, insbesondere der Blindgeborene, lernt zwar im allgemeinen die Massage langsamer als der Sehende, weil die Eleganz der Griff-Führung leichter abgesehen wie abgefühlt wird. Wenn aber einmal die Technik erfaßt ist, so ist sein Einfühlungsvermögen besonders gut.

Mit einer Ausnahme haben *alle* meine kriegsblinden Masseure, die ich nach dem ersten Weltkriege ausbildete, *sehr Gutes* geleistet. Alle haben sich in der Praxis gut durchgesetzt. Die meisten haben nach anfänglicher Anstellung in



Auch mit vielerlei Geräten — bis hin zum Ultraschallgerät! — kann der kriegsblinde Masseur umgehen. Foto: Roden (Mannheim)

Krankenhäusern sich selbständig niedergelassen und eine gute Praxis erworben.

Das gleiche gilt von den während des zweiten Weltkrieges in Wehrmachtkursen Geschulten, die ich zusammen mit Herrn Käsberger ausbildete. Durch letzteren sind in einer Reihe weiterer Kurse in Stuttgart eine große Anzahl Kriegsblinder ausgebildet, von denen ich einen Teil während eines Bindegewebemassagekurses im letzten Herbst persönlich kennenlernte.

Das *technische Können* war zum überwiegenden Teil *sehr gut*. Fast alle waren in der Lage, gezielte Massagen auszuführen, zeigten also ein hohes Ausbildungsniveau. Die Hälfte von ihnen war in Krankenhäusern angestellt, die andere Hälfte war im freien Beruf tätig und hatte hier ihr gutes Auskommen.

Über Schwierigkeiten in der Praxisausführung wurde nicht geklagt. Aus persönlichen Gesprächen mit Patienten weiß ich auch, daß diese im allgemeinen die Blindheit des Masseurs nicht stört, sondern daß die Blindheit (vor allem Frauen) aus begreiflichen Gründen vielfach sogar als angenehm empfunden wird.

Mit einer gewissen Spannung sah ich dem von mir geleiteten Bindegewebemassagekurs für Kriegsblinde entgegen. Es stellte sich aber heraus, daß der Blinde *keineswegs weniger geeignet* hierzu ist als der sehende Masseur. Im Kurs fiel angenehm auf (wie auch schon früher), daß die Blinden *viel weniger abgelenkt* sind als die Sehenden. Die Arbeit geht intensiver vor sich, der Blinde arbeitet schweigend und sachlich konzentriert. Das in anderen Kursen übliche Geschwätz fehlt. Die Feinheiten der Technik werden, wenn die allgemeine Massagetechnik beherrscht wird, rasch und sicher abgefühlt. Die Ausbildung des Blinden erfordert allerdings einen sehr viel intensiveren Einsatz des Lehrenden als bei sehenden Schülern.

Ist die Gewähr hierfür bei der Ausbildung gegeben, sehe ich keinen Grund, den Blinden von diesem Behandlungszweig auszuschließen.

Der Masseurberuf gehört zweifellos zu den Berufen, die sich für die Blindenschulung und -umschulung *besonders eignen*.

Erfahrungen von Arzt und Patient

Was sie über den kriegsblinden Masseur schreiben

„Vor etwa drei Jahren lernte ich den kriegsblinden Masseur Kurt Bühler, Mannheim, Wespinstraße 13, kennen und wies ihm zunächst mehrere meiner Patienten zur Behandlung zu, um ihn zu unterstützen. Inzwischen war ich mit seiner Arbeit derart zufrieden, daß ich meine Patienten, durch die ich nur Gutes höre und die sogar Worte der Begeisterung äußern, soweit möglich, *nur von ihm* massieren lasse.

Er findet seine Zufriedenheit darin, anderen Menschen helfen zu können, wodurch er in seiner Tätigkeit besonders gewissenhaft ist. Immer wieder wird geäußert, daß er eine ausgesprochene Fähigkeit hat, die krankhaft veränderten Bezirke zu finden durch sein besonders gutes, wahrscheinlich als Folge der Erblindung ausgebildetes Tastempfinden, was bei der von ihm ausgezeichnet und mit großem Erfolg durchgeführten Bindegewebsmassage von ganz besonderem Vorteil ist."



Heilgymnastik — auch ein Aufgabengebiet des kriegsblinden Masseurs. Unser Kamerad Gerken (Wilhelmshaven) behandelt übrigens mit Bindegewebsmassage auch innere Krankheiten.

So schreibt Dr. med. G. Ehrlich, prakt. Arzt in Mannheim-Neuostheim.

Frau Pastorin v. Bodelschwingh (Bethel) wurde von dem kriegsblinden Masseur Werner Albert behandelt. Sie berichtet darüber:

Vor zwei Jahren mußte ich Arme und Schultern massieren lassen, vor allem die verschiedenen Gelenke, die durch arthristische Veränderungen anfingen zu versteifen. Ich war in unserem Krankenhaus Gilead ambulant zur Behandlung und bekam jeweils vor der Massage eine Kurzwellenbehandlung. Die Massage führte ein Kriegsblinder aus. Es war mir dies von vornherein sehr sympathisch. Man weiß ja aus Erfahrung, daß Blinde ein ganz besonders feines Tastvermögen haben. Außerdem ist es mir als Frau auch angenehmer, ungesehen von einem Masseur behandelt zu werden. Das Schicksal dieses Kriegsblinden, von dem ich im Laufe der verschiedenen Behandlungen allerlei erfuhr, bewegte mich sehr. Die Verletzung war so schwer, daß der Versehrte nicht nur sein Augenlicht, sondern auch noch seinen Geschmackssinn verlor. Seine Liebe zur Malerei und bildenden Kunst überhaupt, wie auch zur Natur war immer sehr groß, und nun ist ihm alle Freude daran versagt. Voller Dank sprach er aber von seiner liebevollen, treuen Frau, die ihn überall begleitet und zu Hause ein schönes und geistig erfülltes Heim für ihn bereitet. Abend für Abend widmet sie sich ihm durch Vorlesen guter Bücher. Die Massage selbst empfand ich als überaus angenehm, da sie, ohne zu stark zu sein, doch sehr „auf den Grund" reichte. Bei gutem Gespräch vergaß man auch ganz die oft etwas schmerzhaft sein müssende Prozedur. Ich hatte auch das Gefühl, daß der Blinde selber durch diese hilfebringende Tätigkeit Befriedigung empfand und man also ein wenig beitragen durfte, ihm sein schweres Leid erträglich zu machen.

Jutta v. Bodelschwingh

Kriegsblinde über ihren Schicksalsweg:

Ich schaffte es — als Frau

Der hier folgende schlichte Erlebnisbericht einer im Krieg erblindeten Frau mag manchem unserer Leser einiges zu denken geben:

Nach einer schönen Jugendzeit heiratete ich im Jahre 1929. Immer war ich vor Krankheit oder anderen schweren Schicksalsschlägen bewahrt geblieben. Der Ehe entsprossen sechs Kinder. Im Kriegsjahre 1943 beim Großangriff auf Essen, am 5. März, wurde unsere Wohnung durch Brand, hervorgerufen durch einen Phosphorkanister, vernichtet. Wir verloren den größten Teil unserer Habe. Ich wurde nun mit meinen Kindern zunächst nach Mülheim (Ruhr) gebracht. Dankbar nahmen wir die Hilfe mehrerer Familien an, die uns bis zu unserer endgültigen Evakuierung nach Bayern beherbergten. Meine Tochter Erika mußte ich ins Krankenhaus einliefern, da sie eine Rauchvergiftung hatte. Der älteste Sohn wurde mit der Schule ins Lager nach Seefeld geschickt.

So kam ich dann mit den anderen Kindern im Alter von eineinhalb bis elf Jahren nach Holzheim in Bayern. Hier sollten wir nun bestimmt in Sicherheit sein, aber gerade hier ereilte mich dann am 27. April 1945 mein Schicksal.

Da meine Wohnung keinen Keller hatte, ging ich mit meinen Kindern und mehreren Flüchtlingen aus Schlesien in den Keller der Gastwirtschaft, dessen Tür zur Straßenseite lag. Vor dem Haus befand sich eine Tankstelle. Beim Artilleriebeschuß explodierte eine Granate, und zwar fiel sie auf die Eisenplatte, so daß die Wirkung schrecklich war. Alles schrie auf. Es gab mehrere Verwundete. Mein neunjähriger Sohn Manfred war auf der Stelle tot. Die anderen Kinder hatten nur leichtere Verletzungen abbekommen.

Alle verließen nun den Keller, und ich blieb allein mit zwei Schwerverletzten hier zurück. Ein 16jähriges Mädchen verblutete, weil uns keine Hilfe gebracht werden konnte. Eine siebzigjährige Frau aus Breslau hatte furchtbare Schmerzen, denn ein Bein lag unter Trümmern



Man meint, diesen Händen das besonders feine Tastgefühl ansehen zu können, über das die kriegsblinden Masseure verfügen. Unser Kamerad Kurt Bühler (Mannheim), der mit Erfolg eine eigene Praxis aufgemacht hat, beherrscht wie die Mehrzahl seiner kriegsblinden Kollegen auch die Bindegewebsmassage. - Foto: Roden

eingeklemmt. Sie starb nach drei Tagen im Krankenhaus.

Als nach vielen Stunden ein amerikanischer Arzt die Erste Hilfe leistete, ordnete er meine Überführung zum Hauptverbandsplatz an, wo ich eine Blutübertragung erhielt. Ich sollte dann ins Krankenhaus, aber alle Krankenhäuser waren überfüllt. Erst im 45 Kilometer entlegenen Monheim fand ich Aufnahme. Auch hier lagen viele Kranke auf den Fluren. Es war mir schwer, meine Angaben zu machen, da mein Oberkiefer gelähmt war. Der Befund lautete:



Bei den Kampfhandlungen im März 1945 verlor die damals 14jährige Hermine Prust in Rees am Niederrhein durch Granatsplitter ihr Augenlicht. Auf der Blindenschule in Düren lernte sie die Blindenschrift, mit deren Hilfe sie sich auch die kompliziertesten Strickmuster aufschreibt. Sie strickt die prächtigsten Pullover, und ihre Auftraggeber sind begeistert. Wie man sieht, hilft sie ihrer Mutter auch tüchtig in der Küche. Kartoffelschälen und Gemüseputzen ist ihre Angelegenheit.

Foto: Bonert

„Gesichtsdurchschuß, Verlust des rechten Auges, Hirnverletzungsfolgen."

Ich hatte noch im Keller, als ich aus einer Ohnmacht erwachte, etwas sehen können und glaubte daher nicht an eine völlige Erblindung. Ich blieb sieben Monate in Monheim, anfangs von den Ärzten offenbar aufgegeben. Ich lag in der Veranda mit zwei weiteren Todeskandidaten, die auch beide starben. Dankbar erinnere ich mich der rührenden Pflege dort. Lange Zeit mußte ich gefüttert werden. Wie glücklich war ich, als wenigstens das nicht mehr nötig war!

Dann kam ich in die Augenklinik nach Weißenburg. Ich war sehr betroffen, als mir der untersuchende Arzt nicht sagte, ob ich nochmal sehen würde. Auf meine schüchterne Frage nahm er meine Hand und meinte: „Sie haben eine sehr, sehr schwere Verwundung erlitten. Es ist ein Wunder Gottes, daß Sie noch leben." Er wollte aber das verbliebene Auge beobachten, und ich hatte immer noch Hoffnung. Meine Wundhöhle wurde behandelt, und eine Plastik sollte gemacht werden. Stundenlang dauerte die Operation, und ich konnte auf alles achten, da ich nur eine örtliche Betäubung erhielt. Es klappte auch vorzüglich. Dann mußte ich mich noch einer Kiefern- und Nasenoperation unterziehen.

Eines Tages fragte mich der Arzt, ob ich nicht Punktschrift erlernen wolle, um später einen Beruf ergreifen zu können. Nun wußte ich, was die Glocke geschlagen hatte. Für immer blind! Es traf mich sehr hart, und fast drei Tage war ich stumm. Dann hatte ich mich durchgerungen, und der Gedanke söhnte mich aus, daß *ich* es ja war und nicht eines meiner Kinder. Der Arzt war froh, daß seine „Preußin", wie er mich immer scherzhaft nannte, wieder lachte.

Typisch für so oft gehörte, sonderbare Tröstungsversuche waren die Worte einer Mitpatientin, die mir „Gottvertrauen" empfahl, dann aber anschließend erzählte, wie sie selbst sich verhalten hatte, als sie auch einmal bald ein Auge eingebüßt hätte. Im Fieber habe sie den Verband heruntergerissen, und der Arzt habe am anderen Morgen bei der Visite gesagt, das Auge sei hin. „Da habe ich", so erzählte sie, „gleich nach einem Messer geschrien, um mich auch hin zu machen."

Ich lachte nur und sagte, daß man wohl gut andere trösten könne, doch wenn es einen selbst packt, dann versage man. Sie hätte ja noch ein Auge gehabt, auch Haus und Hof, ich aber hatte nichts mehr.

Im April 1946 kam ich in meine Heimat zurück. Es mußte noch eine kleine Korrektur gemacht werden, doch gelang es nicht, und es war eine größere Operation nötig, die in Essen von Herrn Prof. Dr. Jänsch ausgeführt wurde. Leider entzündete sich mein Bein, von dem die Haut zur Plastik genommen worden war, und die ganze Sache war für die Katz. Zu einer weite-

ren Operation fehlte dem Professor der Mut, mir auch. Dann erhielt ich eine Kur nach Salzhausen ins Kriegsblindenerholungsheim. Hier lernte ich u. a. den Kameraden Franz Swoboda kennen, der taubblind ist. Er war immer sehr freundlich, ja lustig, und von ihm lernte ich viel. Durch tragisches Geschick hatte ich meinen ältesten Sohn verloren. Die Ehe zerbrach, und ich litt sehr. Welche Wohltat war es für mich, als nach einem ersten Betreuungsbesuch des Kriegsblindenbundes ich kameradschaftliche, tätige Hilfe erfuhr! Es kam, wie es kommen mußte. Ich leitete die Scheidung ein und hatte Erfolg. Während die Scheidung noch lief, kam ich ins Krankenhaus. Ich war vollkommen unterernährt und wog nur noch mit Kleidern 39,5 Kilo bei einer Größe von 1,68 m.

Eines Tages fragte mich der Herr Oberarzt, ob ich nicht Punktschrift erlernen wolle. Es sei noch ein Blinder im Hause, der wolle das Amt gern übernehmen. Leider konnte mir Kamerad Flügel nur einige Stunden Unterricht geben, doch hatte ich ja das Lehrbuch, und so studierte ich selbst. Es klappte ganz gut. Nach meiner Entlassung nahm mein Bruder mich zu sich ins Haus. Ich besuchte die Blindenschule in Karnap und wurde als *Stenotypistin* ausgebildet.

Meine Prüfung bestand ich im April 1951. Ich bin sehr froh, daß ich meine schriftlichen Sachen selbst erledigen kann. Hoffentlich findet sich für mich auch eine Stelle! Eine besondere Freude für mich ist auch, daß ich noch mit der Hand stricken kann. Ich habe für meine Kinder schon schöne Sachen gearbeitet, auch für mich selbst.

Ich hatte den festen Willen, mich allen Gewalten zum Trotz zu erhalten, und habe es auch geschafft. Eines ist mir klar: der Herrgott schickt nur soviel, wie man tragen kann, aber auch ein anderes: „Die beste Medizin für den Schmerz ist die Arbeit, arbeite angestrengt, und du wirst es selbst erfahren."

Und ich habe es erfahren.

Anna Maria Birreck (Essen)

Wo kaufen Sie Besen und Bürsten ein?



Kriegsblinder Handweber am Webstuhl. Die Muster sind in Punktschrift aufgezeichnet.

„Wir machen Musik"

Kriegsblinde im Kameradenkreis

„Allein mit tiefem Ernst und ohne Frohsinn vermag man die Probleme des Alltags und schon gar nicht die Schwierigkeiten gerade *unseres* Lebens zu lösen. Danach lebt man im Landesverband Hamburg und hat in der Stadt an Alster und Elbe ganz besonderes Gewicht auf die kulturelle Betreuung der etwa 250 kriegserblindeten Kameraden gelegt. Neben der Sorge um den Arbeitsplatz oder um die Hilfsmittel stehen die Bemühungen des Landesverbandes um Theater- oder Konzertbesuche als wertvoller Ausgleich.

Und so flattern von Zeit zu Zeit dem Kameraden die Einladungen Hamburger Bühnen oder Konzertinstitutionen auf den Tisch und bieten einen Abend der Entspannung, Erbauung und Freude. Immer wieder triumphieren also die Möglichkeiten der schönen Künste über die scheinbaren Notwendigkeiten unseres Daseins. „Die Kunst ist nicht das Brot, sondern der Wein des Lebens", meinte Jean Paul in geruhsamen Zeiten, ohne zu ahnen, wie sehr uns nach dem Weine dürstet.

Jedoch es gibt auch noch andere Einladungen im Landesverband, um dem schwermütigen Grübler zu begegnen und ihm hin und wieder das nötige Quentchen Heiterkeit und guter Laune zu injizieren. Es sind das die Aufforde-

rungen zu geselliger Unterhaltung. Und ein jeder erinnert sich wohl gern des bunten Abends, der erstmalig künstlerische Darbietungen am laufenden Band „von Kameraden für Kameraden" brachte. Einige Wenige flirteten damals mit den Musen, und siehe da, die schönen Töchter des Zeus beflügelten Herzen und Sinne ihrer Jünger, so daß es eine Freude war, dem jungen Ensemble, welches konferierte, deklamierte und musizierte, zuzuhören. Die Worte Fred Endrikats:

„Nicht immer leuchten Sonne, Mond und Sterne,
so daß man oft im Dunkeln tasten muß;
dann dient der Mensch sich selber als Laterne
und der Humor dient ihm als Fidibus"

standen über den ersten zaghaften Gehversuchen eigenen künstlerischen Wollens. Das freundliche Echo aber ließ die Kameraden nicht mehr ruhen, und die Musiksolisten des Abends schlossen sich seitdem zusammen und beabsichtigen, einmal ein richtiger Klangkörper zu werden, der allen Freude macht. Der ganze Landesverband sorgte für den Rhythmus und spendete durch eine Groschensammlung das notwendige Schlagzeug.

Um dieses Schlagzeug nun vereinigen sich jeden Dienstag nach vollbrachter Tagesarbeit in einer Schule die acht Kameraden des heranwachsenden Orchesters und durchglüht mit seinem Rhythmus die Anhänger des Jazzes wie die Enthusiasten ernsthaften Musikstrebens zu einheitlichem Takt. Denn natürlich möchten einige lieber „leichtbeschwingt" und andere möglichst „klassisch". Aber die Freude am gemeinsamen Spiel schafft die nötige musikalische und menschliche Harmonie und ein jeder erkennt schließlich, daß es die Gemeinschaft am ehesten in gute Laune versetzt, wenn leichte Musik zum Tanzen und Mitsingen anregt. Und so einigt man sich dann auf den Übungsabenden.



Diese prächtigen Tischdecken und Kissenplatten sind von kriegsblinden Handwebern hergestellt. Schade, daß wir das Bild nicht farbig zeigen können! Mit feinstem Geschmack und unter ständiger künstlerischer Kontrolle werden Muster und Farben zusammengestellt. Dabei liegen die Preise durch den Wegfall der Handelsspanne erstaunlich niedrig. Lassen Sie sich einmal eine Preisliste oder eine Musterkollektion zuschicken von der „Arbeitsgemeinschaft kriegsblinder Handweber", Hannover, Stolzestraße.

Akkordeonisten, Geiger, Saxophonist, Klarinettist und Pianist sowie der Schlagzeuger drücken dann die Tasten, streichen die Saiten, blasen durch die Röhre und beschlagen Becken und Trommelfelle, daß es eine Lust ist. Vom argentinischen Tango über den modernen Boogie=Rhythmus bis zum klassisch gewordenen Straußwalzer reicht also die Skala, und das Repertoire wird ständig erweitert. Im Frühjahr 1951 stellte sich das kleine Orchester zum ersten Male im Rahmen eines kameradschaftlichen Beisammenseins dem Landesverbande vor. Das Debüt war schlechthin ein großer Erfolg, und die Freude der Kameraden fand lebhafte Äußerung. Alles sang und tanzte mit und forderte begeistert die Namen der spielenden Kameraden. Die aber waren froh und glücklich und verspürten die Wahrheit des Dichterwortes: „. . . denn die Freude, die wir geben, kehrt ins eigene Herz zurück".

Wer vermag die Kraft der Musik ganz zu ermessen, wenn sie so mannigfach erfüllt und beseelt? Wenn sie hier einem Schlagerkomponisten nachsichtig zulächelt, der da leichtbeschwingt meint, daß mit Musik alles besser gehe, während sie sich dort in ihrer ganzen Größe und Erhabenheit zeigt und einen Beethoven deuten läßt, was mit Worten unaussprechbar scheint. Oder wenn sie Ungezählte in ihren Bann zieht und zu andächtigen Zuhörern macht, einzelne mit einem kleinen Liede oder einer zärtlichen Romanze entzückt. Stets beglückt sie, ob im Konzertsaal, am Klavier im Hause oder im Kreise von acht Kriegsblinden, die zur Freude ihrer Kameraden aufspielen. Und alles nur ein flüchtiger Hauch der Frau Musica.



Kleine Erinnerung an Kreta

Kreta, das sagenumwobene Eiland — nur mit Sehnsucht denke ich an diese Stätte, die so fern von den Ängsten und den menschlichen Niedrigkeiten unserer Zeit zu liegen scheint, weil hier die Menschen in ihrem idyllischen Dasein, unberührt vom Getriebe der Welt, noch eine innere Kultur haben, die uns verlorengegangen ist und die wir nicht geringschätzig als Kindlichkeit bezeichnen sollten. Man spürt dem Land und seinen Menschen an, daß hier eine der tragenden Wurzeln unserer abendländischen Kultur zu finden ist. Aber ich will heute ein wenig von der Oberfläche erzählen, und von dieser farbigen, heiteren Welt des Alltags.

Die Insel, im Innern beherrscht von dem Massiv des Idagebirges, ließ nur an den abfallenden Küstengebieten größere Ansiedlungen zu. Die schönste unter ihnen, wenn auch nicht die größte, ist zweifellos die Stadt *Cania* (oder Kandia), die auch der Insel den Namen gab. Ihre weitausladende Bucht war im vorigen Jahrhundert noch stark befestigt. Den zahllosen Segelbooten und kleineren Dampfern ist sie ein sicherer Schutz vor den heftigen Winterstürmen des Mittelmeeres. Terrassenförmig, bis an den Fuß des Ida, erhebt sich das weiße Häusermeer.



Neben den Zwiebeltürmen der griechischen Basilikakirchen erheben sich die Kuppeln der Moscheen und ihre Minaretts, ein Bild friedlicher Eintracht abend- und morgenländischen Geistes. Schlanke Dattelpalmen wiegen sich vereinzelt in der frischen Meeresbrise.

Das Leben und Treiben in Cania ist so rege und vielfältig wie in jeder anderen südlichen Hafenstadt. Beiderseits der engen Straßen kleben, an oft halbverfallenen Häuserwänden, Verkaufsbuden aller Art. Durch grobe Sacktücher und einige darunter aufgesteckte Latten notdürftig vor der grellen Sonne geschützt, bieten sie den Segen des Landes feil. An ihnen vorbei schiebt und drängt ein lärmender, wimmelnder Menschenhaufen, mit den Händlern um jede Drachme feilschend. Kindergeschrei, Schafgeblöke, das heisere „Ia" der Mulis gehören ebenso dazu wie der durchdringende Geruch von Südfrüchten, Knoblauch, Fleisch und in Olivenöl gebratenen Fischen. Eine Wolke von Rauch, Staub und Fliegen zittert in der flimmernden Hitze.

Handeln und Feilschen sind dem Griechen, der sich an feste Marktpreise nicht gewöhnen kann, leidenschaftliches Bedürfnis. Ihm dient das Geschäft nicht nur als Mittel zum Erwerb, sondern mehr noch um kaufmännischen Geist

und Witz brillieren zu lassen. Der ahnungslose Fremde zahlt darum meist einen viel zu hohen Preis.

Kindlicher Frohsinn und angeborene Höflichkeit zeichnen das lebenslustige Inselvölkchen aus, das vor dem Krieg die materiellen Sorgen des Daseins nicht kannte. Hier flossen tatsächlich Milch und Honig. Auch heute noch werden oft und gerne Feste gefeiert. Dann wird alles aufgeboten, was Küche und Keller hergeben. Freunde und Verwandte kommen in großer Zahl und auch der Fremde lernt die Gastfreundschaft des Kreters kennen, die ebenso berühmt ist wie sein Wein.

Ein alter Bauer, den ich porträtiert hatte, lud mich zur Hochzeit seines Sohnes ein. Sein Hof lag weit außerhalb der Stadt. Um nicht in der glühenden Nachmittagssonne einen beschwerlichen Fußmarsch machen zu müssen, nahm ich einen Muli und zottelte los. Anfangs ging's auch ganz gut. Kaum aber lag die Stadt hinter uns, beschloß das Tier, erst einmal zu rasten. Angeregt wohl durch das frische Gras zur Seite des Weges, war es nicht mehr von der Stelle zu bewegen. Es fraß und fraß. Kein gütliches Zureden und Streicheln half, ihn weiterzubewegen. Die Sonne stach und meine Ungeduld wurde größer. Ich riß am Halfter, ich schimpfte auf ihn ein. Gelangweilt schlackerte es mit den Ohren und fraß weiter. Hätte ich besser griechisch gekonnt, wäre unsere Meinungsverschiedenheit vielleicht eher beseitigt worden.

Wütend zog ich ihm schließlich mit dem Stock einige über sein breites Hinterteil. Das hätte ich nicht tun sollen! Vorder- und Hinterteil abwechselnd in die Höhe werfend, versuchte es nun, mich abzuschütteln. Ich flog kopfüber in den Staub. Der Esel fraß ungerührt weiter ...

Verzweifelt setzte ich mich auf einen Stein und betrachtete meinen störrischen Weggenossen. Sein braunes Auge sah mich „wohlwollend" an und um das bärtige Maul spielte ein leichtes Grinsen.

Alles Zerren am Halfter blieb ohne Erfolg. Schließlich schob ich, beide Hände an des Mulis Hinterteil, das Tier mühsam vorwärts. Und das bei dieser Hitze! Immerhin gewannen wir auf diese verrückte Weise Meter für Meter Boden und gelangten auch endlich ans Ziel.

Mein seltsamer Anmarsch wurde von der Hochzeitsgesellschaft mit großem Hallo aufgenommen. Ich kam gerade noch zurecht, um mir ein ordentliches Stück von dem knusprigen Hammel zu sichern, der, am Spieß gebraten, auf



Das Radfahren macht den Kriegsblinden besondere Freude. Aber nicht nur zu Spazierfahrten ins Grüne ist ein Tandem gut — vielfach fährt der Kriegsblinde auf diese Weise auch zur Arbeitsstätte.



Der Feierabend des Kriegsblinden ist durch die in einer Kriegsblindenehe besonders innige Gemeinsamkeit von Mann und Frau getragen. Das Vorlesen aus der Zeitung gehört dazu. Und wenn die Frau sich ihrem kriegsblinden Mann nicht widmen kann, so gibt der Rundfunkempfänger Anregung und Entspannung. *Foto: Walter Benser*

auf keiner Festlichkeit fehlen darf. Brot und viel Anisschnaps wurden dazu gereicht, zum Schluß Obst und süße Mehlspeisen.

Angeregt durch das reichliche Mahl und den feurigen aromatischen Wein, wurde die Stimmung immer ausgelassener und fröhlicher. Geigen, Zimbeln, Gitarren und Harmonikas spielten auf zum Tanz. Mädchen und Burschen in ihrer hübschen bunten Volkstracht eröffneten den Reigen, in der Mitte das Brautpaar. Der Boden dröhnte wider von dem Stampfen der Füße.

Die Väter sahen indessen vergnügt zu und hielten sich schadlos am Wein. Ihre Papyros qualmten ununterbrochen. Die gestrengen Mamas dagegen vergaßen bei einem Schwätzchen die sonst so wohlbehüteten Töchter zu beaufsichtigen. Bis spät in den Morgen dauerte der Festtrubel. Als die ersten Sonnenstrahlen hinter den Bergen hervorkamen, trottete eine lange Eselskarawane heimwärts.

Eduard Busse

Die Einsamkeit überwunden

Die Kriegsblinden rühmen sich nicht ihres Schicksals, und sie sind schwer zum Reden zu bringen, wenn sie von ihrem Erleben erzählen sollen. Was aber liegt hinter den knappen Worten der hier folgenden schlichten Erinnerung verborgen an Mut, Geduld und Überwindungskraft!

„Als mich im Jahre 1944 das Schicksal der schwersten Verwundung traf, konnte ich es nicht fassen, daß ich für immer mein Augenlicht verloren hatte. Zu all dem war ich noch in russische Kriegsgefangenschaft geraten und blieb dort, bis mich ein Heimkehrertransport im Januar 1946 nach der Heimat brachte. Diese Heimfahrt wurde für mich ein schwerer Weg, denn jetzt kam ich wieder zu meinen Lieben zurück, die ja nicht wußten, daß ich als Kriegsblinder heimkehren würde. Das Erschrecken war auch auf meiner Seite groß, weil unser

Heim im Bombenangriff zerstört worden war. Nun begann für mich und meine Familie ein neuer Lebensabschnitt.

Im Laufe der Zeit fühlte ich, daß ich immer einsamer wurde. Mit dem Augenlicht schien ich auch die frühere Verbindung zur Umwelt verloren zu haben. Auch mein alter Beruf war mir verschlossen.

Da kam der erste Lichtblick: ich meldete mich zum neuen Umschulungskurs an und traf endlich mit Schicksalsgefährten zusammen. Ich lernte dort und begriff mit Freuden, daß ein neuer Weg ins Leben begonnen hatte. Jetzt hieß es: durchhalten! Die enge Verbindung mit den Kursusteilnehmern stärkte mich außergewöhnlich. Wir wurden eine wirkliche Gemeinschaft, und heute noch haben wir herzliche Verbinddung zueinander. So fand ich im Kreise meiner Schicksalsgefährten die Freude am Leben wieder.

Als ich dann noch in Stuttgart im Jahre 1949 mein *Staatsexamen als Masseur* ablegte, da wußte ich erst, welche physischen Kräfte wir Kriegsblinden in einer solchen Gemeinschaft finden.

Durch Gewalt wurde uns das Augenlicht genommen. Durch Kameradschaft und echtes Verstehen kann viel zur Heilung geschehen, und da gilt unser Dank außer dem Lebenszentrum unserer Schicksalsgemeinschaft vor allem der Treue unserer Frauen und Mütter."

Oskar Handrick

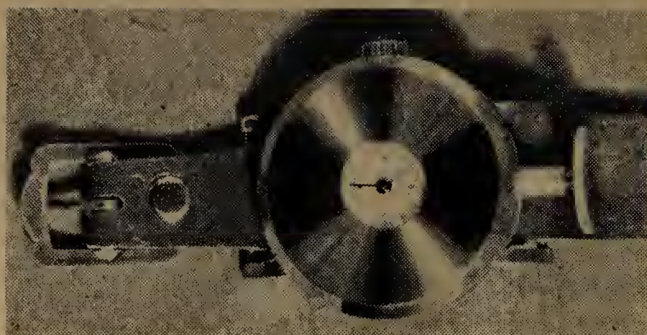


Selbst in der Großstadt ist der Führhund ein zuverlässiger Begleiter der Kriegsblinden.

Zehn Bitten eines Führhundes

1. Bedauert mich nicht meines Dienstes wegen! Liebe und Treue zu meinem Herrn und aufmerksame Pflichterfüllung — das ist mein Stolz und mein Lebenskreis. Zu bedauern sind meine Artgenossen, welche ihr Leben an der Kette fristen müssen.
2. Wenn ihr mir bei meinem Dienst helfen wollt, dann tut es mit W o r t e n, aber faßt nicht meinen Herrn an!
3. Eine wichtige Hilfe wäre es auch, wenn ihr mit größerer Aufmerksamkeit und Freundlichkeit die G e h b a h n f r e i l a s s e n würdet, sobald ihr meinen Herrn und mich kommen seht. Immer wieder geschieht es, daß mein Herr von unachtsamen Passanten angestoßen oder gar angerempelt wird, und das bringt auch mich aus dem Konzept.
4. Füttert, streichelt und l o c k t m i c h n i c h t, alles dies ist Sache meines Herrn, und es lenkt mich bei meinen Aufgaben ab.
5. Haltet f r e m d e H u n d e von mir fern. Auch sie lenken mich ab und bringen damit meinen Herrn in Gefahr und mir Rügen ein.
6. Wenn aber einmal Rügen oder S t r a f e n nötig sind, weil ich nicht aufgepaßt oder nicht gehorcht habe, so schimpft nicht gleich auf meinen Herrn. Auch dies geht nur uns beide allein etwas an.
7. Solche B e s s e r w i s s e r e i ist noch schlimmer, wenn ihr meinen Herrn mit euren guten Ratschlägen beeinflussen wollt. Beratend ist nur die Führhundschule, und mein Herr hat außerdem dort an einem Kursus teilgenommen und weiß genau, wie er mit mir umzugehen hat.
8. Wenn ich mal einen Fehler mache, so m e c k e r t n i c h t g l e i c h! Was ich zu leisten habe, geht eigentlich über einen Hundeverstand weit hinaus. Und machst du selber nie einen Fehler?
9. Paßt doch etwas mit darauf auf, daß die K i n d e r mich in Ruhe lassen! Auch eure eigene Neugierde ist oft verletzend. Mein Herr und ich wollen ja im Straßenbild nicht besonders auffallen. Und ihr Kinder, reizt und verfolgt mich nicht.
10. Kurz und gut, denkt euch ein bißchen i n m e i n e L a g e und in die Lage meines Herrn hinein! Dann werdet ihr euch schon richtig verhalten. Für euer Verständnis und eure Hilfe danken wir Führhunde euch mit freundlichem Schwanzwedeln.

20 142, 20 005, 20 226



Armbanduhr für blinde Ohnhänder. Wird mit dem Armstumpf gegen den großen Stöpsel (rechts) gestoßen, so hört man an verschiedenen Läutezeichen die Zahl der Stunden, Viertelstunden und Minuten. Das kleine, sichtbare Zifferblatt dient zum Einstellen des Zeigers. Sonst benutzen Kriegsblinde eine Uhr ohne Glasdeckel, bei der Ziffern und Zeiger abfühlbar sind.

Kriegsblinde erzählen:

Das Grab des blinden Königs an der Saar

Trier, Hauptbahnhof, Bahnsteig 2. Bis 1945 war hier ein ganz reger Verkehr, saaraufwärts, saarabwärts, Tag für Tag viele Personen- und Güterzüge von Trier nach Saarburg, Merzig, Saarlois, Saarbrücken. Bei Konz unterhalb Triers vereinigen sich Saar und Mosel, und von dort öffnet sich weit das schöne Saartal, zunächst mit vielen bekannten Winzerdörfern, und dann — bei dem herrlichen Saarburg — rücken die Saarberge von beiden Seiten nahe aneinander heran. Unsere Gedanken lassen sich nicht halten durch Zollschranken, sie gehen zu den drei turmhohen Felsgruppen, die aus der Bergkette — Serrig gegenüber — ragen.

Auf einem Vorsprung der mittleren Gruppe, „der Klause bei Castell", erkennt das Auge deutlich eine kleine Kapelle, die Ruhestätte des blinden Königs Johann von Böhmen. Es wird berichtet, daß dort die alten Römer schon Kammern mit kleinen Lichtöffnungen in die Felsen eingehauen haben zur Beobachtung für ihre Wachtposten. Vom 17. Jahrhundert bis zur Französischen Revolution boten diese Felsenkammern die Heimstätte für fromme Einsiedler. Heute interessiert uns mehr die Grabkapelle. Sie ist ein einfacher Bau von schlichter Schönheit und hat zwei Geschosse. Das untere Geschoß ist die eigentliche Grabkapelle. In der Mitte des Raumes steht der hohe Sarg aus schwärzlichem Marmor, die Ruhestätte des Königs. Über dem Sargdeckel stützen vier springende Löwen eine Marmorplatte, am Kopfende ist die Königskrone, darüber die Weltkugel mit dem Kreuz.



„Unser Muttchen" — so nannten die Kameraden ihre jetzt 75jährige Schicksalsgefährtin, mit der sie im Kriegsblindenkurheim zusammen waren. Frau Kollenkark, eine Hamburgerin, verlor wie so viele Frauen und Mädchen durch den Luftkrieg ihr Augenlicht, sagt aber trotz allem ja zum Leben.

Auf der Marmorplatte lesen wir die Lebensgeschichte dieses blinden Königs. Es ist der Heldenkönig *Johann von Böhmen*, der einzige Sohn des Kaisers Heinrich VII., im Jahre 1297 geboren; er war durch Erbfolge Graf von Luxemburg und König von Böhmen. Aus einem angesehenen Stamme entsprossen, ist er selbst Stammherr eines berühmten Geschlechtes geworden: Vater des Kaisers Karl IV., Großvater der Kaiser Wenzeslaus und Sigismund. König Johanns tatenreiches Leben war durch mancherlei Schicksale vielfach bewegt. Kriegsruhm erwarb er sich in vielen Schlachten, nicht nur auf deutschem Boden, sondern auch in Polen, Italien, Frankreich und Belgien. Durch Waffengewalt ist er nie besiegt worden, dagegen hat des Feindes Arglist ihm Gift beigebracht, wodurch er sein Augenlicht verlor. Doch seine Seelengröße konnte auch da nicht gebrochen werden. Obgleich blind, eilte er doch dem König Philipp von Frankreich zu Hilfe. Als in der Schlacht bei Cressy (1346) die Reihen der Franzosen zu weichen begannen, verlangte der blinde König dahin geführt zu werden, wo sein Sohn Karl focht. Vergeblich versuchten ihn seine Begleiter zurückzuhalten. Fest und bestimmt erklärte er: Vor dem Feinde bin ich noch niemals geflohen. Er ließ sein Roß zwischen zwei von Edelknechten gerittene Pferde anstricken, warf sich mitten ins Gefecht und kämpfte mannhaft mit dem Schwerte, bis er endlich, von der Masse der Anstürmenden bedrängt, dem Tode erlag. Am folgenden Tage fand man ihn auf der Walstatt unter seinen erschlagenen Gefährten. Die drei Pferde waren noch aneinander befestigt.

Der oft gestörte Grabesschlummer: König Eduard III. von England geleitete die Leiche des blinden Königs nach Luxemburg und ließ sie dort im Münster bestatten. Das Grab mußte wegen Kriegswirren mehrmals gewechselt werden. Zuletzt war es in Luxemburg in der Franziskanerkirche hinter dem Hochaltar. Als

bei der Französischen Revolution Truppen in Luxemburg einmarschierten, verbargen die Franziskanermönche die Leiche des Königs bei einem Bäckermeister und boten sie dann der größeren Sicherheit wegen dem Fabrikanten Boch in Luxemburg zur Aufbewahrung an. Dieser ließ die Leiche von einem Arbeiter in einem Tragkorbe abholen. Der Sohn gründete 1805 in Mettlach die jetzt weltberühmte Steingutfabrik und siedelte dorthin über. Er brachte auch die Leiche Johanns von Böhmen mit an die Saar und verwahrte sie wohl in seinem Hause.

Die endliche Grabesruhe: 1833 kam der spätere König Friedrich Wilhelm IV. an die Saar. Er besuchte Castell, und die Gemeinde schenkte ihm die Klause. Er besuchte auch den Fabrikanten Boch in Mettlach und erbat sich die Gebeine seines Ahnherrn, des blinden Königs Johann von Böhmen, um diesem Heldenkönig eine würdige und schöne Ruhestätte in der Klause bei Castell zu errichten.

Dieses Grab ist das Ziel vieler Wanderer. Auch heute noch stehen Tausende Jahr für Jahr vor diesem Heldengrabe des blinden Königs. Durch die einfachen Fenster fällt gedämpftes Tageslicht, und vor dem Marmoraltar hinter dem Grabmal brennt immer eine Ampel, als Zeichen dafür, daß die Heldengestalt des blinden Königs beim deutschen Volke nie vergessen ist. *F. K. (Mayen)*



Ein Antragsteller, der das Amtsgericht Berlin-Charlottenburg aufsucht, wird durchweg zunächst zu dem kriegsblinden Rechtspfleger und Justizoberinspektor Hermann Näther gewiesen, der völlig selbständig die notwendigen Protokolle aufnimmt und das Publikum berät. Näther schreibt das Protokoll sogleich in die Schreibmaschine, läßt es sich dann von dem Antragsteller vorlesen und unterschreiben. Foto: Diederichs

Blind und taub, aber tätig und lebensfroh

Franz Swoboda studiert — und das will etwas heißen. Verlor er doch neben dem Augenlicht auch das Gehör. Schlagartig entrückte die bunte Welt äußerer Eindrücke. Und in den Wirren der Kriegsereignisse glaubte er zunächst selbst nicht daran, daß es für ihn noch einen Weg aus der bedrückenden Atmosphäre seiner dunklen eingeengten Einsamkeit geben konnte.

Der Student der Volkswirtschaft saß am Klavier, als ich ihn aufsuchte. Das reine, quirlende Spiel seiner Hände beeindruckte mich. Aber weit mehr überrascht war ich von der Präzision, mit welcher Franz Swoboda meine Fragen beantwortete.

„Das Leben? Aber gewiß, es ist schön, auch dann, wenn man sich wie in meinem Falle doppelt gehandikapt weiß. Es gehört nur ein fester Wille und eine nie erlahmende Geduld dazu. Auch ein Schuß Humor ist meistens recht am Platze." Diese Worte sprechen für sich. Sie zeugen von der ungebrochenen physischen Kraft und von einer zweckmäßigen, lebensbejahenden Grundeinstellung unseres taubblinden Kameraden.

Vor seinem Einsatz an der Front wollte er Medizin studieren. Im Herbst 1943 wurde er das letztemal verwundet. Er erblindete und wurde taub dazu, ein Schicksal, das mehrere unserer Kameraden zu tragen haben. Die Möglichkeit, Arzt zu werden, war ihm genommen. Wer von den Sehenden könnte ermessen, was sich im Innern des verwundeten Soldaten abspielte? Manch einer von ihnen wäre an diesem Schicksal zerbrochen. Aber Franz Swoboda lebte sich überraschend schnell in die neue Situation hinein. In Breslau sollte er zum Masseur ausgebildet werden. Doch der ihn später behandelnde Augen- und Ohrenspezialist riet ihm, Volkswirtschaft zu studieren, nicht zuletzt, weil er die Fähigkeiten seines Patienten erkannte. Das war ein Rat, der leichter gesagt ist, als er befolgt werden kann. Schwierigkeiten über Schwierigkeiten häuften sich vor unserem Kameraden auf. Und wenn wir bedenken, daß einem Taubblinden die täglichen Vorlesungen weder sehend noch hörend vermittelt werden können, so werden uns die Schwierigkeiten verständlich. Sie mußten aus dem Wege geräumt werden, ehe der angehende Student daran denken durfte, sich an der Göttinger Universität zu immatrikulieren.



„Links ein großer, stiller Teich, rings dicht von Büschen und Bäumen umstanden" — mit hurtigen Tastzeichen auf die Hand erklärt die Begleiterin dem kriegstaubblinden Studenten Swoboda, wohin der Spaziergang sie geführt hat. Ohne sehen und hören zu können, genießt unser Kamerad mit Behagen eine solche Stunde der Ausspannung. Am liebsten aber ist ihm das Getriebe der Großstadt, dessen Vibrieren er spürt. Fotos (2): Faulhaber



Daß ein Kriegsblinder Klavier spielt, ist nichts Ungewöhnliches. Daß aber auch ein Kriegsblinder, der obendrein sein Gehör verloren hat, Freude am Klavierspiel hat und durch sein sicheres, gutes Spielen anderen Menschen Freude bringt, das zeugt von ungewöhnlicher Phantasie und Erlebnisfähigkeit, aber auch von männlicher Überwindungskraft.

Der damals 25jährige Hirschberger ging mit Schneid an die Arbeit heran. Er benutzte zunächst die einfache Blockschrift als Verständigungsmittel. Auf diese Weise war es ihm möglich, den Vorlesungen zu folgen. Er nahm die ihm von seinem ständigen Helfer in die Hand geschriebenen Worte auf, verarbeitete sie geistig und setzte seine wissenschaftlichen Arbeiten gleich den sehenden Studenten in Schreibmaschinenschrift. Es erforderte eine gewisse Zeit, die gewählte Zeichenschrift einwandfrei zu beherrschen. Doch die Sprache war unserem Kameraden geblieben, er brauchte nur aufzunehmen, um sich dann in fließender Rede seinem Helfer verständlich zu machen. Eine in mühevoller Kleinarbeit zusammengestellte Zeichensprache entwickelte der Student alsbald zu einem funktionierenden Organ. Bewundernswert ist sein Können auf diesem Gebiete. Mancher Leidensgefährte verfiele in eine unheilvolle Apathie. Doch der Wille und die Persönlichkeit Franz Swobodas erwiesen sich als überaus stark. In seinem ständigen Bemühen, sich wie früher so auch jetzt im Alltagsgetriebe neben den Sehenden zu behaupten, gaben sie den Ausschlag. Und ohne Rücksicht auf seinen Zustand meisterte er die ihm gestellte Aufgabe. Verlangen uns diese Leistungen nicht Anerkennung ab? Dabei erscheint es mir überflüssig, ausführlich auf die seelischen Spannungen, denen ein Taubblinder täglich und stündlich ausgesetzt ist, einzugehen.

Und Franz Swoboda nimmt am Zeitgeschehen regen Anteil. Nicht nur das politische und wirtschaftliche Leben, auch Georg Meier und Hein ten Hoff, Toto und Funklotterie sind ihm feste Begriffe. Kürzlich bestieg er sein Tandem und orientierte sich auf einer Spazierfahrt über den Kurs und den Zustand der Hamburger Rennstrecke. Wie er das macht, möchten Sie wissen? Nun, er hat mir sein Geheimnis verraten: „Gefühl ist alles!" lachte er, und ich war im Bilde.

In Mußestunden betreibt er eifrig Leichtathletik und Schwimmen. Er spielt Schach, weiß dabei auch zu gewinnen. Auch im Museum ist unser Kamerad zu Hause. Antike Plastiken haben es ihm angetan. Vor ihnen steht er mit besonderer Liebe und läßt sich ihre Form und Gestalt erklären, bevor er die Formen abtastet. Klavier, Akkordeon und Geige sind die Instrumente, die er gern spielt, anderen Menschen zur Freude.

Was er sonst noch betreibt? Er liebt die Unterhaltung. Bisweilen hält er sich besuchsweise in Hamburg auf, wo ihm die sonntäglichen Hafenrundfahrten und das Leben auf den verkehrsreichsten Straßen der Stadt Freude und Gleichgewicht zu geben vermögen. Unglaublich? Allerdings! Und Sie werden geneigt sein, es für einen Scherz zu halten, wenn ich Ihnen weiter berichte, daß sich der Taubblinde Franz Swoboda, Student der Volkswirtschaft, gelegentlich auf den Sitz eines Rennzweiers wagt und mit dem Ruder die Alster streichelt. Hören Sie, was er mir sagte:

„Ich fühle mich nirgends so sicher wie auf der Straße zwischen Menschen und Autos. Aus dem Großstadtgetriebe schöpfe ich die Kraft für mein Studium. Und was das Studium angeht, so möchte ich sagen, daß der Mensch auf der einen Seite tief schlummernde Fähigkeiten entwickelt, wenn ihn das Leben auf der anderen empfindlich beschneidet." Ich glaube es ihm, denn er hat es mir bewiesen, wenn er in angeborener Bescheidenheit auch wenig Aufhebens von sich selber macht. Und ich weiß auch, daß er sämtliche Register persönlichen Vermögens ziehen muß, will er als Studierender durchhalten. Denn auf der Universität wird ihm gegenüber seinen sehenden Studienfreunden nichts, aber auch gar nichts geschenkt. Danach befragt, sagt er mir noch im Vorgarten des Hauses: „Es kommt nicht so sehr darauf an, daß man will, sondern darauf, daß man weiß, was man will und kann. In die gestellte Aufgabe wächst der Mensch nur schrittweise hinein. Ein Vorhaben übers Knie zu brechen hieße auch für uns Blinde: nie vorwärtskommen, weil wir uns selbst nicht erkennen."

Peter-Paul Porzig

Kriegsblinde erzählen:

Die Vollmassage



Behufs Vermind'rung der Tonnage
verschrieb der Arzt mir Vollmassage.
Dies Mittel, meint er, sei erprobt
und werd' von alters her gelobt.



Die Körperfülle würde schwinden,
auch werd' man merklich Lind'rung finden

bei Ischias und Reißmateis,
bei Hexenschuß und kaltem Schweiß,
bei Gicht und selbst bei Muskelschwund,
kurzum — ich würde kerngesund.

Ob dieser Botschaft hochbeglückt,
stieg ich, sobald ich frühgestückt,
hinunter zur Massagestube
und — fiel in eine Mördergrube.

Schon gleich beim Eintritt schwant mir Böses.
Ich ahnte etwas Schauderöses.
„Ausziehen!" scholl es mir entgegen.
Ich folgte schüchtern und verlegen.
Ich fror vor diesem barschen Ton,
am liebsten wär ich gleich davon.



Zu spät! Schon stand ich splitternackt.
Jählings werd' ich am Arm gepackt
und auf die Folterbank geschoben.
Kaum aber lag ich rücklings oben,
nahm der Masseur mich in die Kur.

Der Anfang dieser Prozedur
bestand aus Schmieren und aus Salben.
Bekanntlich hilft dies allenthalben,
wo Reibungswiderstände stören.
Ich ließ mich denn auch prompt betören
und übergab mich seinen Händen ·
im Wahn, es würde harmlos enden.

Autsch! Ist der Kerl denn ganz verrückt,
wie er die Füße mir zerdrückt!
Er reibt und knautscht, er quetscht und stößt,
daß fast die Haut vom Fleisch sich löst.

Dann nottelt er an meinen Zeh'n
um sie mir einzeln abzudrehn.
Der Schmerz dringt tief bis in die Seele.
Ein Ächzen fährt aus meiner Kehle,
doch er hat völlig ungerührt
mein Schienbein mit der Faust poliert.

Jetzt rubbelt er an meinen Haxen.
Im Kniegelenk ertönt ein Knacksen,
als würde jemand Reisig brechen.
Die ausgerenkten Hüften stechen.

Nach diesem sachlich strengen Wort
fuhr er mit der Behandlung fort
und rückt mir wieder auf die Pelle.
Mein Unterleib war nun die Stelle,
wo ich die harten Pranken fühlte.
Oh! Wie er in den Därmen wühlte!



Ich wind' mich wie ein Regenwurm.
Das Barometer steht auf Sturm.
Vergebens such' ich zu entrinnen;
er preßt mich nieder auf das Linnen
und schimpft, ich wäre zu empfindlich,
er fände dieses einfach kindlich.
Ich sei halt durch und durch verkalkt,
drum würde ich jetzt durchgewalkt.

Er bohrte mit den Fingerspitzen,
als wollt' er mir den Bauch aufschlitzen.
Dann trommelt er in wilder Lust
im Sambatakt auf Bauch und Brust,
bis alle Rippen eingeschlagen.
Es sticht im Herzen, grollt im Magen.
Die Lunge platzt mit lautem Knall,
daß ich vor Schreck in Ohnmacht fall'.

Ein milder Schleier senkt sich nieder,
doch rasch kommt das Bewußtsein wieder,
weil er an meinen Schultern zerrt
und dabei ruft: „Das Ganze kehrt!"

Mit meinem letzten Atemhauch
wälz' ich mich mühsam auf den Bauch,
gefaßt auf jede weit're Qual.
Es blieb mir keine and're Wahl.

Mein Stöhnen schwillt zu lautem Röcheln.
als er an Zehen Waden, Knöcheln
von neuem knetet, zwickt und klatscht.
Mein Oberschenkel wird zermatscht,
als wollt' er ihn zu Gulasch hacken.
Dann kommt er an die Hinterbacken.



Hier hielt ich mich für abgehärtet
und sozusagen ungefährdet.
Jedoch die eitle Hoffnung trog,
denn was sich jetzt an mir vollzog,
erfüllte mich mit dumpfer Trauer.
Es prasselte wie Hagelschauer
auf die genannten Teile nieder,
und Blitze zuckten durch die Glieder.

Nachdem ich völlig plattgedroschen,
war jeder Widerstand erloschen.
Ich hielt mein Leben für verloren.
Der Angstschweiß trat aus allen Poren,
indes er ziemlich unbekümmert
mein Rückrat nach und nach zertrümmert.

Schon sind die Schultern ausgekugelt.
Der Kopf wird hin und her gerugelt
als Lock'rungsübung für den Nacken
und nützlich zum Gehirnentschlacken.

Nach diesem war ich fast k. o.,
Er aber klopft mir auf den Po
zum Zeichen, daß er nun zu Ende.
Dann wäscht er pfeifend seine Hände,
mit sich und seinem Werk zufrieden.
Wortlos bin ich von ihm geschieden.





Post scriptum: Was ich sagen wollte,
falls ein Masseur mir ernstlich grollte
bezüglich dieser Moritat,
dann fänd' ich ihn entsetzlich fad.

Kriegsbl. Friedrich Mezger



Der Urlaub erlaubt ein von der Tageslast, die ja auch für die Ehefrau eines Kriegsblinden doppelt wiegt, unbeschwertes Zusammensein.



Anfang Mai war diesen beiden Gästen des Heims auf der Insel Borkum das Wasser wohl noch zu kalt. Aber die gute Laune fehlt nicht.



Im Garten des Kriegsblinden-Kurheims Braunlage. Die Pflege und Ruhe einer Erholungszeit hat jeder Kriegsblinde bitter nötig, er findet sie in den eigenen Erholungsheimen seines Bundes.

Die Kriegsblinden-Kurheime

Ein Gespräch mit dem Leiter unserer Erholungsfürsorge

Im Februar und März jeden Jahres steht Albert Bierwerth, der Leiter der Kriegsblinden-Erholungsfürsorge, immer wieder mit den gleichen Kopfschmerzen vor dem gleichen Berg von Anmeldungen, mit denen Tausende von Kriegsblinden einen Urlaubsaufenthalt in einem der sieben Kur- und Erholungsheime des Kriegsblindenbundes beantragen. Kein Wunder, daß diese Heime so sehr beliebt sind! Wir lassen uns von Herrn Bierwerth, einem Kriegsblinden des 1. Weltkrieges, der seit über 30 Jahren ehrenamtlich die Erholungsfürsorge leitet und verwaltet, einiges darüber erzählen. Wir sitzen ihm in seiner Wohnung in Göttingen, in der ein Raum für die Geschäftsstelle abgetrennt ist, gegenüber.

„Daß meine kriegsblinden Kameraden ganz besonders der Erholung bedürfen, besonders die Berufstätigen unter ihnen, bedarf ja wohl keiner Erläuterung", so hören wir, „aber daß wir dazu eigene Heime brauchen, das wollte man oft nicht einsehen. Der Kriegsblinde fühlt sich in seiner Urlaubszeit jedoch *allein unter Kameraden* restlos wohl, weil er hier nicht der neugierigen Beobachtung der Sehenden ausgesetzt ist und weil er sich deshalb ganz unbefangen geben kann. Auch tut ihm der Gedankenaustausch mit den Schicksalsgefährten wohl, was auch für die Ehefrauen der Kriegsblinden gilt. Nur in *eigenen* Heimen können wir auch Einrichtungen und Hilfen schaffen, mit denen auf die Blindheit der Gäste besonders Rücksicht genommen wird."

„Wieviel Betten stehen denn in den Heimen zur Verfügung?"

„Es sind jetzt, nachdem wir 1950 und 1951 drei neue Heime in Betrieb nehmen konnten — in Münster a. Stein, in Wildbad und auf der Insel Borkum — für Erwachsene 398 Betten, davon 214 in den ganzjährig geöffneten Heimen."

„Und diese Anzahl reicht nicht aus?"

„Leider nicht, jedenfalls nicht in der Ferienzeit. Sie dürfen ja nicht vergessen, daß jeder kriegsblinde Gast eine Begleitperson mitbringt, meist die Ehefrau. Aber auch Kinder gehören in den meisten Heimen zu den Gästen, so daß wir im Jahre 1950 z. B. insgesamt 2428 Gäste an 64 608 Verpflegstagen hatten, meist in vierwöchigen, geregelten Kurperioden."

„Wie läßt sich denn bei einem solchen Riesenbetrieb die *finanzielle* Seite regeln? Sie werden doch von Ihren Kameraden nicht Preise verlangen, wie sie in Fremdenpensionen gefordert werden?"

„Die Kriegsblinden", so lautet die Auskunft, „sind ja vor allem wegen ihrer Verwundung, also wegen ihres Versorgungsleidens, so erholungsbedürftig. So werden dem Kriegsblinden auf gesetzlicher Grundlage *Badekuren* gewährt, die nach Antrag bei den Versorgungsämtern durch die Landesversorgungsämter ge-



Ein schönes Plätzchen im Kriegsblinden-Erholungsheim Söcking am Starnberger See.

nehmigt und von dort an die Abteilung Erholungsfürsorge des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands bezahlt werden. Nur die Heime in Wildbad und Söcking treffen ihre Verrechnung unmittelbar mit den zuständigen Landesversorgungsämtern."

„Aber diese Mittel werden doch kaum ausreichen, wenigstens nicht für den Ankauf neuer Heime?"

„Hier müssen wir Kriegsblinden uns selber helfen. Schon die Instandhaltung der Heime erfordert erhebliche Zuschüsse. Im Jahre 1951 haben sich erstmalig das Bundesinnen- und das Bundesarbeitsministerium in recht erfreulicher Weise beteiligt. Vor allem aber sind es die Landesverbände unseres Bundes, die — teils mit Mitteln aus öffentlichen Sammlungen — der Erholungsfürsorge beistehen und auch den Ankauf neuer Heime ermöglichen. Nach dem ersten Weltkrieg half uns vor allem die damalige Kriegsblindenstiftung."

„Die Wiederbelebung dieser Stiftung ist noch nicht gelungen?"

„Wir haben wohl den großen Wunsch — aber die Schwierigkeiten sind zu groß! So hoffen wir, daß auch weiterhin die Bundesregierung Beihilfen bewilligt, wie das früher durch das Reichsarbeitsministerium geschah."

„Und die Hauptfürsorgestellen?"

„Es wäre schon viel gewonnen", so meint Herr Bierwerth, „wenn die Hauptfürsorgestellen in unseren Heimen nicht immer wieder einen Geschäftsbetrieb, sondern eine Fürsorgeeinrichtung sehen würden, die vor allem einer *sozialen* Aufgabe gerecht wird und bei der erst in zweiter Linie die Rentabilitätsfrage eine Rolle spielen sollte. Wir müssen ja unsere Pensionspreise, die wir neuerdings leider auch bei Badekuren für die Begleitperson eines Kriegsblinden verlangen müssen, so niedrig wie möglich halten, um keine Kameraden aus finanziellen Gründen auszuschließen."

„Aber aus Platzmangel müssen Sie immer noch Kameraden abweisen?"

„Das ist alljährlich unser großer Kummer. Wohl 600 Kameraden konnten in diesem Jahr keine Aufnahme finden."

„Nach welchen Gesichtspunkten treffen Sie denn die *Auswahl?*"

„Bevorrechtigt sind zunächst jene Kameraden, die noch nie in einem Heim waren, oder jene, deren letzter Heimaufenthalt am weitesten zurückliegt. Das gilt vor allem für den großen Andrang in den vier Sommermonaten. In den Übergangsmonaten ist die Unterbringung sehr viel leichter, und manche Kameraden finden in dieser Zeit alljährlich Aufnahme. Jene Kameraden aber, die in den Schulferien mit ihren Kindern kommen möchten, können vielleicht nur alle vier Jahre aufgenommen werden. Zuständig für die Platzzuweisung ist immer nur die verantwortliche Stelle des Kriegsblindenbundes."

„Sie sprachen von Badekuren. Werden denn geregelte Kuren durchgeführt?"

„Aber ja! Die Kurmittel in den einzelnen Kurorten werden von allen Heimgästen systematisch in Anspruch genommen. Es gibt, wie z. B. in Bad Pyrmont, die für eine Kur notwendigen Bäder und Badetage für unsere Gäste. Meist läßt sich der Kriegsblinde schon vor Beantragung einer Kur von seinem Hausarzt den für ihn günstigsten Kurort sagen."

„Und die ärztliche Betreuung in den Heimen?"

„Jedem unserer Kurheime steht ein *Heimarzt* zur Seite, dem jeder Gast am Tage nach seinem Eintreffen vorgestellt wird. Der Heimarzt trifft auf Grund seiner Untersuchung seine Anordnungen über den Gebrauch der Kurmittel. Die Durchführung dieser Anordnungen wird von der Heimleiterin, die stets eine Krankenschwester ist, überwacht. Allwöchentlich findet eine ärztliche Visite statt und bei Beendigung der Kur eine Schlußuntersuchung, deren Ergebnis mit der Rechnungslegung dem Landesversorgungsamt übersandt wird."

„Können Sie uns etwas über die *Verpflegung* in den Heimen sagen?"

„Nun, es gibt eine gutbürgerliche Kost. Fleisch gibt es jeden Tag, wenn nicht mittags, so doch abends. Im Gegensatz zu den meisten anderen Pensionen gibt es in den Heimen auch den Nachmittagskaffee, zu dem mehrmals in der Woche auch Kuchen gereicht wird. Zu Bohnenkaffee langt es allerdings meist nur sonntags. Im übrigen kann immer nachgereicht werden, so daß niemand den Tisch hungrig zu verlassen braucht."

„Da müssen Ihre Heimleiterinnen ja sehr vielseitig sein, wenn sie trotz sparsamster Wirtschaftsführung doch immer eine gute Verpflegung auf den Tisch bringen", so werfen wir ein.

„So ist es auch", bestätigt uns Herr Bierwerth, „unsere Heimleiterinnen müssen nicht nur ausgezeichnete Kenntnisse in der Krankenpflege haben, damit wir unserer Verantwortung gegenüber den Landesversorgungsanstalten gerecht werden können, sie müssen auch klug wirtschaften können. Am allerwichtigsten aber ist es, daß die Heimleiterinnen auch geistig etwas zu geben haben und daß sie eine glückliche Atmosphäre im Heim zu prägen verstehen. Dazu gehört ein besonders tiefes Verständnis für nichtsehende Menschen."

„Der seelische Gewinn wird für Ihre Kameraden bei jedem Heimaufenthalt sicherlich der schönste sein."

„Ganz gewiß! Denken Sie nur einmal daran, daß viele Kriegsblinde unter ärgster Wohnungsnot zu leiden haben, und daß sie schon deshalb in den Heimen einmal aufleben können. Oder denken Sie daran, wie die Ehefrau eines Kriegsblinden im Alltag nicht nur durch ihren Haushalt wie jede andere Frau beansprucht ist, sondern auch durch die vielen Handreichungen und Hilfen bei der Betreuung ihres Mannes. Hier im Heim kann sie sich ihm einmal unbeschwert widmen. Und der Kriegsblinde selber erfährt in der Begegnung mit Schicksalskameraden manche Ermutigung, sein Schicksal froheren Sinnes zu meistern."

Ein Werk des Segens hat sich unseren Fragen erschlossen, und die deutschen Kriegsblinden können stolz darauf sein, daß sie aus eigener Kraft dieses Werk geschaffen haben und mit überzeugender Sicherheit bewältigen.

Geht dich das nichts an?

Wir wissen es wohl, und wir verstehen es sogar: allzugern schiebt der sehende Mensch die Erinnerung an das Kriegsblindenschicksal beiseite. Das ist alles so traurig, denkt er . . .

Warum ist es ihm so lästig, einmal den Kriegsblinden zuzuhören? Das mag sehr viel feinere Gründe haben, als er es weiß. Vielleicht ahnt er es. Er ahnt, daß die Kriegsblinden ein Schicksal tragen, das ja ihn selbst so leicht hätte treffen können.

Da gab es zu Beginn des Krieges — um es im Beispiel auszudrücken — irgendwo und überall eine Gruppe von Menschen. Männer, alte und junge, Soldaten und Nichtsoldaten, auch einige Frauen und Kinder darunter. Heute wissen wir es: Von diesen Menschen sollten einige sterben, andere verletzt werden und einer auch erblinden.

Vielleicht solltest du dieser eine sein? Oder dein Bruder, dein Sohn? Es traf dich nicht. War es dein Verdienst? Hast du ein Recht, dir etwas auf den Besitz deiner gesunden Sinne einzubilden oder auf die Gnade, die dich behütet hat?

Und weißt du genau, daß du diesen Besitz behalten darfst und daß du niemals zu den Tausenden erblindeten Menschen gehören wirst?

Wisse also, daß diese Kriegsblinden ihr Schicksal an deiner Statt tragen, stellvertretend für dich. Du hast also kein Recht dazu, die Erinnerung an ihr Leid als lästig zu empfinden oder gar mit jenem überheblichen Wohlwollen sentimentalen Mitleids ihnen zu begegnen, das im Grunde trennt und ausschließt.

Stellvertretend für dich tragen die Kriegsblinden ihr Schicksal, aber sie rühmen sich dessen nicht, und sie rechnen es dir nicht vor. Sie fordern nichts von dir, was dir wehtun könnte, sie pochen nicht selbstherrlich auf gesellschaftliche Rechte. Aber — und das wirst du verstehen — sie wollen sich auch nicht erniedrigen oder sich erniedrigt finden. Sie wollen als geachteter Mitmensch neben dir stehen, nicht in ein einsames Sonderdasein verbannt.

Und warum soll nicht auch das gesagt sein: Die Kriegsblinden sind durch ihre Erblindung keine Heiligen geworden. Sie haben Fehler wie du, und sie sind auch darin dir gleichgeartet.

So reichen sie dir die Hand hin. Sie warten darauf, daß du einschlägst. Das Miteinander wird dich nicht traurig machen, sondern reicher.

F. W. H.



Zeichnung: Gerhard Ulrich